

Die Gründung von Deutsch-Ostafrika

Karl Peters



Carl Peters
1906.

[illegible]

Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn.
[illegible]



Dr. Carl Peters:

Die Gründung von Deutsch-Ostafrika.

Kolonialpolitische Erinnerungen und Betrachtungen.

Mit 1 Kunstbeilage, 14 Abbildungen und einem Faksimile.

Volk und Knecht und Überwinder
Sie gestehn zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.
(Goethe.)

6.—10. Tausend.

Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn.
1906.

Von demselben Verfasser und im gleichen Verlage erschien:

England und die Engländer.

Vorwort.

Die nachfolgende Darstellung verdankt ihr Entstehen der Anregung einiger meiner nächsten Freunde. Es erschien nützlich, eine objektiv und subjektiv genaue Geschichte der Begründung von Deutsch-Ostafrika zu liefern, welche mehr als irgend eine andere Episode aus den Anfängen unserer kolonialen Entwicklung „von der Parteien Haß und Gunst entstellt" und bereits tendenziösen Fälschungen unterworfen ist. Eine genaue Zusammenstellung der Tatsachen, wie sie sich vollzogen haben, ist nicht nur an sich von geschichtlichem Interesse, sondern sie liefert auch einen nicht ganz unwesentlichen Beitrag zum Verständnis der überseeischen Politik des Fürsten Bismarck im letzten Jahrzehnt seiner Reichskanzlerschaft.

Für mich hat diese Arbeit noch ein persönliches Interesse. Von Anfang an meiner öffentlichen Tätigkeit in Deutschland, welche den Zeitraum von 1884 bis 1896 umfaßt, bin ich einer merkwürdig gehässigen Kritik ausgesetzt gewesen, welche mir meistens in hohem Maße unbillig erschienen ist. Mit dieser Tatsache habe ich mich innerlich abgefunden, und für die paar Lebensjahre, welche mir noch auferlegt sein mögen, ist es praktisch auch gleichgültig, was man in Deutschland über meine kolonialpolitische Wirksamkeit heute denken mag oder nicht. Aber unser aller wartet nach dem Tode der Gerichtshof

der Nachwelt, welcher allein kompetent ist, zu beurteilen, was wir in unserer irdischen Tätigkeit angestrebt und was wir erreicht haben. An diesen Gerichtshof will auch ich meine Akten mit hinunterschicken; und dieses Buch bildet einen Teil dieser Akten. Wenn es auch nur ein bescheidenes Kapitel aus der Entwicklung des Deutschen Reiches am Abschluß des 19. Jahrhunderts behandelt, so mag es doch für den Einen oder den Andern in der nachfolgenden Generation nicht ohne Interesse sein.

Das Weltgericht der Geschichte liegt stromabwärts in der Zeit. Es urteilt im wesentlichen nur das ab, was wir getan oder was wir nicht getan haben. Dahinter gibt es dann vielleicht noch ein zweites Totengericht, welches hinter Raum und Zeit thront, und welches darüber befindet, was aus uns selbst in diesem Erdenleben geworden ist; was unsere Taten und unsere Leiden aus unserer Persönlichkeit gemacht haben: „Als was traten wir in dieses Dasein hinein, und als was traten wir wieder hinaus?“ Vom Standpunkt dieser ernsteren Frage sinkt alles Erlebte zur Rolle des Mittels zum Zweck für unsere transzendentale Entwicklung hinab, wird die ganze Weltgeschichte selbst auf das Maß einer Erziehungsschule für die Individuen beschränkt. Für dieses „letzte Gericht“ sind Akten, wie die hier mitgeteilten, wesenlos. Da gibt es kein Anschuldigen und kein Verteidigen; ein jeder bringt sein Urteil schon fertig mit, in der Wesenheit, welche er in seinem Erdendasein sich erworben hat.

Sicherlich bedeutet meine kolonialpolitische Tätigkeit nicht viel vor dem Forum der Weltgeschichte. Aber es könnte sein, daß die inneren Erfahrungen, welche sie mir gebracht hat, mir für das eigentliche Totengericht

hinter dem ganzen von Nutzen wären. Denn, wenn ich auf meinen Lebenslauf zurückblicke, so muß ich bekennen, daß die tiefsten Eindrücke in meinem Seelenleben gerade aus den Kämpfen um Deutsch-Ostafrika hervorgegangen sind. Aus ihnen „habe ich gelernt"; die „haben mir zu denken gegeben". Und zwar weit ernstere Dinge als Volkswirtschaft, Verwaltungskunst und Weltpolitik. In ihnen habe ich dem Nichts ins Antlitz geschaut und mit dem Ewigen selbst Wechselrede gehalten.

Doch ich schweife ins Metaphysische ab.

Zu dieser Veröffentlichung will ich nur noch bemerken, daß sie seit 10 Jahren das erste Buch ist, welches ich nicht gleichzeitig in englischer Sprache herausgebe. Im nachfolgenden habe ich etwas für meine Landsleute im besonderen mitzuteilen; und es erschien mir angebracht, bei dieser Auseinandersetzung das Ausland einstweilen beiseite zu lassen.

Windahgil in Manicaland, Juni 1906.

Carl Peters.

Inhalt.

Seinem langjährigen treuen Freunde, dem unermüdlichen und mannhaften Vorkämpfer für eine nationale deutsche Politik,

Herrn von Kardorff,

als ein kleines Zeichen seiner dankbaren Verehrung

gewidmet

vom

Verfasser.



Carl Peters im sechsten Lebensjahre.

I.

Vorbereitung.

Ich entstamme dem Pfarrhause in Neuhaus a. d. Elbe. Der Ort gehört zu dem Teile des Herzogtumes Lauenburg, der 1815 bei dem Königreich Hannover verblieben ist. Die ehemaligen Herzöge von Lauenburg hatten vor Jahrhunderten ein Jagdschloß dort gebaut, dessen Ruinen noch heute vorhanden sind, und welches seinerzeit wohl einmal ihr „Neues Haus" gewesen sein wird. Die Landschaft um Neuhaus ist eine echt niederdeutsche: der Elbseite zu fette Marsch mit zwei kleinen Landseen und prächtigen Eich- und Buchenwaldungen, gegen Osten, an der Grenze von Mecklenburg-Schwerin, Geest mit weit ausgedehnten Föhren- und Tannenwaldungen. Der Elbstrom mit seinem ununterbrochenen Verkehr mußte den Geist der Bevölkerung naturgemäß aufs Weltmeer richten, und überseeische Beziehungen



Geburtshaus von Carl Peters
(Pfarrhaus in Neuhaus a. Elbe).

bestanden in fast allen Familien. Der eine hatte Anverwandte in Amerika, der andere einen Bruder zur See, ein dritter korrespondierte mit seinem Sohne in Ostasien oder in Honolulu. Wir selbst hatten einen Onkel in London, einen anderen in Nordamerika. Unsere nächste große Stadt war Hamburg, der Hauptabsatzplatz zugleich für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse unseres Kreises.

Wir waren neun Geschwister, von denen ich selbst der Zweitjüngste bin. Mein ältester Bruder besuchte bereits die Universität, als ich noch ein Knabe von 8—9 Jahren war. Ob ich selbst zu dieser Zeit schon kolonialpolitische Velleitäten verspürt habe, weiß ich nicht. Alte Frauen in Neuhaus sollen heute erzählen, ich hätte bei meinem ersten Geographieunterricht nach einem Blick auf die Weltkarte den Lehrer gleich gefragt: „Warum haben wir denn keine Kolonien?" Auch soll ich in mysteriöser Weise überall die Form des Erdteiles Afrika hingezeichnet haben. Dies glaube ich indes nicht. Wohl aber erinnere ich mich aus meiner frühesten Kindheit, daß mein Vater Livingstones Reisen mit leidenschaftlichem Interesse verfolgte. Die Karte Afrikas lag immer offen auf seinem Sofatisch, und oft, wenn ich ihn zum Essen rufen mußte, wies er auf das ostafrikanische Seengebiet hin und sagte: „Dort liegt die Zukunft Afrikas". Auch war er ein persönlicher Freund des Afrikareisenden Karl Klaus von der Decken, welcher zwischen seinen Reisen bei Verwandten in der Nähe von Neuhaus zu leben pflegte. Das tragische Ende dieses tapferen Mannes im Jahre 1865 wirkte also auch auf unsern Familienkreis zurück und erregte meine jugendliche Phantasie. Ich konnte damals nicht ahnen, wie sehr ich selbst mit den Feldern seiner Forscherarbeit später verbunden werden

sollte: mit dem Kilimandjaro, den für Deutschland zu gewinnen mir vergönnt war; dann dem Juba, wo ich meinen liebsten Jugendfreund, Karl Jühlke, verlieren sollte.

Ich danke es der Erziehung meines Vaters, daß mein Körper von frühester Jugend auf abgehärtet und im Schwimmen, Ringen, Turnen usw. unausgesetzt geübt ward. Ich war bald der beste Turner in Neuhaus und bin auch hernach auf dem von mir besuchten Gymnasium, wenigstens im Ringen, stets allen meinen Altersgenossen überlegen geblieben. Das Baden im Sommer entwickelte sich bald zu längeren Schwimmregatten und im Winter wurden die vielen Eisgelegenheiten um meinen Geburtsort herum von früh bis spät ausgenutzt. Bald, schon mit 9 oder 10 Jahren, organisierte ich mir mein eigenes Gefolge von Anhängern, mit denen ich nicht nur die Gegenparteien in unserem eigenen Orte, sondern auch die Buben der umliegenden Dörfer eifrig bekriegte. Mein Vater, als Geistlicher der Gegend, hatte nicht immer reine Freude an seinem Sohne Karl.

Dann wieder liebte ich es, mich tagelang von meinen Genossen zurückzuziehen und in Wiesen und Wald über diese geheimnisvolle Welt und meine eigene Zukunft zu träumen. Ganze Nachmittage brachte ich gern allein in einem Kahne auf dem Karrenziener See hinter unserem Garten zu, oder ich lag im Grase und blickte den vorbeiziehenden Wolken nach. Dabei war ich ein unermüdlicher Leser; Geschichte und Naturwissenschaft reizten meine Neugier schon in frühem Alter; natürlich hatten auch auf meine Phantasie der Lederstrumpf und Robinson Crusoë, Grimms, Musäus und Andersens Märchen ihren unauslöschlichen Einfluß. Geradezu ein Ereignis in meinem Leben war es, daß einer meiner Lehrer, der nachmalige

Pastor Kreipe, mir im Alter von 10 Jahren die Naturstudien von Hermann Masius schenkte, in denen ich bis auf den heutigen Tag immer wieder mit Genuß lese. Ich kann nicht aussprechen, welche Summe von Freude und Anregung ich diesem feinsinnigen und tiefen Beobachter zu danken habe. Er, neben Arthur Schopenhauer, hat meinem Denken und Naturempfinden die ihnen eigentümliche Richtung gegeben.

Doch will ich hier nicht die Geschichte meines Lebens schreiben; sondern nur diejenigen Elemente in meiner Entwickelung andeuten, in denen ich die geradlinige Fortbewegung auf meine afrikanische Tätigkeit erkenne. Meine Phantasie war von Kindheit auf erfüllt mit großen Vorbildern: die Helden der Ilias, Themistokles und Miltiades, Pompejus und Cäsar, Friedrich der Große und Napoleon beschäftigten mich bei Tag und Nacht. Dazu nun kamen die großen Umwälzungen in Deutschland, welche ich als Knabe miterlebte und mitempfand. Der Krieg von 1866 beseitigte die angestammte Dynastie der Welfen. In den sie begleitenden Kriegsspielen unter uns Knaben nahm ich von vornherein die Seite der Preußen. Der Krieg von 1870 und die Gründung des Reiches im Januar 1871 fanden mich schon als einen verständnisvolleren Beobachter — ich war damals 14 Jahre alt. Diese Eindrücke trieben meinen Geist immer entschiedener in die nationale, um nicht zu sagen, chauvinistische Richtung. So skeptisch ich gegenüber der Mitteilung bin, daß ich schon in den sechziger Jahren das Manko Deutschlands an Kolonien empfunden hätte, so deutlich weiß ich, daß mich ein Blick auf die überseeischen Landkarten in den siebziger Jahren mit einer Art von Schamgefühl erfüllte. Das kleine Dänemark und Holland färbten Landgebiete

über See mit ihren Farben — wo blieb das mächtige Deutsche Reich? So wie ich, haben sicherlich viele Tausende von jungen Deutschen damals empfunden.

In Neuhaus besuchte ich eine Vorschule, welche mein Vater selbst ins Leben gerufen hatte. Im März 1870, nach meiner Konfirmation, siedelte ich auf das Johanneum zu Lüneburg über, wo ich mit 13 Jahren reif für die Untertertia befunden wurde. Indes sandte mein Vater mich bereits zu Ostern 1871 auf die Klosterschule zu Ilfeld, wo ich dann 5 Jahre lang verblieb. Hier war Professor Schimmelpfeng Direktor, der eine Kusine von mir zur Frau hatte. Er war ein vorzüglicher Pädagoge, dabei ein genialer Lehrer. Keiner seiner Schüler wird jemals seine Auslegung des Horaz, Homer, Plato vergessen können. Von den übrigen Lehrern zu Ilfeld haben insbesondere Professor Freye, unser Mathematiklehrer und Professor Dr. Müller, jetzt Direktor in Blankenberg, welcher Deutsch uud Geschichte unterrichtete, Einfluß auf mich gehabt. Ich persönlich geriet in Ilfeld von vornherein, ohne es eigentlich zu wollen, in eine Kampfesstellung. Das Kloster war 1871 nicht so sehr dem Namen, aber der Sache nach ein Alumnat von jungen Adligen. Es lebten dort die Söhne vornehmer Familien nicht nur aus Nord-, sondern auch aus Mittel- und Süddeutschland (wie die Reuß, Götz von Berlichingen, Stolberg usw.). Nun war ich gewohnt gewesen, in Neuhaus und Umgegend meiner kleinen Persönlichkeit Geltung zu verschaffen mit der Faust, und, wo dies versagte, durch Organisierung einer Partei. In Ilfeld geriet ich sofort in ein ganz anderes Milieu, wo solche Mittel nichts zu nützen schienen. Die Faust am ersten Morgen meiner Anwesenheit schaffte mir zwar einige dreiste Über-

griffe ein für allemal vom Halse. Aber ich konnte damit doch nicht eine Umgebung überwinden, die, wie ich bald fand, in Lebensformen mir überlegen war. Ich hatte mich also den in Ilfeld gegebenen Anschauungen bis zu einem gewissen Grade einzufügen; habe aber bis zum Schlusse, glaube ich, meine eigene Individualität behauptet.

Ich sehe in meinem Abiturientenzeugnis, daß meine beiden Hauptfächer in Ilfeld deutscher Aufsatz und Mathematik waren; aber Geschichte, Griechisch und Lateinisch gingen Hand in Hand. Im sittlichen Betragen finde ich die Bezeichnung: gut, welche ich vielleicht nicht verdient hatte. Wie früher in Neuhaus mein Vater, so hatten mehr noch meine Lehrer in Ilfeld Grund, über meine Unbotmäßigkeit zu klagen. Wie solche Eigenschaften in einen Menschen hineinkommen, ist schwer zu erklären; wenn wir nicht zur Theorie der Seelenwanderung zurückgreifen, wonach wir unser „Karma" aus früheren Existenzen in dieses Dasein mit hineinbringen, also unter dem direkten Einfluß vergangener Aeonen stehen. Jedenfalls kann ich bezeugen, daß der „Wille" (der „dumme Wille" nach Schopenhauer) in meinen Schuljahren meistens die besten Pläne der „Vorstellung" über den Haufen geworfen hat.

Neben meiner eigentlichen Schultätigkeit, welche ein äußerst geringes Maß meiner Zeit in Anspruch nahm, warf ich mich in Ilfeld auf das Studium der Geschichte und auf Dichterei. Von Untersekunda an wurde ich Dichter, und in Unterprima war ich Dichter *Κατ' ἐξοχην*. Ich schrieb Dutzende von Gedichten, die den Teufel auf den Weltthron setzten; ich schrieb eine Komödie: „Tante und Nichte." Ich schrieb einen „Judas Ischarioth", Drama in 5 Akten (Shakespearesche Manier); ich schrieb Liebeslieder; ich besang Feld, Wald und Bach.

Abgesehen von diesen Privatliebhabereien interessierten mich in Ilfeld die „Parteikämpfe“ stets mehr, als die eigentlichen Schulaufgaben. Ich war seit Untersekunda an der Spitze der „Roten“, die den verbündeten „Weißen“ und „Blauen“ gegenüberstanden, welche die Schülergeschicke tatsächlich beherrschten. Ich glaube, diese Parteigegensätze in einem Alumnat sind in der Tat eine vorzügliche Vorschule für eine Nation, welche ein öffentliches Leben hat. Sie gleichen in einem gewissen Sinne den „Debating Clubs“ in Eton und Harrow, sowie zu Oxford und Cambridge. Aber sie haben den Vorteil, daß sie nicht bloß theoretische Debatirinteressen darstellen, sondern daß sie gewisse reale Einsätze zur Grundlage haben, um welche gekämpft wird (in Ilfeld die Kontrolle über die Haus- und Schulordnung, die der siegenden Partei zufiel). Man kämpfte nicht nur um Nüsse, sondern um wirkliche Realitäten: und zwar durch ein kompliziertes System von Wahlen. Immerhin übte das für eine öffentliche spätere Tätigkeit, und deshalb erwähne ich es hier.

Im April 1876 bezog ich die Universität Göttingen. Meine Stimmung, als ich Ilfeld am 23. März 1876 verließ, ist am deutlichsten gekennzeichnet durch folgendes kleine Gedicht, welches ich im Zuge zwischen Nordhausen und Ilfeld machte und gleichzeitig komponierte:

„In wilden Kampf reißt's mich hinein,
Und nichts hält mich zurück.
Es wird um Tod und Leben sein;
Dahin ist Ruh' und Glück.

Erfüllen muß sich mein Geschick;
Sei's früher oder spät.
Ich trotze ihm mit festem Blick,
Auch, wenn's zum Sterben geht.

Vielleicht werd' ich den Kampf bestehn;
Nur dann ist er vorbei.
Vielleicht werd' ich zugrunde gehn;
Mit allen, die mir treu."

Mein Vater war 1872 gestorben und hatte meine Mutter mit der Pension einer Pastorenwitwe zurückgelassen. Das vorzeitige Ende meines vornehmen und bedeutenden Vaters hatte eine tiefe Lücke in meinem Herzen gerissen, welche niemals ausgefüllt worden ist. Am Morgen seines Todes saß ich an seinem Bette, und er entwickelte mir eine Parallele zwischen Labienus, dem General Caesar's und Marschall Soult. In der Nacht verschied er. Die Rückwirkung auf mein Lebensschicksal war, daß ich von da an finanziell auf mich selbst angewiesen war. Meine Paten hatten bei meiner Taufe einen Glückstaler gestiftet. Das gab mir bei meiner Übersiedlung nach Göttingen die Summe von 163 Talern für mein Studium. Damit stellte ich mich zunächst für mein Freiwilligen-Jahr in Göttingen. Ich wurde in bezug auf meine Konstitution für tauglich; in bezug auf meine Sehweite indes für „bedingt tauglich" befunden. Ich ließ mich demnach, im Hinblick auf meine beschränkte Kasse, einstweilen zurückstellen.

Dann immatrikulierte ich mich für Geschichte und Geographie; aber auch sofort auf dem Paukboden, um Schläger- und Säbelfechten zu lernen. Korpsstudent konnte ich nicht werden, weil mir vorläufig noch der „nötige Wechsel" fehlte. Indes gründete ich mir eine eigene „sich schlagende" Verbindung, und, um meinen Wechsel zu füllen, schrieb ich einen Führer für das Museum des Vereins für Volksbildung in „Erdkunde und Kunst", das der damalige Dr., spätere Professor Post

organisierte, und bald auch regelmäßige Leitartikel für den in Seesen erscheinenden „Beobachter am Harz". Hernach in Tübingen gewann ich die Konkurrenz um das Stipendium der Klostermeyer-Stiftung zu Detmold für 1200 Mk. per annum, zunächst auf drei, dann auf ein viertes Jahr. Damit ist die Geldkalamität ein für allemal aus meinem Leben verschwunden. Ich hatte in meinen letzten Semestern 2800—3000 Mk. per Jahr; und konnte demnach meinen reicheren Freunden unter die Arme greifen.

Ich studierte im ganzen sechs Semester; die ersten zwei in Göttingen; das Sommersemester 1877 in Tübingen; vom Herbst 1877 bis zum März 1879 in Berlin. In Berlin hatte ich das Glück, im Oktober 1877 bereits als junger Student in die historischen Übungen des Geheimrat Waitz, des damaligen Herausgebers der Monumenta Germaniae, zugelassen zu werden. Diesem bedeutenden Manne danke ich nicht nur manches Wissen; besonders danke ich ihm Charakteranregung. Es war unter seiner geistigen Beeinflußung, obwohl diese indirekt war, da er von meinem Entschlusse selbst nichts erfuhr, daß ich mich im Januar 1878 entschied, noch nachträglich in den Kampf um die Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft einzutreten, welche die philosophische Fakultät der Universität zu Berlin im August 1877 ausgeschrieben hatte, um die Lösung der Frage einer „allseitigen und erschöpfenden Untersuchung" aller auf den Frieden



Carl Peters 1878.

zu Venedig (1178) bezüglichen „Nachrichten und Urkunden". Meine Kameraden in der Waitzschen Gesellschaft lachten recht herzhaft, als ich ihnen Ende Januar 1878 verkündigte, ich wolle noch in die race eintreten. Aber ich gewann die Goldene Medaille am 3. August und hatte damit praktisch meine akademische Laufbahn abgeschlossen. Ich ließ mich nach dem sechsten Semester exmatrikulieren, promovierte im Sommer 1879 in Berlin, und machte im folgenden Jahre mein Examen als Schulamtskandidat, worin ich die Berechtigung erlangte, in jeder Prima eines preußischen Gymnasiums Geschichte und Geographie zu unterrichten. Alle diese Examina machte ich meiner Mutter zu Gefallen. Ich beabsichtigte niemals, die Pläne und Träume meiner Knabenzeit in dieser Weise zu verwirklichen. Sondern ich wußte, daß mir trotzdem die Welt des Handelns offen stand. Ich ging im November 1880 nach Hannover mit dem Entschlusse, unter keinen Umständen Gebrauch von meinem Oberlehrerexamen zu machen. Ich kündigte also Vorträge in Literatur, Geschichte und Kunst für junge Damen an. Ich hielt solche Vorträge vor einem wachsenden Auditorium für einen Monat und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Diese Dinge kamen alsbald. Ich habe in meinem Leben wiederholt den dramatischen Zusammenhang der Ereignisse erlebt. Das heißt, ich habe oft gefunden, daß das, was wir in einem Drama nun als Steigerung erwarten würden, bei mir tatsächlich eintraf. So war es um das Jahr 1881. Ich saß in Hannover, voll von Energie und Plänen! Ich wartete auf eine „Gelegenheit". Im damaligen wohlregierten Staat der Hohenzollern, der mir durchaus imponierte, gab es solche inneren „Ge-

legenheiten“ nicht. Ans Ausland dachte ich um Neujahr 1881 nicht.

Da, ganz unerwarteter Weise, starb meine Tante Mrs. Karl Engel, 54 Addison Road, W. Kensington. Mein Onkel, Karl Engel, Bruder meiner Mutter, geboren 1818 zu Thiedenwiese bei Hannover, Komponist und ausübender Tonkünstler, lebte seit 1846 in England und war naturalisierter Engländer. Nach dem Tode seiner Frau richtete er die Einladung an mich, ihn in London zu besuchen. Damit hat mein Lebenslauf seine entscheidende Wendung genommen. Daß meine Tante gerade starb, während ich in Hannover saß und auf irgendeinen „Zwischenfall“ wartete; daß mein Onkel alsdann, aus einer großen Anzahl von Neffen, gerade mich als seinen Gesellschafter auswählte, war einer der manchen Zufälle, an denen mein Leben reich gewesen ist. Oder war es kein Zufall? Wer wollte sich unterfangen, das uralte Problem von Zufall oder Planmäßigkeit in den Schicksalen des einzelnen zu lösen? Je älter ich werde, um so mehr bin ich geneigt, eine vorsehende Hand in solchen äußeren Zwischenfällen zu erkennen. Das darf ich aussprechen, meine Berufung nach London zu Beginn 1881 ist eines der folgenreichsten Ereignisse in meinem Lebenslaufe gewesen.

* * *

Ich bin im allgemeinen, denke ich, nicht besonders abergläubisch, aber von jeher bin ich überzeugt gewesen von der mystischen Bedeutung der Zahl, welche schon Pythagoras gelehrt hat. Gewisse Zahlen scheinen eine innere magische Bedeutung für einzelne Personen zu

haben. Für mich galt schon als Knabe die Zahl drei als bedeutungsvoll. Alle wichtigen Wendungen und Ereignisse meines Lebens fanden in Jahren statt, welche sich durch drei dividieren lassen; z. B. 1878 hatte ich in Berlin die Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft erhalten, wodurch mein Studium recht eigentlich seinen Abschluß fand; 1881 wurde ich nach London gerufen; 1884 machte ich meine erste afrikanische Expedition; 1887 meine zweite, bei der ich die Küste von Deutsch-Ostafrika für uns erwarb, die eigentlich entscheidende Tat für die ganze Gründung der Kolonie; 1890 bedeutet die Durchführung der Emin-Pascha-Expedition mit dem Griffe nach Uganda und dem gesamten Viktoriasee-Gebiet usw. Das Jahr 1881, das wichtigste in meinem Leben, aber läßt sich nicht nur durch drei, sondern durch dreimal drei teilen.[1]) Meine Leser werden sicherlich über solche Spielerei lächeln. Aber sie ist mir so sehr zur Gewohnheit geworden, daß sie mich bei meinem Tageslaufe begleitet. Bei jeder Droschke, jedem Eisenbahnzuge, den ich benutze, macht mein Geist ganz unbewußt sofort als selbstverständlich das Rechenexempel durch drei. „Drei bringt mir Glück"; aber nur dann, wenn die Zahl mir zufällig entgegentritt, nicht wenn ich sie aufsuche. Dies gehört nicht eigentlich in dem Zusammenhange dieser Erzählung. Aber, da ich es einmal niedergeschrieben habe, so mag es stehen bleiben. Vielleicht würde es gar nichts schaden, wenn jeder derartige innere Erlebnisse bekannt geben wollte. Es mag sein, daß unsere Erkenntnis des dunklen

[1]) Im Horoskop, für den 27. September 1856 (4—5 Uhr Morgens), meinem Geburtstag, wird die Zahl drei als bedeutungsvoll für meinen Lebenslauf, der im Zeichen des Jupiter sich vollziehen soll, genannt.

Untergrundes unseres Daseins nicht dadurch gewönne; immerhin würde die Psychologie der Menschheit eine Bereicherung dadurch erfahren.

Karl Engel, zu dem ich im Januar 1881 fuhr, hatte eine vollendete künstlerische Erziehung in Deutschland empfangen. Wie seinen älteren Bruder August Engel, den Dichter der Weserlieder, hatte die Natur ihn ausgestattet mit einem feinen, fast überfeinen ästhetischen Gefühl, einer lebhaften Phantasie und einem wahrhaft deutschen Sinn für das Echte und Große in Natur und Kunst. Seine erste Ausbildung in Klavierspiel und Komposition empfing er durch den Organisten Enckhausen in Hannover und hernach von 1837 an durch Hummel und Lobe in Weimar. Später ließ er sich für kurze Zeit in Hamburg nieder und lebte dann einige Jahre in Warschau und



Carl Engel 1880.

Berlin, wo er die Bekanntschaft einiger vornehmer Engländer machte und mit Rungenhagen Freundschaft schloß. Schon Ende der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts trat er als Komponist von Liedern und Klavierstücken an die Öffentlichkeit. Allen seinen Kompositionen ist Innigkeit des Gefühls und streng klassische Durchbildung der Form eigentümlich. Nach England begab er sich 1846 zunächst mit einem Kontrakt für Orgelkonzerte in Manchester, Leicester, London usw. Bei einem solchen Konzert lernte ihn meine spätere Tante, eine Miß Paget aus Leicester, kennen und verlor ihr Herz sogleich an den hochgewachsenen, blonden Künstler, obwohl er zur damals

gering geschätzten deutschen Nation gehörte. Nur ungern gab die angesehene Familie ihre Einwilligung zur Heirat des reichen Mädchens mit dem Ausländer.

Mein Onkel siedelte sich 1850 fest in London an und gab auf Wunsch der Familie seiner Frau hinfort das Spielen in Konzerten auf. Dafür widmete er den ganzen ihm eigenen Ernst und Fleiß seinen epochemachenden Arbeiten über Geschichte der Musik. Gleichzeitig entwickelte er mehr und mehr geradezu eine Leidenschaft für alte, wertvolle Musikinstrumente, welche er sammelte. Wir haben später diese Sammlung an das South Kensington Museum verkauft, wo sie heute noch unter der Bezeichnung „Carl Engel's collection" zu sehen ist. Von seinen veröffentlichten Werken erwähne ich: „The Pianist's-Handbook" (1853); „Reflections on church music" (1856); „The music of the most ancient nations" (2. Aufl. 1870); An introduction to the study of national music" (1866); „A descriptive catalogue of the musical instruments in the South Kensington Museum" (1874); Catalogue of the special exhibition of ancient musical instruments" (2. Aufl. 1873); Musical myths and facts" (1876); The literature of national music" (1879); „Researches into the early history of the violin-family" (dies gab ich 1883 nach seinem Tode heraus). Ich besitze noch ein Manuskript von ihm: „Notes on Chinese Music" und das mächtige Hauptwerk seines Lebens „Musical instruments of all nations and times" mit mehr als 900 Illustrationen, für welches ich immer noch keinen Verleger habe finden können.

Mein Onkel war Virtuos auf elf Instrumenten; aber Meister in wahrem Sinne des Wortes war und

blieb er auf dem Klavier und der Orgel. Seine Richtung war die klassische deutsche Musik; Bach, Beethoven und von den neueren, Brahms waren seine Lieblinge. Wagner galt ihm nur als bedeutendes Talent; aber er liebte Schubert und Schumann, auch Mendelssohn. Jeden Nachmittag zwischen 5 und 6 Uhr ergab er sich seiner musikalischen Leidenschaft, wobei ich zuhören durfte. Nie werde ich diese tränenschweren Stunden vergessen. Hernach beim Souper gab er sich zuweilen die Mühe, mir die Geheimnisse von Harmonie und Kontrapunkt klar zu machen. Indes hatte er von vornherein eine sehr geringe Meinung von meinem musikalischen Verständnis.

Durch seine Heirat mit Miß Paget war Karl Engel in einen angesehenen Familienconnex getreten. Sein einer Schwager war Sir William Bowman, der berühmte Augenarzt der Königin Victoria, sein anderer war Mr. Kenricks zu Birmingham, der Schwiegervater Chamberlains, welcher gerade als emporsteigender junger Staatsmann — er war damals Handelsminister — die Augen weiterer Kreise auf sich zog. Meinem Onkel stand die englische Gesellschaft in bestem Sinne offen; die Königin selbst war eine aufrichtige Verehrerin seiner Kunst und zog ihn häufig zu ihren Soireen; mit dem Prince of Wales kam er in seinen Bemühungen um das Kensington Museum wiederholt in gesellschaftliche Beziehung. Wer England und die Engländer kennt, weiß, was das hierzulande bedeutet. Aber meinem Onkel war eine zurückgezogene Lebensweise das Liebste.

Indes diese Kreise, welche dem Onkel offenstanden, öffneten sich auch sofort dem von ihm eingeführten „foreign nephew“; und ich war weniger lebensmüde, als mein alternder Onkel; im Gegenteil brachte ich einen

ganz außergewöhnlich frischen Appetit nach „Leben“ und allen seinen Freuden mit mir nach London. Man stelle sich den radikalen Wechsel in allen meinen Verhältnissen vor; wie mit einer Wünschelrute waren die Schätze des Daseins in den Bereich meiner Hand gebracht. Englische Morgen- und Abendtoiletten traten an Stelle der mitgebrachten deutschen; eine goldene Uhr mußte die silberne der Universitätszeit ersetzen. Dann wurde mir ein eigenes Konto auf der Bank eröffnet; ich kam in den Genuß eines eigenen Scheckbuches; denn mein Onkel wünschte nicht, daß ich extravagant lebe; wohl aber, daß ich es immerhin mit meinen reichen englischen Vettern aufnehmen könne. So fand sich denn auch alsbald ein Reitpferd ein, wenn auch nicht mein eigenes, so doch ein Pferd in einem Reitstall, welches jederzeit zu meiner Verfügung stand. Natürlich gefiel mir dies alles ausnehmend; und, wenn Onkel Karl befürchtet hatte, ich werde mir vielleicht durch meine englischen jungen Bekannten zu sehr imponieren lassen, so mußte er solche Besorgnisse bald fallen lassen, wenn er mich mit ihnen zusammen sah.

Ich will bei dieser Periode meines Lebens nicht über Gebühr verharren. Ich genoß die schöne finanzielle Ungebundenheit; doch ich darf aussprechen, mit Maß. Aber, es wird auch dem fernstehenden Leser klar sein, was es für einen lebhaften und lernbegierigen Kopf bedeutete, daß an Stelle der üblichen elenden Stellensucherei in Deutschland, mir nach Abschluß meiner akademischen Studien das Leben eines independent gentleman in der damals unfraglich tonangebenden Nation vergönnt gewesen ist. Hierfür kann ich meinem Onkel niemals genügend danken. Diese Flut von neuen und großen

Eindrücken, die Fülle lebendiger Kenntnisse, welche jeder Tag brachte, waren allerdings eine etwas andere Schule, als wie sie ein dreijähriges Refendariat oder gar die Tätigkeit eines Schulamtskandidaten in Deutschland hätte schaffen können. Die ganze Großartigkeit des Weltverkehrs, die veredelnde Rückwirkung einer Weltpolitik gingen mir auf in diesem stets wechselnden Treiben der City und des Hafens von London. Jeder Tag brachte mir unmittelbare kolonialpolitische Belehrung, reicher, als wie sie das eingehendste theoretische Studium hätte bieten können.

Aber bei so mannigfachen neuen Eindrücken behielt ich doch meine deutschen Pläne unausgesetzt vor Augen. Meine Absicht im ersten Jahr meines englischen Aufenthaltes war, mich an einer deutschen Universität als Dozent der Philosophie niederzulassen, um dann alsbald die Philosophie mit der Politik zu vertauschen. Ich dachte an eine parlamentarische Laufbahn, wie sie mein „Vetter" Chamberlain in England gemacht hatte. Mein Onkel versprach mir das hierzu erforderliche Jahrgeld. Infolgedessen betrieb ich auch in London, dann in Eastbourne, Boulogne, Paris, Tunbridge Wells meine philosophischen Studien. Ich habe oben bereits gesagt, welchen Einfluß Arthur Schopenhauer auf meine ganze Denkweise gewonnen hatte. Sie wuchs nur, als ich daran ging, seine „Konkurrenten" Schelling, Fichte, Hegel zu studieren, vor deren widerlicher Schreibweise mir geradezu übel wurde. Mit Schopenhauer mußte ich zugeben: „Man muß wissen, ob man eine Sache sagen will oder nicht"; will man sie sagen, dann ist größeste Klarheit des Stiles und Deutlichkeit das Hauptverdienst eines Schriftstellers. Ich kann sagen, daß ich wenigstens bemüht gewesen bin,

stets nach dieser Regel selbst zu verfahren. Meine philosophischen Studien und Grübeleien führten mich 1881 zur Verfassung meines ersten größeren Buches: „Willenswelt und Weltwille". Der unbefangene Kritiker, der dieses Buch lesen will, wird mir zugeben, daß, wenn die darin entwickelte Weltanschauung auch wesentlich auf einzelnen Schopenhauerschen Grundgedanken fußt, sie doch keineswegs sklavisch abhängig von der Lehre dieses ungemeinen Kopfes ist. Das zweite Buch von „Willenswelt und Weltwille" legt diese Abweichungen ein für allemal dar. Auch kann ich sagen, daß der Grundgedanke des dritten Buches — freilich ohne seine optimistische Nutzanwendung — im wesentlichen meine Meinung bis heute geblieben ist.

Ganz besonders aber wich ich bereits 1881 von Arthur Schopenhauer ab in seiner völligen Entfremdung vom deutschen Wesen. Von dem, was unter seiner Nase sich entwickelte, der neuen deutschen Art, hatte er nicht das geringste Verständnis; er sah es überhaupt nicht. „Herrscht nun also die Philosophie des absoluten Unsinns" — so schrieb er in seinem Aufsatz „Über die Universitätsphilosophie" zur speziell Hegelschen Lehre — „gelten aus der Luft gegriffene und unter Tollhäuslergeschwätz vorgebrachte Absurditäten für große Gedanken, nun, da entsteht nach solcher Aussaat das saubere Geschlecht ohne Geist, ohne Aufschwung zu irgend etwas Edlem, zu irgend etwas, über die materiellen Interessen, zu denen auch die politischen gehören, Hinausliegendem, wie wir es da vor uns sehen. Hieraus ist es zu erklären, wie auf das Zeitalter, da Kant philosophierte, Goethe dichtete, Mozart komponierte, das jetzige hat folgen können, das der politischen Dichter, der noch politischeren Philo-

sophen, der hungrigen, von Lug und Trug ihr Leben fristenden Literaten und der die Sprache mutwillig verhunzenden Tintenklexer jeder Art. Es nennt sich mit einem seiner selbstgemachten Worte, so charakteristisch wie euphonisch, die ‚Jetztzeit'; jawohl, Jetztzeit, d. h. da man nur an das Jetzt denkt und keinen Blick auf die kommende und richtende Zeit zu werfen wagt. Ich wünsche, ich könnte dieser ‚Jetztzeit' in einem Zauberspiegel zeigen, wie sie sich in den Augen der Nachwelt ausnehmen wird. Sie nennt inzwischen jene soeben belobte Vergangenheit die ‚Zopfzeit'. Aber an jenen Zöpfen saßen Köpfe; jetzt hingegen scheint mit dem Stengel auch die Frucht verschwunden zu sein" (s. Parerga und Paralipomena, in den gesammelten Werken V, 186—187).

Dies schrieb Arthur Schopenhauer, als Humbold und Karl Ritter an der Arbeit waren, als Ranke, Mommsen, Treitschke, Droysen unsere Geschichtswissenschaft über die aller andern westlichen Völker hoben, als Liebig die organische Chemie revolutionierte; kurz im Zeitalter, als wir daran waren, das, was wir moderne Wissenschaft nennen, zu schaffen.

„Seht euch nur um!" fährt er S. 189 fort. „Sogar als äußerliches Symptom der überhandnehmenden Roheit erblickt ihr den konstanten Begleiter derselben — den langen Bart, dieses Geschlechtsabzeichen mitten im Gesicht, welches besagt, daß man die Maskulinität, die man mit den Tieren gemeinsam hat, der Humanität vorzieht, indem man vor allem ein Mann, mas, und erst nächst dem ein Mensch sein will." Dies war ungefähr die Stimmung, mit welcher Schopenhauer auf das Deutschland Wilhelms I. und Bismarcks blickte, auf die Leute, welche bei Sadowa und Sedan im Feuer standen und die nationale Einheit

Deutschlands schufen. Dafür hatte er kein Auge und kein Verständnis. Freilich, er hatte Königgrätz und Sedan und den Vorgang am 18. Januar 1871 im Königsschloß zu Versailles nicht miterlebt.

An meiner Seele war dies alles lebendig vorübergezogen, und es war demnach keine Phrase, wenn ich in der Vorrede von „Willenswelt und Weltwille“ sagte: „Niedergeschrieben ist meine Arbeit fast ausschließlich auf Reisen in England und Frankreich. Aber darum nicht minder, vielleicht um so energischer, pulsiert dahinter ein deutsch empfindendes und deutsch begeistertes Herz. Das liegt im Grundzug unseres Zeitalters überhaupt begründet. Denn das Deutschtum, über die ganze Erde hin, ist heute in einem unerhörten Gährungsprozeß nationalen Aufschwunges begriffen.“ „Und wer möchte es uns verdenken wollen? Indeß hieße es ein völliges Verkennen der eigentlichen Weltstellung unseres Volkes, wollten wir unser Nationalbewußtsein ausschließlich auf die Triumphe der letzten Kriege begründen. Lange schon, bevor der Kanonendonner von Sedan der Welt deutlich machte, daß die Ära der preußisch-deutschen Militär-Hegemonie über Europa heraufgezogen sei, galt der Stempel des Deutschtums als ein Ehrenmerkmal im internationalen Wettstreit der Geister.“

Es war diese Gesinnung und Grundstimmung in meinem Innern, welche mich veranlaßte, den Vorschlag meines Onkels abzulehnen, dauernd bei ihm in England zu bleiben. Karl Engel, der selbst keine Kinder hatte, schlug mir im Januar 1882 vor, er wolle mich adoptieren und zu seinem Universalerben machen, wenn ich mich entschließen könne, wie er selbst, mich als Engländer naturalisieren zu lassen. „Deine Zukunft,“ sagte er, „ist

hier ganz gesichert; nicht nur finanziell, sondern auch, was Karriere anbetrifft. Du kannst ganz nach deiner Neigung entweder in den Staatsdienst treten, oder aber deinen Studien nachgehen." Insbesondere machte er mich darauf aufmerksam, daß er mir ohne weiteres den Eintritt in den Civil Service zu Kalkutta vermitteln könne, falls ich mich dazu in London vorbereiten wolle. Ich lehnte diesen gütigen Vorschlag ab, weil es mir unmöglich schien, mich von Deutschland zu trennen. Wenn ich heute auf mein Leben zurückblicke, so muß ich einsehen, daß dies vom Standpunkte meines Lebensglückes geradezu verhängnisvoll gewesen ist. Wenn ich meine Tatkraft von 1882 an in den Dienst Großbritanniens gestellt hätte, wie ich dies für Deutschland tat, so würde mein äußerer Lebenslauf freilich ein unberechenbar viel glänzenderer gewesen sein, und viele bittere, ja tragische Empfindungen wären mir erspart geblieben. Aber das Schicksal treibt uns auf seinen Bahnen mit eherner Notwendigkeit, und es lohnt sich nicht, verpaßte Gelegenheiten, die unwiederbringlich verloren sind, mit Wehklagen festzuhalten. Mit der Entscheidung vom Januar 1882 wählte ich den dornigen und undankbaren Pfad und verzichtete damit, ohne es damals zu wissen, auf Glück und äußere Erfolge in diesem Erdendasein.

Wir hatten die Wintermonate 1881—1882 in Tunbridge Wells, einem Stahlbad in Kent, zugebracht. Im Februar kehrten wir nach London zurück, wo ich mein „Willenswelt und Weltwille" im wesentlichen fertig stellte. Im April ging ich mit Onkel Karl nach Hannover, wo meine Mutter wohnte. Im Mai trennte ich mich von meinem Onkel, um in Berlin mein erstes philosophisches Werk, welches Brockhaus verlegen wollte,

herauszugeben und mich für einen philosophischen Lehrstuhl an einer deutschen Universität vorzubereiten. Mein englischer Aufenthalt schien sich zu einer Episode zu gestalten. Ich hatte englisch gelernt, die Mittel für eine akademische Laufbahn durch die Güte meines Onkels gewonnen, und somit schien es gut zu sein. So schien es im Sommer 1882. Ich konnte nicht ahnen, daß meine englischen Erfahrungen erst gerade begonnen hatten.

* * *

Während ich „Willenswelt und Weltwille" herausgab, das im Herbst 1882 erschien, ging in London folgendes vor sich. Mein Onkel war damals 64 Jahre alt, aber von robuster und kräftiger Konstitution. Da er sich nach der Trennung von mir wieder vereinsamt fand, verlobte er sich mit einem jungen Mädchen, welches meine verstorbene Tante gepflegt hatte. Er hatte mir über solche Möglichkeit Andeutungen schon in London gemacht. Ich hatte mich indes aus naheliegenden Gründen über eine so heikle Frage nicht geäußert, obwohl ich in verschiedener Richtung meine Bedenken hatte. Vor allem wußte ich, daß Karl Engel durch einen solchen Schritt naturgemäß mit seiner früheren englischen Verwandtschaft, ja, vielleicht mit seinem ganzen Gesellschaftskreise brechen mußte. Ich vermute, daß diese und andere Erwägungen die letzten Wochen des armen Mannes gequält haben müssen. In der Nacht vor der anberaumten Trauung legte er Hand an sich selbst.

Dies war an einem Freitag, Anfang November 1882, geschehen. Ich kam am folgenden Sonntag in der Frühe von einem Ball, den ich in Hannover mitgefeiert hatte, nach Haus und fand dort folgende lakonische Draht-

meldung: „Come at once Carl Engel found dead“ von der Braut des Verstorbenen. Um 10 Uhr saß ich im Eisenbahnzug Vlissingen-London. Am Montag Morgen gegen 8 Uhr bei dichtem Nebel traf ich auf Victoria-Station ein, und fuhr sofort nach Addison Road, wo ich alle Einzelheiten des tragischen Ereignisses feststellte. Ich ließ gleich auch den Rechtsanwalt des Verstorbenen Mr. Kirby, aus Leicester kommen, und wir stellten am Nachmittag fest, daß ich zum Testamentsvollstrecker meines Onkels ernannt sei. Ich veranlaßte darauf die Familie seiner Braut, welche vom Hause Besitz genommen hatten, in höflicher und freundlicher Weise, in ihre eigene Wohnung zurückzukehren. Dem jungen Mädchen habe ich hernach eine hübsche Geldentschädigung für ihren Verlust ausbezahlen können.

Ich werde niemals die Empfindungen vergessen, wenn anders es gestattet ist, solche rein persönlichen Empfindungen hier zu vermerken, mit denen ich mich am Abend dieses Tages allein in den gewohnten lieben Räumen fand. Die Dienerschaft hatte das Haus nach dem tragischen Ereignis verlassen; ich hatte mir mein Bett im Salon meines verstorbenen Onkels aufschlagen lassen, inmitten seiner vielen Instrumente und Sammlungen; über mir ruhte die Leiche auf meinem früheren Bett. Dichter Nebel schnitt uns von der Außenwelt ab; im Kamin brannte ein helles Feuer. Ein kaltes Souper war auf einem Seitentisch für mich aufgestellt.

Ich schrieb bis 10 Uhr Briefe und legte mich dann nieder, nach zwei durchwachten Nächten. Schlaf! Schlaf! Aber die Flamme des Kaminfeuers spielte entlang den Wänden, bald diese, bald jene Fratze hervorzaubernd. Ich konnte nicht einschlafen. Um Mitternacht hörte ich

über mir Geräusch. Ich nahm ganz deutlich wahr, wie jemand sich auf meinem Bett bewegte, dann sich erhob. Ein Schritt, wie auf Fußsohlen, ging über den Fußboden meines früheren Schlafzimmers. Dann öffnete sich oben die Tür, und jemand kam die Treppe herunter, auf die Tür des Salons zu, in welchem ich lag. Ich erhob mich im Bett und ergriff die Feuerzange neben mir. Mein Haar muß emporgestiegen sein. Dann tappte eine Hand von außen über die Tür zu meinem Zimmer; bis zum Griff; dieser Griff drehte sich, und die Tür ging auf. In derselben stand mein Onkel mit einer Kerze in der Hand, im Schlafrock, in welchem ich ihn am Morgen auf seinem Lager gesehen hatte; ich nahm sogar den roten Streifen um sein Genick wahr, der mich am Morgen entsetzt hatte. Ich war aufgerichtet im Bett, voll Grauen; er stand 15—20 Sekunden in der Tür, lächelnd. Dann schloß sich die Tür, ich hörte den Schritt die Treppe zurückschlürfen. Die Tür oben öffnete und schloß sich; der Körper streckte sich wieder auf dem Lager über mir aus, und alles war still.

Dies ist die einzige und wirkliche „Gespenstererscheinung", welche ich in meinem Leben gehabt habe. Die Erklärung überlasse ich der „psycho-research society". Die Tatsache steht fest; aber ich erinnere an Schopenhauers Bemerkung, daß wir bei Gespenstererscheinungen ja natürlich nichts äußerlich durch die Sinne wahrnehmen: nicht durch Retina und Tympanon. Die Wirkung soll von innen vor sich gehen. Mehr materialistische Beurteiler des eben erzählten Vorganges meinen, daß es sich dabei einfach um eine Halluzination des sogenannten Traumwachens gehandelt habe. Ich selbst glaubte in der Nacht vom Montag

zum Dienstag, und auch weiterhin sicher, daß ich nicht den Geist, sondern den Körper meines Onkels gesehen habe. Es schien mir am folgenden Morgen, daß die Leiche anders liege, als wie am Tage zuvor. Ich nahm also an, daß Onkel Karl scheintot gewesen, und noch einmal in seine Studierstube heruntergekommen sei. Ich ließ daraufhin eine genaue ärztliche Untersuchung vornehmen. Aber das Inquest, welches am Dienstag Abend in unserem Dining Room stattfand, konstatierte den Tod und erklärte, Karl Engel habe Hand an sich gelegt, „while temporarily insane“. Ich habe ihn daraufhin am Donnerstag in Kensal Green beerdigen lassen. Ein deutscher Gedenkstein schmückt das Grab dieses deutschen Sohnes, der, wie so viele im Engländertum untergetaucht war, aber doch auch auf seine vornehme Art für das Durchdringen des deutschen Denkens gekämpft hat.

Als das Inquest am Dienstag Abend abgeschlossen war, und die Geschworenen unser Haus verlassen hatten, lief ich in den kleinen Garten, in welchem ich so oft mit meinem Onkel gesessen hatte, und warf mich schluchzend auf den Rasen. Die Freude an 54 Addison Road war dahin, ich konnte in dem Hause nicht schlafen, immer war mir, als stehe jemand hinter mir. Dienstag Nacht kein Auge geschlossen. Mittwoch Abend dinierte ich bei meinem Vetter Herbert Bowman; als ich gegen elf Uhr nach unserem Hause zurückkam, erschien es mir, als ob mein Onkel schon an meinem Fenster stand und mir winkte. Ich ging vorbei und schlief die Nacht in einem Hotel nahe bei. Dann kam die Beerdigung, und ich ließ das ganze Haus gründlichst reinigen und ausräuchern. Donnerstag Nacht — kein Schlaf. Freitag Nacht — kein

Schlaf. Sonnabend Nacht dasselbe. Am Sonntag Morgen hatte ich das Gefühl: „wenn du hier bleibst, verlierst du den Verstand“. Da ich hierauf vorläufig noch keinen besonderen Wert legte, zog ich aus, setzte ein altes taubes und halb blindes Charwoman ein, und nahm selbst „lodgings“ für mich an der anderen Seite von Holland Park, in Notting Hill.

Und nun setzte meine eigentliche englische Lehrzeit ein. Ich mußte Geschäftsmann werden. Onkels Haus, seine Einrichtung, seine Sammlungen und Bibliothek mußten verkauft, Bonds und Stocks an der Börse realisiert werden. Das mußte klug und vorsichtig gemacht werden, um so viel wie möglich dabei zu gewinnen. Ich hatte mit Auktionären und Rechtsanwälten zu tun. Einen Auktionar, der mich um £ 200 betrügen wollte, mußte ich verhaften lassen. Dadurch bekam ich einen praktischen Einblick in das schleppende britische Gerichtsverfahren. Gleichzeitig hatte ich als Erbe des literarischen Nachlasses Karl Engels mit allen möglichen Verlegern zu tun und machte dadurch Bekanntschaft mit den Eigentümlichkeiten des englischen Buchhandels. Dazu kamen gesteigerte, gesellschaftliche Anforderungen. Ich galt, mit Unrecht, als großer Erbe und fand meinen Frühstückstisch immer voll von Einladungen jeder Art. Vor allem aber bekam ich jetzt mehr und mehr eine Ahnung von der wirtschaftlichen Wechselwirkung zwischen Großbritannien und seinen Kolonien. Das Jahr 1882—1883 hat mich zum Kolonialpolitiker gemacht.

Dies kam einerseits durch den Einblick in das Cityleben und seinen realen Untergrund, andererseits durch mannigfache persönliche Beziehungen mit Überseern. Ich war damals 26 Jahre alt, stand also gerade in der

Periode, wo der Geist sich endgültig nach einer oder der anderen Seite hin festigt, oder doch festigen sollte. Das angelsächsische Treiben imponierte mir immer mehr; der Ausblick auf eine akademische Lehrtätigkeit in Deutschland erschien mir immer armseliger.

Um diese Zeit trat ich, bei der Abwickelung der Erbschaft meines Onkels Karl, in brieflichen Verkehr auch mit einem anderen Bruder meiner Mutter, namens Anton. Dieser betrieb Farmen und insbesondere Schweinezucht im Staate Illinois, unweit Chicago. Damals habe ich ernstlich mit ihm verhandelt, um als Kompagnon in seinen Schweinehandel einzutreten. Das erschien mir immerhin verlockender, als deutschen Studenten die „Kritik der reinen Vernunft" zu erläutern. Mit anderen Worten, ich fand, daß die Natur mich für eine praktische Tätigkeit, und nicht für einen theoretischen Beruf bestimmt hatte; und dementsprechend gedachte ich zu handeln. Ich machte um dieselbe Zeit die Bekanntschaft eines anderen Amerikaners, eines Mr. Stacy, der von Südafrika nach London kam. Dieser erzählte mir viel von den Goldprospekten eines Landes, namens Mashonaland. Ein Blick auf die Landkarte belehrte mich, daß Mashonaland südlich vom Zambesi gelegen sei. Stacy suchte einen Kompagnon, der mit ihm in diese Gegend zurückgehen solle. Nun war inzwischen durch Dr. Hübbe-Schleiden und Professor Jannasch, dann durch Dr. Fabri und den Prinzen Hohenlohe-Langenburg die sogenannte deutsche Kolonialbewegung eingeleitet, welche ich von vornherein mit lebhaftem Interesse verfolgte. Ich schlug Mr. Stacy vor, nach Mashonaland zu gehen, wo ich die deutsche Flagge hissen wolle; er solle aber die Minenrechte reserviert bekommen, wenn er eine große Kapital-Kompagnie gründen

wolle, die dann der deutschen Regierung eine Beteiligung von ihren Gewinnen geben müsse. Hieran zerschlug sich der Plan. Mr. Stacy wollte nichts von der deutschen Flagge wissen, sondern zog die britische vor. Es war besonders dieser Plan, der mich nach einem Jahr veranlaßt hat, nach Berlin überzusiedeln und in die deutsche Kolonialbewegung einzugreifen.

Ich versuchte, ihn zunächst dem Auswärtigen Amt, dann dem Deutschen Kolonialverein zu empfehlen und schließlich ihn bei der von mir selbst gegründeten Gesellschaft für deutsche Kolonisation durchzusetzen. Hier haben wir also die eigentliche Brücke, die mich von den Londoner Anregungen in die deutsche Kolonialpolitik geführt hat, was schließlich zur Begründung von Deutsch-Ostafrika führte, welches heute dasteht als Verkörperung der alten Ironie: „Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus."

Inzwischen ging mir das Leben lieblich ein im schönen Themsetal. Es war die „Zeit der Rosen". Ich erinnere mich keiner Epoche meines Lebens, wo ich so sorgenlos, so angeregt und temperamentvoll dahinstürmte. Noch lag die Zukunft vor mir im ganzen Regenbogenglanz unbemessener Möglichkeiten. Hätte ich 1883 ahnen können, was sie mir bringen sollte, so hätte ich mich wohl die Themse hinabtreiben lassen können auf einem Brette in die Nordsee auf Nimmerwiederkehr. Dafür machte ich andere Experimente. Ich versuchte, über den Kanal zu schwimmen, wobei ich um ein Haar umgekommen wäre, als mich im letzten Moment ein Fischerboot aufnahm. Gleichzeitig fing ich an, mich literarisch zu üben. Ich veröffentlichte eine Reihe von Aufsätzen in der „Gegenwart" und anderen Zeitschriften, welche in Deutschland eine gewisse Beachtung fanden. Meine Aufmerksamkeit galt

vornehmlich stets dem Unterschied der Lebensbedingungen zwischen Großbritannien und Deutschland und den Ursachen für die voneinander so sehr abweichenden Wirtschaftsverhältnisse. Immer wurde ich auf die britische Kolonialpolitik als das wesentlichste Merkmal zurückgewiesen.

Durch solche Erwägungen aber kam ich um das Dilemma in meinen eigenen Lebensplänen nicht herum. Im August 1883 hatte ich die Abwickelung des Testamentes Karl Engels beendigt, und mußte mich nunmehr entscheiden, ob ich meine deutschen akademischen Pläne, wenn auch jetzt mit bewußt kolonialpolitischem Hintergrund, wieder aufnehmen wolle, oder ob ich mir im britischen Reiche oder in Nordamerika eine praktische Tätigkeit irgendwelcher Art schaffen solle. Einem deutschen geistlichen Verwandten, dem ich die Sache mitteilte, standen, wie er mir sagte, die Haare zu Berge, daß ich schwanken könne, ob ich Schweinehändler in Chicago oder Professor an einer deutschen Universität werden wolle. Seine Entrüstung belustigte mich; er kannte eben die Welt jenseits seiner vier Grenzpfähle nicht. Aber auch in mir selbst fiel die Entscheidung noch einmal auf die deutsche Seite. Vor dem Entschluß, mich endgültig von Deutschland zu trennen, bin ich jedesmal zurückgescheucht. Mag man dies Mangel an Konsequenz nennen, oder mag man es mit einem freundlicheren Prädikat bezeichnen; es liegt wahrscheinlich jeder stolzeren Individualität inne, sich an ihre nationale Art als den eigentlichen Kernpunkt ihres Wesens zu klammern. Was immer wir an uns selbst sein mögen; zu zwei Dritteln ist jeder von uns abgestempelt durch die großen Kategorien: deutsch, englisch, französisch, russisch, jüdisch, japanisch usw. Bei einem Wechsel der

Nationalität muß man also mindestens $^2/_3$ seiner Ichheit vertauschen.

Meine Entscheidung im Herbst 1883 war also, noch einmal nach Berlin zurückzukehren, und äußerlich meine Universitätspläne wieder aufzunehmen, dabei aber zu versuchen, ob es mir nicht möglich wäre, meinen jetzt klaren südafrikanischen Kolonisationsplan entweder mit Hilfe der deutschen Regierung oder aber der deutschen Kolonialbewegung zu verwirklichen. In Deutschland schien man Kolonialpolitik nur zu reden oder zu schreiben. Ich glaubte, die Kraft in mir zu besitzen, aktuelle Kolonialpolitik zu treiben, nach englischem Muster, so, wie Cecil Rhodes es nach mir getan hat, der tatsächlich die Aufgabe in die Hand nahm, die ich verließ. Ungern ging ich aus London fort. Noch bis zum letzten Augenblicke hoffte ich auf das erwünschte, schon mehrmals erprobte „interim fit aliquid“, um der Ausführung meiner Entschließung zu entgehen. Aber es geschah nichts; die Vorhersehung verhielt sich diesmal passiv. Die Vorhersehung schien zu wollen, daß ich in Deutschland arbeiten solle. Im Oktober 1883 traf ich also wieder in Berlin ein.

II.

An die Arbeit.

So war ich denn von den Ufern der Themse in die Nähe der Spree verschlagen. So groß, wie der Unterschied der beiden Flüsse, erschien mir auch die Veränderung der ganzen Szenerie, die ich durchmachte. Ich muß aussprechen, daß mir in Berlin zunächst alles unsympathisch, ja, niederträchtig vorkam. Gewohnt, seit Jahren mit Gentlemen zu verkehren, stieß ich hier zum ersten Male auf die Spezies des preußischen Stellenstrebers und Berliner Glücksritters, welche dem Milieu um die Panke herum ihr eigentliches Charakteristikum zu geben schienen. Seit 1881 war ich an den vornehmen Ton der großen Londoner Presse gewöhnt gewesen; jetzt sollte ich die Bekanntschaft der deutschen Vertreter der öffentlichen Meinung machen, wie sie 1884 mehr als heute so manche Zeitungsredaktion anfüllten, um Tag um Tag eine Preßfreiheit, für welche sie ihren Gesinnungen nach noch keineswegs reif waren, auf das Gemeinste zu mißbrauchen: Gewohnheitslügner, denen die Wahrheit ganz gleichgültig war, oft daneben professionelle Erpresser, Ehrabschneider, Lumpen jeder Art. Der Übergang von meinen Londoner Beziehungen in diese Berliner Kreise kam mir vor wie der Wechsel von einem stärkenden Seein ein dumpfes Moorbad.

Erst in Verlauf von Jahren, in denen ich nach und nach mit den besten Männern unseres Volkes in Berührung gekommen bin, habe ich es gelernt, billiger über meine Landsleute zu denken, wenigstens über eine breite und immer stärker werdende Unterströmung bei uns. Freilich unsere nationalen Untugenden: Unbilligkeit, Neid, Kleinlichkeit, welche uns teilweise aus unserer geschichtlichen Vergangenheit anhaften, lassen sich nicht auf einen Schlag beseitigen. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war die Engheit der allgemeinen Lebensbedingungen im Deutschen Reiche noch um ein gut Teil drückender, als dies heute der Fall ist, und der Wettbewerb, besonders in den oberen Mittelklassen und in den Staatskarrieren erheblich peinlicher. Der Nationalwohlstand unseres Volkes hat sich in den letzten 20 Jahren ganz außerordentlich vermehrt, in viel schnellerer Progression noch, als unsere Bevölkerung. Heute kommt auf den Kopf der Bevölkerung, trotzdem diese bis auf über 60 Millionen angeschwollen ist (gegen 45 Millionen im Jahre 1880), ein allgemein größerer Durchschnitt von Subsistenzmitteln. Ohne Frage liegt in der Richtung dieser Entwickelung das Hauptmoment auch für den sittlichen und nationalen Fortschritt einer Nation. Es war doch lediglich der breitere Ellbogenraum für jeden einzelnen, der in den englischen Ländern die Heranbildung einer so breiten Klasse von Gentlemen möglich machte. Es ist leicht, innerlich frei und unabhängig zu sein, wenn man nicht für soziale Stellung, ja, das Leben selbst, auf die Gunst von Vorgesetzten angewiesen, sondern finanziell selbständig ist. Um in dieser Richtung an unserer nationalen Entwickelung mitzuarbeiten, war ich ja gerade von England zurückgekehrt. In der Schaffung eines

eigenen Kolonialreiches, welches den in der Heimat zusammengepreßten Kräften Betätigungsraum schaffen sollte, erkannte ich das Hauptmittel für eine solche wirtschaftliche Ausdehnung.

Bereits am 1. März 1883 hatte ich diesem Gedanken in einem Aufsatze in der „Gegenwart" Ausdruck gegeben:

„Es macht einen geradezu kümmerlichen Eindruck, wenn man aus dem Kreise englischer Gentlemen heraus plötzlich unter die deutschen Herren zurückgeworfen wird. Dort meistens pekuniäre Unabhängigkeit, Freiheit der Bewegung und Entschlüsse, eine behagliche Existenz; hier beklagenswerte Abhängigkeit von den allernotwendigsten Bedürfnissen, kleinliche Einschränkung, wohl gar Not und Entbehrung! Der junge Engländer, wenn er 19 oder 20 Jahre alt ist und das Seinige nur einigermaßen gelernt hat, wird bei leidlichen Familienbeziehungen eigentlich stets eine gute und pekuniär rentable Anstellung, wenn nicht in England, so irgendwo anders auf der Erde erhalten können,*) der junge Deutsche, der jenen an Durch-

*) „Wozu haben wir denn unsere Kolonien?" heißt es in einer Thackerayschen Novelle, wo von der Versorgung eines jüngeren Sohnes die Rede ist. In der Tat kann man für die Beurteilung der englischen Gesellschaft diese günstige Möglichkeit, jüngere Söhne in den Kolonien zu versorgen, während dem ältesten der eigentliche Stock des Familienbesitzes zufällt, gar nicht hoch genug anschlagen. Auf ihr beruht zum guten Teil Englands Nationalvermögen überhaupt. Wie anders steht dem gegenüber z. B. der deutsche Herr da, der in die Fremde wandert, um dort eine unsichere Existenz zu gründen! Er hat zu gehorchen; der Engländer befiehlt. Eine ähnliche Betrachtung überkam mich zuweilen, wenn ich in ausländischen Hotels die Engländer meistens auf den Stühlen an der table d'hôte sitzen, meine Landsleute als Kellner dahinter stehen sah. Dies ist wirklich keine allzu schiefe Illustration des sozialen Verhältnisses beider Völker im neutralen Ausland!

bildung weit übertrifft, wenn er ein Vierteljahrhundert studiert und all seine Examina absolviert hat, sieht sich einer oft fast hoffnungslosen Mitbewerbung gegenüber, zu der ihm, gerade wenn er von besserem Stoff ist, die Neigung sehr wohl überhaupt fehlen darf. Und was erreicht er dann schließlich? Ich bin sicherlich der Letzte, den Wert von Mannesarbeit nach ihrem Erfolg an klingender Münze abzuwägen, und weiß sehr wohl, wie da der sittliche Faktor immer das im letzten Grunde Entscheidende bleiben muß — aber ich weiß ebenso wohl, wie ein größeres Maß von sozialer Unabhängigkeit alle die schönen Seiten des deutschen Charakters um so reiner würde hervortreten lassen.

Mit einem Wort, die englische Gesellschaft ist durch ihren staunenswerten Kolonialbesitz imstande, die Kräfte, welche sie produziert, zu verwerten, oder, um es deutlicher auszusprechen, ihre Mitglieder in anständiger Weise zu versorgen. Die deutsche Gesellschaft muß fortwährend Tausende ihrer Reiser in elender Weise verkümmern oder ganz absterben lassen. Das englische Staatswesen gleicht einem Baume, der Luft und Licht hat, nach allen Seiten hin seine Äste frei und üppig auszuwachsen, das deutsche einem wohl noch edleren Stamme, der aber in die Schlucht eines zerklüfteten Felsgebirges geraten ist und nun nach allen Seiten hin an der Entfaltung seiner unbändigen Lebenskraft gehindert wird, wodurch gerade die kräftigsten Sprossen gebrochen werden, während die biegsameren, an sich schwächlicheren, am Ende gar die begünstigteren in diesem ungleichen Kampfe ums Dasein sind. Wird er imstande sein, die einengenden Schranken zu zertrümmern?"

Es schien mir am Platze, diese Ausführung hier wiederzugeben, weil sie den Gesichtspunkt deutlich macht,

von welchem aus ich an meine kolonialpolitische Arbeit in Deutschland schritt.

Im übrigen war es nicht etwa meine Absicht, in Deutschland bloße Zeitungsartikel und Reden über Kolonialpolitik loszulassen. Über eine solche agitatorische Tätigkeit habe ich von jeher eine sehr geringe Meinung gehabt. Insbesondere wußte ich schon 1883 so genau wie heute, wie schaal und nichtig jede Vereinstätigkeit in Angelegenheiten praktischer Politik ist. Ein Verein besteht aus einer Anzahl von Mitgliedern, die einen Jahresbeitrag zahlen. Dieser Jahresbeitrag wird in der Regel erschöpft durch die Bezahlung der Vereinsbeamten und der Vereins-Zeitschrift. Solcher Verein wird alsbald zur Mumie, zum Selbstzweck; das einzige Ergebnis des ganzen Apparates am Jahresschluß ist meistens, daß einige Reden über „die Sache" gehalten sind. Nun ist eine Rede unter allen Umständen an sich nichts Reales. Wenn ein verantwortlicher Staatsmann oder gar der Kaiser, der Millionen Bajonette hinter sich hat, der Welt Entschließungen mitteilt, so ist dies allerdings eine Realität allerersten Ranges. Wenn ein Parlamentarier in einer Rede ausspricht, er werde für eine Vorlage stimmen oder nicht stimmen, so ist dies ebenfalls ein realer Faktor, mit dem kluge Männer rechnen. Aber wenn ein Professor oder Wanderlehrer Theorien und Anschauungen darlegt, und wenn ihm auch sein Publikum zujubelt, so ist das im wesentlichen nicht mehr, als wenn der Wind um den „Fels der Tatsachen" heult; oder, als wenn der Hund den Mond anbellt. Es hat auf den Gang der Wirklichkeit nicht den geringsten Einfluß.

„Ich bin der festen Überzeugung, daß das Stammtischleben in Deutschland, mit seinem philiströsen Geschwätz

über alle möglichen und unmöglichen Dinge, eine der Ursachen für die Verschlammung ist, in welche politische Dinge, falls sie nicht von Männern, wie Fürst Bismarck, mit ihrer kühnen Energie aufgenommen werden, so leicht geraten. In derartigen, völlig fruchtlosen Wortgefechten verpufft sich meistens das bischen Interesse, welches allgemeinen Fragen überhaupt entgegengebracht wird." So schrieb ich am 9. Mai 1884 in der „Tägl. Rundschau".

Die praktische Wertlosigkeit des „Deutschen Kolonialvereins" für meine besonderen Pläne, mußte ich im Winter 1883/84 bald erkennen. Wie ich im vorigen Kapitel erzählt habe, war ich von London nach Berlin übergesiedelt, um ein bestimmtes Kolonisationsprojekt zur Ausführung zu bringen. Dies Projekt stützte sich auf den Goldreichtum von Zambesia und insbesondere Mashonaland, und auf die Zugänglichkeit von diesem Gebiete aus nach Zentralafrika durch den Shire und Nyassa nordwärts. Ich darf in Erinnerung bringen, daß es damals, 1883, weder ein British-South Africa mit Cecil Rhodes, noch auch einen Kongostaat gab. Ferner, daß die Buren praktisch als Sieger aus ihrem Waffengange mit den Briten hervorgegangen waren. 1883 war der weltgeschichtliche Augenblick, wo Deutschland Afrika für sich nehmen konnte. Der Zambesi war der natürliche Ausgangspunkt, von dem wir den dunklen Weltteil nach Norden und nach Süden aufrollen konnten.

Meinen Plan legte ich zunächst schriftlich dem Auswärtigen Amt vor, von dem ich monatelang nicht einmal eine Antwort erhielt, bis mir im Juli 1884 durch den damaligen Legationsrat Dr. Kayser im Namen des Reichskanzlers mündlich mitgeteilt ward, daß das Deutsche Reich die Länder südlich des Zambesi als britische Interessens-

sphäre anerkenne. Im März 1884 teilte ich denselben Plan dem Präsidenten des „Deutschen Kolonialvereins“ mit. Aber Fürst Hohenlohe-Langenburg machte mich darauf aufmerksam, daß der Kolonialverein nicht beabsichtige, praktische Kolonialpolitik zu treiben. Genau im selben Sinne erklärte Dr. Fabri im April 1884 öffentlich zu Berlin: „Aktuelle Kolonialpolitik wird Sache des 20. Jahrhunderts sein; dem 19. Jahrhundert liegt es ob, den Kolonialgedanken in Deutschland lebendig werden zu lassen.“ Dies alles war schön und gut, wenn man die Sache lediglich aus der innerdeutschen Perspektive betrachtete; aber die Herren schienen zu vergessen, daß das Ausland bei all diesen schwungvollen Reden und Programmerklärungen mit zuhörte; und daß, wenn man schon 1883 anfing, über die Gründung deutscher Kolonien öffentlich zu sprechen, man Gefahr lief, im 20. Jahrhundert keine Länder auf unserem Planeten für ihre wirkliche Besitzergreifung mehr frei zu finden.

Dieses Gerede über politische Pläne, welche man ausgeführt sehen möchte, scheint mir eine typisch deutsche Erscheinung zu sein, welche bis auf den heutigen Tag im Schwunge ist. Denn was sind alle unsere Rodomontaden über „Weltpolitik“, über die zukünftige Abrechnung mit England, über die „natürlichen Grenzen“ Deutschlands auf Kosten von so und so viel Umwohnenden anders, als Kannengießerei, welche der wirklichen Erfüllung derartiger Wünsche geradewegs entgegenarbeitet, eben, weil sie das ganze mißtrauische Ausland darauf aufmerksam macht. Es ist doch z. B. mehr als dumm, in Deutschland öffentlich über die zukünftige Lösung der österreichischen Fragen vom alldeutschen Standpunkte aus zu sprechen, oder Karten drucken zu lassen, auf denen

Holland und die Flamländer als Provinzen eines utopischen deutschen Reiches eingetragen sind, oder aber sich auf ein Rednerpult hinzustellen und Großbritannien zu bedrohen: „Wartet nur, bis wir unsere Flotte fertig haben". Was derartiges Prahlen in der Praxis schadet, erkennt man, wenn man, wie ich, im Auslande lebt. Genau denselben Eindruck hatte ich 1883/84, als ich von London nach Berlin kam, und weiterhin gegenüber der Taktik der jungen Kolonialbewegung. Das redete, schrieb, faßte Resolutionen, als ob es kein teilnahmvoll beobachtendes Ausland gebe. Das Niger-Benuë-Projekt des armen Flegel ist, um nur ein Beispiel zu nennen, auf diese unglaublich naive Weise ruiniert worden und dieses gewaltige Wirtschaftsgebiet den Engländern zugeworfen. Ähnlich so ging es mit dem Versuch Lüderitz's, die Santa-Lucia-Bucht für uns zu gewinnen.

Nun muß man, um billig zu sein, zugeben, daß der Deutsche Kolonialverein, auch wenn er selbst keine Kolonie gründen wollte, in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts doch von geschichtlicher Bedeutung gewesen ist. Nämlich für jeden, der in dieser Richtung praktisch arbeiten wollte, war schließlich der Schutz des Reiches nötig, und der Regierung war wieder der Rückhalt eines Agitationsvereins im Lande erwünscht. Insbesondere Fürst Hohenlohe-Langenburg hat das dauernde Verdienst, sein persönliches Prestige und seinen großen Namen eingesetzt zu haben, als der ganze Gedanke noch jung war und den meisten als barock erschien. Dadurch aber gewann die Bewegung von vornherein eine gewisse soziale und politische Stellung. Ein ähnliches Verdienst gebührt dem Dr. Fabri, Herrn von Bennigsen, Dr. Miquel und den anderen Männern, welche damals für den Gedanken

einer deutschen Kolonialpolitik eintraten. Nur durfte ich bei diesem Kreise keine Förderung erwarten, da ich mit meinen Plänen ja über das von ihnen ins Auge gefaßte Programm hinausging.

Der natürliche Weg zur Durchführung eines Kolonisationsunternehmens, wie ich es plante, war selbstverständlich die Gründung einer Kapitalgesellschaft, oder aber die Interessierung eines einzelnen Großkapitalisten. Hierzu war indes in Deutschland von 1883 die Voraussetzung sicherlich nicht ohne weiteres gegeben. Kein Mensch würde dem unbekannten Carl Peters das Geld für ein derartiges Abenteuer anvertraut haben. Wollte ich einen solchen Plan verwirklichen, so mußte ich gewissermaßen erst ein Firmenschild schaffen, welches dem deutschen Geschmacke mundgerecht war. Ich war ebenfalls auf die Eselsbrücke einer Vereinsgründung zurückgewiesen; aber dieser von mir gegründete Verein faßte als seine eigentliche und tatsächlich einzige Aufgabe ins Auge: die Beschaffung eines Kolonisationskapitals; oder mit anderen Worten: die Begründung einer kapitalistischen Kolonisations-Kompagnie nach Analogie der alten britischen „Abenteuerer-Gesellschaften" aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth. Denn darauf kam es doch hinaus, wenn die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation", welche ich am 28. März 1884 ins Leben rief, sich begründete zu dem Zwecke:

Begründung von deutschen Ackerbau- und Handelskolonien, und zwar:

1. Beschaffung eines entsprechenden Kolonisationskapitals.

2. Auffindung und Erwerbung geeigneter Kolonisationsdistrikte.

3. Hinlenkung der deutschen Auswanderung in diese Gebiete.

Denn 2. und 3. waren nur durchführbar unter Voraussetzung von 1. und fielen in Wirklichkeit schon der in 1. gekennzeichneten Finanzgruppe zu. Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation war demnach ein Verein zur Begründung einer Kolonial-Kompagnie nach britischem Muster und als solcher gar sehr verschieden vom Deutschen Kolonialverein, der diese Aufgabe deutlich abgelehnt hatte. Der Vorwurf, der mir und meinen Freunden damals sofort gemacht wurde, wir trügen eine Zersplitterung in die deutsche Kolonialbewegung; die Gesellschaft für deutsche Kolonisation habe gar keine Existenzberechtigung neben dem „Deutschen Kolonialverein", war demnach zum mindesten unbillig. Ja, er war direkt albern, wenn man die Erklärungen der Führer dieser Bewegung sich überlegte und den Bescheid, den ich selbst von dorther empfangen hatte. Doch ich will diese Dinge kurz in ihrer Aufeinanderfolge erzählen.

Als ich am ersten Morgen nach meinem Eintreffen in Berlin die Friedrichstraße entlang ging, traf ich meinen alten Freund, den Prediger Diestelkamp von der Nazarethkirche, der mich fragte: „Woher kommen Sie und wohin wollen Sie?" Ich antwortete ihm: „Ich komme von London und strebe zum ‚fernen Westen', wo ich mir eine Wohnung suchen will; ich bleibe für einige Zeit in Berlin." Er fragte, ob ich schon Beziehungen in der Reichshauptstadt habe, und als ich dies verneinte, sagte er: „Ach, kommen Sie doch heute abend in unseren neugegründeten Klub, ich möchte Sie einigen Herren vorstellen," und, als ich fragte, welcher Klub dies sei, erfuhr ich, es sei der Konservative Klub von Berlin in der Behrenstraße 29.

Im „fernen Westen" entdeckte ich die Dennewitzstraße und in ihr eine mir zusagende Chambre garnie, die ich mietete. Am Abend stellte ich mich im Konservativen Klub von Berlin ein. Ein Klub Londoner Stiles war das freilich nicht, sondern ein Vereinslokal; indes lernte ich eine Reihe sympathischer Leute kennen, und ich versprach, demnächst dort einen Vortrag über das Deutschtum in London zu halten. An diesen Vortrag knüpfte sich die erste kolonialpolitische Debatte, welche ich in Deutschland gehabt habe.

Ich nahm nämlich nun sofort die zwei Ziele, für welche ich nach Deutschland gegangen war, in Angriff: meine Habilitation als Privatdozent an einer deutschen Universität, und die Gründung einer südafrikanischen Kolonie. In bezug auf den ersteren Plan schien Professor Zeller an der Berliner Universität nicht gerade wohlwollend gestimmt zu sein. Augenscheinlich hatte mein „Willenswelt und Weltwille" ihm nicht besonders imponiert. Ich setzte mich deshalb mit der Universität Leipzig in Verbindung, insbesondere mit Professor Wundt, und von Leipzig wurden mir verschiedene Themata für eine Habilitationsarbeit zugestellt, von denen ich die Frage: „Inwiefern ist Metaphysik als Wissenschaft möglich?" wählte. Ihre Abfassung verzögerte sich indes bis in den Sommer 1884.

Für den zweiten und eigentlichen Zweck meines Berliner Aufenthaltes wurde eine Bekanntschaft folgenreich, welche ich alsbald im Konservativen Klub machte, die des Grafen Felix Behr-Bandelin, Kammerherrn Seiner Majestät des Kaisers und Königs. Dieser war damals, wenn ich nicht irre, Vorsitzender des Klubs, und ich fiel ihm wohl als einer der seßhaftesten Mitglieder auf. Genug, wir spielten alsbald Billard zusammen,

und ich erzählte ihm von meinen Plänen. Als ich ihm mitteilte, ich beabsichtige eine deutsche Kolonie am Zambesi zu gründen, sagte er: „Bin dabei, mein guter Doktor.“ Ich fand in ihm einen rührigen, energischen und loyalen Freund, und er hat sich um unsere Sache sehr verdient gemacht. Freilich zog er uns von vornherein den Haß der Linken zu. „Der berüchtigte Agrarierhäuptling Graf Behr-Bandelin“ stempelte uns sofort als Reaktionäre.



Graf Behr-Bandelin.

Es war kennzeichnend für den staatsmännischen Geist der damaligen Liberalen, daß sie sich die Sache selbst gar nicht ansahen, sondern, wie der Bulle aufs rote Tuch, kritiklos auf den Namen des Grafen Behr losgingen, der in der ganzen Angelegenheit bewußter Weise doch immer nur eine Nebenrolle spielte.

Nachdem meine Verhandlungen mit der Regierung und dem Deutschen Kolonialverein sich als ergebnislos herausgestellt hatten, beschloß ich, auf eigene Faust vorzugehen. Nach der Feier des 87. Geburtstages Kaiser Wilhelms I. in der Philharmonie zu Berlin nahm ich mit Graf Behr ernste und eingehende Rücksprache, und wir beschlossen, die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ zu begründen. Graf Behr erließ daher Einladungen zu einer Zusammenkunft im Konservativen Klub zu Berlin für den 28. März, welchen etwa 30 Herren Folge leisteten. Dort hielt ich meinen ersten kolonialpolitischen Vortrag über die „politische, wirtschaftliche und allgemein nationale Bedeutung einer überseeischen Kolonisation seitens des Deutschen Reiches“. An meinen Vortrag schloß ich vier Thesen:

1. „Die Anwesenden sind von der Überzeugung durchdrungen, daß Deutschland einzutreten habe in eine energische nationale Kolonisation. 2. Diese Kolonisation ist so schnell und so nachdrücklich als möglich praktisch einzuleiten, damit nicht noch jahrelang der Strom unserer Auswanderung ungehemmt in fremde Rassen abfließt, und nicht noch mehr der besten außereuropäischen Länderstrecken von Fremden okkupiert werden. 3. Bis das Reich sich entschließt, in eine energische Kolonialpolitik einzutreten, ist es nötig, daß das deutsche Volk selbst mit praktischen Schritten in dieser Richtung vorangehe. 4. Für diese praktische Einleitung der deutschen Kolonisation ist eine Vereinigung zu bilden."

Nach lebhafter Debatte wurden meine vier Behauptungen angenommen, und der vorgeschlagenen Vereinigung, welche den Namen „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" annahm, traten 24 Herren durch ihre Unterschrift bei. Zum ersten Vorsitzenden wurde Graf Behr-Bandelin, zum zweiten ich selbst gewählt. Ich übernahm es, einen Aufruf zu verfassen, den wir über ganz Deutschland verbreiten wollten, und in der Tat sehr weit verbreitet haben. Ich teile ihn hier mit, weil er tatsächlich die Gesichtspunkte, von denen wir ausgingen, deutlich zum Ausdruck brachte:

„Deutsche Kolonisation.

Die deutsche Nation ist bei der Verteilung der Erde, wie sie vom Ausgang des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Tage hin stattgefunden hat, leer ausgegangen. Alle übrigen Kulturvölker Europas besitzen auch außerhalb unseres Erdteils Stätten, wo ihre Sprache und Art feste Wurzel fassen und sich entfalten kann. Der deutsche Auswanderer, sobald er die Grenzen des Reiches hinter sich gelassen

hat, ist ein Fremdling auf ausländischem Grund und Boden. Das Deutsche Reich, groß und stark durch die mit Blut errungene Einheit, steht da als die führende Macht auf dem Kontinent von Europa: seine Söhne in der Fremde müssen sich überall Nationen einfügen, welche der unsrigen entweder gleichgültig oder geradezu feindlich gegenüberstehen. Der große Strom deutscher Auswanderung taucht seit Jahrhunderten in fremde Rassen ein, um in ihnen zu verschwinden. Das Deutschtum außerhalb Europas verfällt fortdauernd nationalem Untergang.

In dieser, für den Nationalstolz so schmerzlichen Tatsache, liegt ein ungeheurer wirtschaftlicher Nachteil für unser Volk! Alljährlich geht die Kraft von etwa 200000 Deutschen unserem Vaterland verloren! Diese Kraftmasse strömt meistens unmittelbar in das Lager unserer wirtschaftlichen Konkurrenten ab und vermehrt die Stärke unserer Gegner. Der deutsche Import von Produkten tropischer Zonen geht von ausländischen Niederlassungen aus, wodurch alljährlich viele Millionen deutschen Kapitals an fremde Nationen verloren gehen! Der deutsche Export ist abhängig von der Willkür fremdländischer Zollpolitik. Ein unter allen Umständen sicherer Absatzmarkt fehlt unserer Industrie, weil eigene Kolonien unserem Volke fehlen.

Um diesem nationalen Mißstande abzuhelfen, dazu bedarf es praktischen und tatkräftigen Handelns.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend ist in Berlin eine Gesellschaft zusammengetreten, welche die praktische Inangriffnahme solchen Handelns als ihr Ziel sich gestellt hat. Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation will in entschlossener und durchgreifender Weise die Aus-

führung von sorgfältig erwogenen Kolonisationsprojekten selbst in die Hand nehmen und somit ergänzend den Bestrebungen von Vereinigungen ähnlicher Tendenzen zur Seite treten.

Als ihre Aufgabe stellt sie sich in besonderem:

1. **Beschaffung eines entsprechenden Kolonisationskapitals.**

2. **Auffindung und Erwerbung geeigneter Kolonisationsdistrikte.**

3. **Hinlenkung der deutschen Auswanderung in diese Gebiete.**

Durchdrungen von der Überzeugung, daß mit der energischen Inangriffnahme dieser großen nationalen Aufgabe nicht länger gezögert werden darf, wagen wir es, mit der Bitte vor das deutsche Volk zu treten, die Bestrebungen unserer Gesellschaft tatkräftig zu fördern! Die deutsche Nation hat wiederholt bewiesen, daß sie bereit ist, für allgemein patriotische Unternehmungen Opfer zu bringen: sie möge auch der Lösung dieser großen geschichtlichen Aufgabe ihre Beteiligung in tatkräftiger Weise zuwenden.

Jeder Deutsche, dem ein Herz für die Größe und die Ehre unserer Nation schlägt, ist aufgefordert, unserer Gesellschaft beizutreten. Es gilt, das Versäumnis von Jahrhunderten gut zu machen; der Welt zu beweisen, daß das deutsche Volk mit der alten Reichsherrlichkeit auch den alten deutsch-nationalen Geist der Väter überkommen hat!"

Um in der Durchführung meiner realen Pläne nicht durch vereinsmeierliche Schranken gehemmt zu werden, legte ich die gesamte Aktionsfähigkeit der Gesellschaft in

einen Ausschuß von 6—12 Personen durch die folgende Bestimmung der Satzungen V, 3:

„Der Ausschuß hat alle äußeren und inneren Angelegenheiten der Gesellschaft selbständig zu erledigen. Er faßt bündige Beschlüsse über alles, was den Zweck der Gesellschaft fördern kann, und hat das Recht, rechtsgültige Verträge im Namen der Gesellschaft zu schließen. Er verfügt über die eingegangenen Gelder für die Zwecke der Gesellschaft."

Damit waren die unvermeidlichen Zänkereien, die bei jedem entschlossenen Handeln einer Gruppe von Personen eintreten müssen, wenigstens auf einen inneren Kreis beschränkt. Freilich waren sie hier um so erbitterter. Ich mußte im April 1884 nach Hannover übersiedeln, um Muße für die Abfassung meiner Habilitationsschrift zu gewinnen. Vorher hatte sich Dr. Friedrich Lange, damals Herausgeber der „Täglichen Rundschau", mir genähert, in welchem ich einen verständnisvollen und energischen Bundesgenossen fand, und den ich in den Ausschuß der Gesellschaft für deutsche Kolonisation zuwählen ließ. Er führte tatsächlich meine Richtung im Ausschuß während meiner Abwesenheit. Indes bildete sich alsbald eine Opposition unter der Führung des Premierleutnants a. D. Kurella, der den damaligen Rechtsanwalt Hentig (hernach Staatsminister von Hentig zu Koburg-Gotha) und den Freiherrn Molitor von Mühlfeld zuwählen ließ. Wir hatten außerdem Karl Jühlke und Missionsinspektor Merensky im Vorstand. Die Namen der anderen Herren sind mir entfallen. Kurz und gut, eine Richtung, die von meinen Plänen nichts wußte und auch nichts wissen wollte, gewann die Oberhand, und versuchte, die von mir geschaffene Organisation zu Landspekulationen in Süd-

amerika zu benutzen. Graf Behr-Bandelin, den ersten Vorsitzenden, setzten sie ab und dafür den Freiherrn Molitor von Mühlfeld, übrigens einen durchaus vornehmen und ehrenhaften Mann, ein. Ich eilte, auf Dr. Langes dringenden Rat, sofort von Hannover nach Berlin, und es gelang mir in einer Sitzung, wo vier meiner Partei und nur drei der Gegenpartei anwesend waren, unsere Richtung durch Zuwahl zweier weiterer Anhänger wieder zur vorherrschenden zu machen und das südamerikanische Landprojekt, das uns völlig auf Abwege gebracht hätte, zu Fall zu bringen. Darauf legte Freiherr Molitor von Mühlfeld den Vorsitz nieder und trat aus, worauf ich selbst den Vorsitz übernahm, während Graf Behr zweiter Vorsitzender wurde. Und nun fing die eigentliche Arbeit an.

Die deutsche Presse, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, insbesondere die linksliberale, betrug sich durchweg so pöbelhaft, um nicht zu sagen knotig, gegen diese Arbeit für die Gründung einer deutschen Kolonie, daß ich sehr bald in ihr unseren Hauptfeind anerkennen mußte. Die Minderheit in unserem Ausschuß selbst, die nicht mehr gefährlich werden konnte, weil ich keine Sitzung anberaumte, in welcher wir uns die Mehrheit nicht vorher gesichert hatten, setzte sich mit dieser feindseligen und unpatriotischen Presse in Verbindung, um womöglich auch das Ausland zu warnen, uns auf die Finger zu passen. Ich blieb von Ende Juni ab in Berlin, nachdem ich meine Habilitationsschrift abgeliefert hatte, und gegenüber dieser gehässigen Opposition von innen und außen wurde mein Entschluß, wirklich eine Kolonie zu gründen, unerschütterlich. Um meine damalige Stimmung zu kennzeichnen, kann ich nichts besseres tun, als ein etwa gleichzeitiges Referat hier wörtlich abzudrucken:

„Ich fühlte mich, wenn es erlaubt ist, Kleines mit Großem zu vergleichen, etwa wie Napoleon auf dem Rückzuge von Moskau sich gefühlt haben mag, als ich Ende Juni von Hannover nach Berlin wieder übersiedelte. Leider traf ich auch hier die Verhältnisse analog, wie sie Napoleon damals in Berlin fand. Alles war in wilder Auflösung. Der Ausschuß drohte auseinanderzulaufen, und die ehrenvollen Nachrufe, welche mir der Hannoversche Kurier widmete, waren etwa den Bewillkommnungsnotizen gleich, mit denen ich von der Berliner Presse begrüßt ward. Ja, so hieß es, was hat denn Dr. Peters eigentlich für eine Legitimation, uns hier mit Kolonialpolitik beglücken zu wollen? Was ist denn das eigentlich für ein junger Mann? Haltet die Taschen zu; das ist der pure Schwindel. Der Mann ist ja ein Abteurer, der euch bloß euer gutes Geld abnehmen will. Die ganze Sache ist ja eigentlich lächerlich. Der Hannoversche Kurier erklärte wiederholt, die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, deren ‚ephemere Existenz' er hier und da beleuchtet habe, sei nun Gott sei Dank zu Ende. Und andere an sich kolonialfreundliche Blätter bekreuzten sich über und über vor der Gemeinschaft mit diesen unreifen kolonialen Schwärmern und Stürmern, welche die deutsche Kolonialbewegung unzweifelhaft in Mißkredit bringen müßten. Der Redakteur vom Hannoverschen Kurier dagegen ging nun seinerseits daran, mit dem Ernst und der Würde, wie solche Sachen behandelt werden müssen, darzulegen, wie ‚seriöse' Männer deutsche Kolonialpolitik zu treiben haben. Für ihn, soweit ich mich erinnere, war die Notwendigkeit einer deutschen Kolonialpolitik ausschließlich gegeben, mit der humanen Pflicht, die gerade das deutsche Volk gegen die schwarze Welt zu erfüllen habe.

Ganz selbstverständlich, so meinte der Redakteur des ‚Kurier‘, wollen solche weitaus schauenden Pläne erst durch ein Menschenalter vorbereitet sein. Nicht die Besitzergreifung kolonialer Gebiete, so meinte er, hat den Anfang zu machen; das wäre ja eine unerhörte ‚Jugendlichkeit‘, nein, durch lange Kulturarbeit müßte erst das moralische Anrecht zu derartigen rohen Akten ‚erarbeitet‘ sein. Ein derartiges Vorgehen, so meinte der Redakteur des ‚Kurier‘ augenscheinlich, werde im Auslande so erhaben erscheinen, daß es bewundernd diesen sittlichen Aneignungsprozeß seitens unserer Nation zuschauen, beileibe aber denselben nicht durch eine einfache rohe Annektion der bearbeiteten Gebiete unterbrechen werde. Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation war ja abgetan, so daß von dieser Seite aus eine Durchlöcherung des ernsten wohlbegründeten Programms der deutschen Gesamt-Kolonialbewegung nicht mehr zu erwarten stand. ‚Gott sei Dank‘, so ungefähr las ich im Hannoverschen Kurier, als ich auf meiner Reise nach Afrika mit meinem Freunde Jühlke durch Hannover kam, in einem gediegenen und ernstempfundenen Artikel über den Eisenacher Kolonialtag, über das ‚daß‘ deutscher Kolonisation sind wir uns jetzt einig, nun handelt es sich nur noch um das ‚wo und wie‘; in der Tat, ein großartiger Erfolg einer dreijährigen Agitation, von Männern, welche ja freilich schon zusammengetreten waren, weil sie über das ‚daß‘ deutscher Kolonialpolitik sich einig waren. Die Kleinigkeit des ‚wo und wie‘ mußte sich in den nächsten Menschenaltern ja von selbst erledigen.

So ermutigt durch die Teilnahme und das Verständnis, welche meine kolonialen Anschauungen bei dem deutschen Publikum fanden, angeregt durch das Vertrauen, welches

man meinem Charakter entgegenbrachte, hatte ich daran zu gehen, den Ausschuß unserer Gesellschaft neu zu organisieren, beziehentlich zu säubern, um dann mit diesem Ausschuß eventuell gegen denselben unser Arbeitsprogramm selbst durchzuführen. In diesen nächsten Wochen ging ich eng mit Dr. Lange zusammen, und um den Erfolg hat er sich ein hervorragendes Verdienst erworben. Selbstverständlich hielt mein Freund Dr. Jühlke, wie immer, so auch jetzt treu zu mir, und als vierter schloß sich Graf Behr an, der freilich wegen einer verstauchten Hand an der aktiven Teilnahme zeitweilig verhindert war. Wir vier bildeten im Ausschuß, der damals, wenn ich nicht irre, zehn Herren zählte, zwar die Minderheit. Es gelang uns indes in einer Sitzung, wo von den anderen Herren nur drei erschienen waren, durch Zuwahl von zwei weiteren Anhängern, unsere Richtung zu der herrschenden zu machen. Denn ich wurde an demselben Abend zum Vorsitzenden gewählt und erhielt dadurch die ausschlaggebende Stimme. Dies war gegen Ende Juli, und von da ab haben wir die erste große Aufgabe der Kapitalbeschaffung, welche Herr von Bennigsen und mit ihm viele andere für unmöglich erklärt hatten, innerhalb 3—4 Wochen gelöst

Diese Wochen waren in der Tat in hohem Maße interessant. Wir arbeiteten fortwährend unter Hochdruck, und aus der nonchalanten, etwas kecken Grundstimmung, mit welcher wir diese Bewegung angefangen, hatte sich unter diesem Hochdruck nach und nach der leidenschaftliche Entschluß, mit ihr zu stehen oder zu fallen, herausgebildet, welcher diesen Wochen wohl für alle Beteiligten dauernd etwas Weihevolles geben wird. Wir mußten ja jetzt mit vollster Deutlichkeit erkennen, daß aus der Spielerei, als welche wenigstens mir die Angriffe der

Gegner erschienen, voller Ernst geworden war: daß diese braven Leute die gute und ehrliche Absicht hatten, uns unsere Ehre abzuschneiden und uns damit moralisch zu vernichten, und daß die Erfüllung dieses ihres Herzenswunsches gewissermaßen an einem Faden hing. Daß dies nämlich gelungen war, wenn wir nicht mit durchschlagenden Erfolgen die Richtigkeit unseres Vorgehens erwiesen. Solche Erfolge zu erzielen oder aber auch physisch unterzugehen, das war von jetzt ab unser unverrückbarer Entschluß, und in dem Ringen um seine Verwirklichung spannte sich bei uns jeder Nerv und jede Faser. An die Stelle der Belustigung über die Angriffe der Gegner, welche, Gott sei Dank, für die ganze Weiterentwicklung wieder zurückkehrte, trat für jene Wochen der Haß und der Hohn auch auf unserer Seite.

Den Erfolg der ersten Finanzierung danken wir zwei Maßregeln unsererseits. Einerseits glückte es uns, durch das Hineinwerfen der Idee des allgemeinen deutschen Kolonisationsverbandes, an deren Verwirklichung damals kein einziger auch von uns glaubte, die Meute der Gegner auf eine falsche Fährte zu locken. Wer die Zeitungen vom August und September 1884 darauf durchlesen wollte, der würde erkennen, daß sich der ganze Preßtroß in diesen armseligen Kolonisationsverband verbiß, der uns im Grund damals sehr gleichgültig war. Dies schaffte uns Luft, um in der Stille unsere zweite positive Maßregel durchführen zu können, um die es uns in Wirklichkeit zu tun war, nämlich die Ausgabe von Anteilen à 5000 Mark für die Begründung einer deutschen Kolonie in Afrika. Als die Gegner von diesem zweiten, ihnen viel gefährlicheren Projekt vernahmen, war es für sie zu spät. Ihre Taktik, nun auch dieses Projekt niederzuschreien,

wie es ihnen mit dem ersten geglückt war, erwies sich als ungeeignet, weil sich herausstellte, daß wir ein genügendes Kapital bereits gezeichnet hatten, als die guten Leute von unserer Absicht etwas merkten, und daß ihre Angriffe demnach nur noch das mehr oder weniger des Reservefonds beeinflussen konnten. Die Art dieser Angriffe entsprach den hergebrachten Formen. Man warf uns vor, wir wollten den armen Leuten das Geld aus den Taschen locken, während die Tatsache war, daß diese Zeichnungen ausgesprochenermaßen nur à fonds perdu vorgenommen wurden, und daß wir uns damit ausschließlich an die vornehmeren Klassen wendeten. Wenn dieser Plan der Ausgabe von Anteilen à 5000 Mark, nach Analogie entsprechender engländischer und holländischer Unternehmungen, von mir selbst ausging, hatte Dr. Lange freilich auch eine Sammlung in Beträgen von 50 Mark im Ausschuß beantragt und durchgesetzt. Aber diese Sammlung richtete sich nur an Mitglieder der Gesellschaft selbst und war ausgesprochenermaßen eine Sammlung à fonds perdu. Sie wurde überdies am 16. September 1884 bereits endgültig geschlossen."

Die Finanzierung unseres Kolonialprojektes, über welches die guten Leute in Deutschland sich 1884 so außerordentlich lustig machten, war, wie jeder auch nur oberflächlicher Kenner der britischen und holländischen Kolonialgeschichte sofort sehen wird, nichts weiter als eine Nachahmung der alten „adventurers comittees", wenn auch in etwas modernisierter Form. Es war das Verfahren, auf Grund dessen die Sir Walther Raleigh, Francis Drake usw. ihre kolonialpolitischen Eroberungszüge ausführen konnten. Wer sich die Mühe geben will, das Calendar of State Papers, Colonial Series, von

1574 bis 1660 durchzublättern, wird erkennen, wie gewöhnlich solches Zusammentreten unternehmender Männer in jenem Zeitalter der britischen beginnenden Welteroberung war, die Geld zusammenschossen für irgend ein „Abenteuer“ jenseits der Weltmeere. Das Gekrähe in den deutschen Zeitungen über diese unsere Finanzierung war ebenso läppisch, wie boshaft. Die „Times“ bewies besser ihren weiten Blick und ihre Sachkenntnis, indem sie zu diesem Vorgehen bemerkte: „Das ist der erste praktische Schritt in Deutschland zu einer wirklichen Kolonialpolitik.“ Ich selbst habe in jenen Sommermonaten 1884 im allgemeinen eine große Geringschätzung gegen das deutsche Preßwesen gewonnen, welche ich im weiteren Verlaufe nur einzelnen Ausnahmen gegenüber zu modifizieren, Veranlassung gehabt habe.

Da die Sache ein gewisses geschichtliches Interesse heute hat, teile ich hier den Wortlaut der Zeichenscheine mit, welche die einzelnen Beteiligten zu unterzeichnen hatten:

„Der Unterzeichnete verpflichtet sich den Herren Dr. Carl Peters, Graf Behr-Bandelin, Dr. jur. Jühlke, Dr. Friedrich Lange und Graf Joachim Pfeil, als Vertretern des Ausschusses der ‚Gesellschaft für deutsche Kolonisation‘, gegenüber, sich mit

Mark Fünf Tausend mindestens

an der Anlegung einer selbständigen deutschen Ackerbau- und Handelskolonie in Südafrika zu beteiligen. Der Unterzeichnete verpflichtet sich, bis zum 5. Septbr. d. J. zwanzig Prozent, den Rest in Raten von je Tausend Mark binnen vier Wochen, nach jedesmal durch Herrn Dr. Friedrich Lange im Auftrage des Ausschusses erfolgter schriftlicher Aufforderung, auszuzahlen.

Die oben genannten Herren als Vertreter des Ausschusses der ‚Gesellschaft für deutsche Kolonisation‘, verpflichten sich, die von dem Unterzeichneten gezeichneten Gesamtsummen als Norm für die Zumessung seines Anteils an dem zu kaufenden Lande nach Qualität und Quantität gelten zu lassen.“

Solcher Zeichnungen erhielten wir, wenn ich nicht irre, im ganzen 35. Am 19. und 20. August 1884 traten wir in Berlin mit den Unterzeichnern zusammen und schufen eine Art von Organisation, insbesondere eine Finanzkontrolle, deren erster Vorsitzender der Ministerialpräsident a. D. Dr. Grimm aus Karlsruhe ward. Diese zunächst noch sehr einfache Organisation war in Wirklichkeit das Embryo der späteren deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft. Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation hatte in Wirklichkeit mit dem 20. August ihre Existenzberechtigung verloren. Der Schwerpunkt der weiteren realen Entwickelung lag von da an bei dem gegründeten Kapitalistenkonsortium, für welches später nur noch Name und Rechtsform zu finden waren.

Inzwischen freilich war die eigentliche Voraufgabe zu lösen, nämlich die Erwerbung eines geeigneten Kolonisationsterrains unter deutscher Flagge. Am 20. August entwickelten wir den Anteilszeichnern das vom Missionsinspektor Merensky vorgeschlagene Projekt, im Humpatagebirge, hinter Mossamedes uns ansässig zu machen, für welches sich die Mehrheit des Ausschusses während meiner Abwesenheit in Hannover entschieden, gegen welches ich aber stets gestimmt hatte. Später wurde uns offiziell vom auswärtigen Amt eröffnet, daß die Regierung uns in der Interessensphäre von Portugul sicherlich keinen Reichsschutz gewähren werde. Wir mußten demgegen-

über nun die Verantwortung auf uns nehmen, ohne die Kapitalisten noch einmal einberufen zu können, in letzter Stunde ein neues Projekt ins Auge zu fassen. Ich kam noch einmal auf meinen ostafrikanischen Kolonisationsplan zurück. Indes gegenüber dem Einwand der Regierung, die Länder südlich des Zambesi würden als britische Interessensphäre anerkannt, folgte ich der Anregung des Grafen Pfeil, nördlich davon, im Hinterlande des Sultanates Zanzibar vorzugehen. Die Verantwortung war groß in politischer wie in finanzieller Beziehung; und ich fragte auch Herrn Ernst von Weber um sein Gutachten. Er stimmte uns bei, und nun kam es zu der unvergeßlichen Ausschußsitzung vom 16. September 1884, deren Beschlüsse ich im Wortlaut aus unserem Protokollbuch wiedergebe:

„Antrag des Herrn Dr. Peters: Das Mossamedesprojekt fallen zu lassen und dafür an der Ostküste, Sansibar gegenüber, in Usagara, falls dies nicht möglich, an einem andern Punkt der Ostküste die Landerwerbung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation vorzunehmen. Mit allen 11 Stimmen angenommen.

Antrag des Herrn Dr. Lange: Folgende Vollmacht den Mitgliedern der Expedition auszustellen: 1. Die Herren Dr. C. Peters, Dr. jur. Jühlke, J. Graf Pfeil werden hierdurch bevollmächtigt und beauftragt, an der Ostküste Afrikas, in erster Reihe in Usagara eine Landerwerbung behufs Anlegung einer deutschen Ackerbau- und Handelskolonie zu vollziehen. 2. Das zu erwerbende Gebiet muß politisch die Möglichkeit deutscher Oberhoheit bieten, wirtschaftlich für deutsche Ansiedelung behufs Ackerbau geeignet sein. 3. Sollte es unmöglich sein, auf

dem ins Auge gefaßten Gebiete den Ankauf vorzunehmen, so sind die genannten drei Herren bevollmächtigt, an einem andern Punkte, sofern er den ad 2. gestellten Bedingungen entspricht, Land zu erwerben. 4. Die Leitung der Expedition übernimmt Herr Dr. C. Peters, derselbe entscheidet über die zu tuenden Schritte und hat das Verfügungsrecht über die mitzunehmenden Gelder. Ist derselbe verhindert, die Leitung auszuüben, so tritt an seine Stelle Herr Dr. C. Jühlke; ist auch dieser verhindert, so fällt die Ausführung auf Herrn J. Graf Pfeil. 5. Den Ankaufskontrakt und etwa sonst nötig werdende Kontrakte, soweit sie sich auf die Installierung der Kolonie beziehen, zeichnen die beim Ankauf anwesenden Herren der Expedition im Namen des Ausschusses der Gesellschaft für deutsche Kolonisation. 6. Der Ausschuß spricht die feste Erwartung aus, daß die Herren keinesfalls, ohne den Ankauf von geeignetem Land irgendwo vollzogen zu haben, nach Deutschland zurückkehren werden. Angenommen mit 9 gegen 2 Stimmen."

Die beiden abweichenden Stimmen waren die des Premierleutnants a. D. Kurella und des Rechtsanwalts Hentig. Der Beschluß war unter ehrenwortlicher Diskretion gefaßt. Nichtsdestoweniger erfolgte einige Tage darauf seine Veröffentlichung in der Presse, wodurch sicherlich die britische Konkurrenz gegen unser deutsches Unternehmen wachgerufen werden sollte. Lieber dem Ausland dienen, als deutschen Landsleuten die Ehre gönnen, ein praktisches Kolonialprojekt durch eigene Kraft und Kühnheit durchzuführen. Es war der Lokigeist, von dem Fürst Bismarck im Reichstag sprach, der sich regte: der alte deutsche Neid, der unsere Vergangenheit verpestet hatte, dem wir uns gegenüberfanden. Aber es gelang

uns, wie ich gleich erzählen werde, den Schlag zu parieren. Eine andere verantwortungsvolle, unmittelbare Entscheidung hatten wir gleichzeitig zu treffen; und hierfür nahm ich, nach Rücksprache mit Dr. Lange, allein die Verantwortung auf mich.

Bis dahin hatten wir jedes von uns beschlossene Projekt dem Auswärtigen Amt mitgeteilt, und jedesmal den schleunigen Rat bekommen, doch, um Gottes willen, unsere Hand davon zu lassen. Die kolonialpolitischen Velleitäten des Fürsten Bismarck waren um die Herbstsonnenwende 1884 noch sehr, sehr matt. Der große Staatsmann entschloß sich nur höchst ungern, das Einlenken in die neuen Bahnen über See mitzumachen. Auf keinen Fall sollte ihm das europäische Verwickelungen bringen. Ich beschloß demgegenüber, unsern wirklichen Plan gegenüber Zanzibar dem Auswärtigen Amt überhaupt nicht mitzuteilen. Warum sollten wir uns der Gefahr eines neuen abschlägigen Bescheides aussetzen? Die ganze Sache war ein wildes Va banque-Spielen; so mochten wir denn auch noch das Risiko eines späteren ablehnenden Entscheides seitens der deutschen Reichsregierung auf uns nehmen! Ende September fuhr ich mit meinem Freunde Karl Jühlke nach Hannover ab, um auf diesem Umwege Triest und Anschluß an den Dampfer „Titania" des Österreichischen Lloyd dort zu erreichen.

Dem oben bereits angeführten gleichzeitigen Berichte über die Vorgänge dieser Tage entnehme ich folgende Beschreibung unserer Abreise aus Deutschland, weil ich nicht hoffen kann, die damaligen Stimmungen und Pläne deutlicher und schärfer wieder zu geben:

„Um unsere guten Freunde über unsere Abreise zu täuschen, taten wir folgendes: Herr von Weber war so

liebenswürdig gewesen, uns einige hundert Exemplare seiner Agitationsschrift für das Transvaal zu schenken. Diese ließen wir abstempeln als: ‚Geschenkt von der Gesellschaft für Deutsche Kolonisation', und durch die besten Berliner Restaurants verteilen. Bei der Aufmerksamkeit, mit der damals jeder unserer Schritte verfolgt wurde, konnte ich annehmen, daß diese Maßregel unsere patriotischen Herren Gegner wiederum auf falsche Spur lenken und sie veranlassen würde, das Ausland zu warnen, doch ja in Südostafrika uns auf die Finger zu passen. Zu gleicher Zeit ließ ich diesen Plan in auffällig plumper Weise dementieren und veranlaßte Herrn Leue, dem Timeskorrespondenten ganz vertraulich mitzuteilen, unser eigentlicher Plan richte sich auf das Koanzatal im Süden des Kongo. Herr von Mechow würde die Expedition führen, und wir wollten über Liverpool dahin abgehen. Auch diese Nachricht, welche durch die Times und die ganze englische Presse lief, wurde in gleich offenkundiger Weise dementiert, und dafür zur Abwechselung ein südwestafrikanisches Projekt genannt. Schließlich dementierten wir überhaupt alle Reisepläne auf Afrika; alle Mitteilungen seien unrichtig, wir hätten überhaupt kein Geld zu einer solchen Expedition. Da diese Nachricht sich völlig deckte mit den wohlgemeinten Wünschen der Gegner, so wurde sie mit Beifall aufgenommen, und im allgemeinen wohl auch geglaubt.

Auf diese Weise wurde der Verrat des wirklichen Projektes gegenüber Zanzibar unsererseits unschädlich gemacht. Dieser Verrat hätte allerdings unser ganzes Unternehmen schon in seinem Keim vernichten müssen, wenn nicht die Öffentlichkeit, insbesondere die englische Presse durch die Menge der von uns ausgehenden

widersprechenden Nachrichten bereits abgestumpft gewesen wäre.

Um demgegenüber das westafrikanische Projekt noch einmal als das Tatsächliche hinzustellen, machte ich dann mit Jühlke einen Umweg über Hannover. Und so blieb die deutsche Öffentlichkeit wirklich im Unklaren, wo wir eigentlich waren, bis im Dezember 1884 dann von Zanzibar die Nachricht in Europa anlangte, wir seien ins Innere abmarschiert. Zu unserem Glück war auch diese Nachricht so tendenziös gegen uns gefärbt, unsere Lage wurde als so kläglich, unser Vorgehen als ein so unerfahrenes hingestellt, daß man hier in den beteiligten Kreisen erleichtert aufatmete. Wir waren fern im Innern von Afrika und kamen hoffentlich nicht wieder zum Vorschein. Sollten wir aber trotzdem (natürlich mit einem Fiasko) zurückkehren, so konnte keiner unser Unternehmen der eigentlichen Kolonialbewegung an die Rockschöße hängen. Diese hatte sich feierlichst und öffentlich noch einmal in den letzten Tagen von uns losgesagt. Uns allein fiel die Verantwortung für unsere jugendliche Tollkühnheit zu. Man hatte uns abgeraten, man hatte vor uns gewarnt, man hatte uns bekämpft; mehr konnte man nicht tun. So schieden wir im September 1884 unter den Segenswünschen der Nation, wie sie sich uns in ihren berufensten Vertretern dargestellt hatte, um unsern Zug nach Usagara anzutreten."

Die Würfel waren im Rollen, und, wie Fernando Cortez, hatte ich meine Schiffe hinter mir verbrannt, als ich, ohne die Zeichner zu fragen und ohne die Reichsregierung zu verständigen, anstatt nach Westafrika auf Ostafrika abreiste. Nur ein klarer und schneller Expeditions-

erfolg konnte solches Vorgehen rechtfertigen; ohne solchen durfte ich unter keinen Umständen lebend nach Deutschland zurückkehren. Es war zum ersten Mal in meinem Leben, daß ich mich im bitteren Ernst und ohne Phrase der alten Alternative gegenüberstand:

„Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage!"

III.

Der erste Wurf.

Man disputierte vor einigen Jahren in Deutschland darüber, ob ich der Gründer von Deutschostafrika genannt werden könnte. Ich finde es außerordentlich gleichgültig, wie man mich nennt. Das ändert an den Tatsachen nicht das Mindeste. Diese Tatsachen will ich hier genau und wahrheitsgemäß mitteilen. Zur Sache aber möchte ich kurz bemerken, daß, gleichviel, was ich selbst zur Begründung unserer ostafrikanischen Kolonie beigetragen habe, ich selbstverständlich Genossen an der Arbeit haben mußte, und daß ich freilich keine deutsche Kolonie ins Leben rufen konnte, ohne den Rückhalt des Deutschen Reiches; genau, wie Sir Walter Raleigh mit Gefährten auszog und des Schutzes der Krone England bedurfte. Was meine Genossen anbetrifft, so habe ich bereits im vorigen Kapitel dankend die Unterstützung anerkannt, welche mir Dr. Friedrich Lange gewährte; in diesem Kapitel wird die Mitwirkung Dr. Karl Jühlkes deutlich hervortreten.

Wenn ich in Dr. Jühlke einen loyalen Kameraden und Freund zur Seite hatte, so war ich auf der anderen Seite in der Wahl des Grafen Joachim Pfeil ganz besonders unglücklich gewesen. Graf Pfeil besitzt ein gewinnendes Wesen, welches, ohne nähere Bekanntschaft, die Menge besticht. So war er in unseren Kreis gelangt.

Aber sehr bald erkannten Jühlke und ich ihn in seiner wahren Natur: als einen durchaus unangenehmen und unloyalen Kompagnon, dessen Gesellschaft schnell geradezu abstoßend zu werden begann. Bei der eigentlichen Expedition hielt er sich mehr und mehr beiseite, nicht als „teilnehmender“, sondern als direkt mißgünstiger Beobachter. Im Februar 1885 teilte er Herrn Kurt Toeppen mit, und dieser veröffentlichte es in der Vossischen Zeitung, er habe mein ganzes Vorgehen, jeden einzeln



Karl Peters 1884.



Karl Jühlke 1884.

getanen Schritt gemißbilligt. Mit anderen Worten, Graf Pfeil wusch seine Hände in Unschuld von der ganzen Expedition, und damit mag es denn sein Bewenden haben.

Anfang 1887 trennten sich unsere Wege auch äußerlich; er ging nach Neu Guinea. Aber, als ich 1896 des Mißbrauchs der Amtsgewalt angeklagt wurde, da glaubte er seine Zeit gekommen, gewissermaßen den Epilog zu unseren Beziehungen von 1884 zu liefern. Er trat als Angeber gegen mich auf; indes, so eifrig die Anklage bemüht war, Material gegen mich aus zwei Erdteilen zusammenzutragen, so stellte sich doch die Pfeilsche Anschuldigung bei sorgfältiger Nachprüfung als eine so

klare Erfindung heraus, daß man sie als unwahr zurückweisen mußte.

Soviel über die Person von Graf Pfeil! Wenn es schon unangenehm ist, in den weiteren Verhältnissen Europas mit einer unsympathischen Persönlichkeit zusammenarbeiten zu müssen, so wird dies auf einer afrikanischen Reise, wo man völlig aufeinander angewiesen ist, bald geradezu unerträglich.

Ein zweites niederdrückendes Moment auf der Usagaraexpedition war die ablehnende Haltung der deutschen Regierung gegenüber dem Zweck derselben. Ich habe erzählt, daß ich es absichtlich unterlassen hatte, dem Auswärtigen Amt von unserm Zanzibarprojekt Mitteilung zu machen, um uns einen erneuerten ablehnenden Bescheid zu ersparen. Wir fuhren nach Ostafrika ab immerhin mit der Möglichkeit, daß die Regierung wohlwollend der Unternehmung gegenüberstehe. Aber selbst dieser kleine Lichtblick am Horizont unserer Aussichten sollte uns in Zanzibar genommen werden. Der damalige deutsche Konsul, Herr William O'Swald aus Hamburg, ersuchte mich alsbald, ihn aufzusuchen, da er mir ein amtliches Schreiben mitzuteilen habe. Ich begab mich mit Dr. Jühlke zu ihm, und hier gab er uns Einsicht in einen Erlaß des Reichskanzlers, der i. V. vom Grafen Hatzfeld gezeichnet war, dem damaligen Staatssekretär des Äußeren in Berlin. Der Erlaß hatte folgenden Inhalt: „Es sei der Regierung zu Ohren gekommen, daß ein gewisser Dr. Peters sich nach Zanzibar begeben habe, um im Gebiet Sr. Hoheit des Sultans von Zanzibar eine deutsche Kolonie zu gründen. Falls der „p. p. Peters" wirklich in Zanzibar eintreffen solle, so wolle der deutsche Konsul ihm eröffnen, daß er dort Anspruch

weder auf Reichsschutz für eine Kolonie, noch auch Garantie für sein eigenes Leben habe. Gehe er dennoch mit seinem Plan vor, so geschehe dies lediglich auf seine eigene Gefahr und Verantwortung."

Was solch ein Erlaß, der uns zwei Abende vor unserer Abreise nach dem Festlande vorgelegt ward, bedeuten sollte, ist mir niemals klar gewesen. Wenn er nur die Absicht hatte, die deutsche Regierung im Fall eines Fehlschlagens gegen eine Mitverantwortung zu decken, so war er überflüssig, weil wir die Regierung mit unseren Absichten weder formell, noch unter der Hand bekannt gemacht hatten. Gerade auch, um sie außerhalb des Spieles zu lassen, hatte ich von der Mitteilung abgesehen. Es konnte demnach diese durch nichts provozierte Abweisung für mich nur besagen, daß Deutschland unter keinen Umständen eine Kolonie in Ostafrika haben, daß man die Expedition noch im letzten Augenblick verhindern wolle. Denn das ist klar, daß von zehn Expeditionsführern neun die Sache auf eine so deutliche offizielle Kundgebung hin hätten fallen lassen. Der Zehnte aber mußte naturgemäß nur mit halbem Herzen und verzagt an die Arbeit geben. Dies war der Fall bei mir. Ich führte die Aufgabe der Besitzergreifung des zunächst ins Auge gefaßten Gebietes schnell genug durch; aber auf der ganzen Reise sagte ich mir stets, was kann dies helfen, die Sache ist ja doch verloren.

Am Nachmittag des 8. November 1884 war uns die niederschmetternde Eröffnung auf dem deutschen Konsulat gemacht worden. Als wir das O'Swaldsche Haus verließen, legte Jühlke seinen Arm um meine Schulter und sagte: „dann laß uns zusammen sterben, Peters". Ich erwiderte ihm: „das wollen wir erst noch sehn". Zu-

nächst beantwortete ich das amtliche Schreiben noch am selben Abend etwa dahin: „daß ich mir nicht bewußt sei, um deutschen Reichsschutz an der Zanzibarküste nachgesucht zu haben, und bitte, in Zukunft mit dem Abschlagen einer Sache zu warten, bis ich um etwas bitte".

Der hier mitgeteilte Tatbestand wird zunächst die in englischen Blättern jahrelang kursierende Auffassung beseitigen, daß ich, so zu sagen, von Fürst Bismarck nach Ostafrika entsandt worden sei, um dort die deutsche Besitzergreifung vorzubereiten. Es besteht ein sehr wesentlicher Unterschied in der Begründung unserer west- und ostafrikanischen Kolonien, zwischen der Aufgabe, welche z. B. Nachtigall zufiel, und der, welche ich zu lösen hatte. Es ist nämlich generell, und nicht nur relativ, etwas ganz anderes, ob jemand den Befehl einer Regierung ausführt, welche ihn deckt, oder ob er auf eigene Faust und Verantwortung vorgehen muß. Daneben ist dieser Vorgang kennzeichnend für die Bismarcksche Kolonialpolitik überhaupt und hat demnach allgemein-geschichtliches Interesse. Der geniale Kanzler hat den Weg einer überseeischen Expansion nur sehr zaudernd und höchst ungern beschritten und wo dies anging, solche neue Aufgaben von sich abgewendet. Ich weiß heute noch nicht, ob er hiermit staatsmännisch im Recht gewesen ist oder nicht. Er ging aus von der Grundansicht, daß sich mit „Generalen und Geheimräten" keine Kolonialpolitik treiben lasse, und die bisherige Entwickelung unserer Kolonien hat ihm darin Recht gegeben. Diese bekannte Bismarcksche Äußerung bedeutet natürlich nicht, daß irgend jemand, der den Titel Geheimrat oder General trägt, damit unfähig sei, ein tüchtiger Kolonialpolitiker zu werden. Das kommt ganz auf die Persönlichkeit an. Was Bis-

marck meinte, war, daß man mit Bureaukratismus und Militarismus keine Kolonialpolitik treiben könne. Bismarck hat auch im Ernst versucht, solch bureaukratische Verwaltungsmethoden zu vermeiden; er versuchte es mit der angelsächsischen Form der großen Kolonialkompagnien. Aber im Detail hat er nach dieser Richtung niemals Ernst gemacht; der weitere Fortgang dieser Erzählung wird es klar machen, daß ich bei jedem Versuch, solche Politik ernstlich in Gang zu bringen, auf den Widerstand der Geheimräte in Berlin stieß, in deren Hand die kolonialpolitischen, prinzipiellen Entscheidungen, trotz der Abneigung des Fürsten selbst, in den achtziger Jahren stets blieben.

Doch ich greife vor; für die Kennzeichnung der Lage unserer Expedition im November 1884 genügt das Gesagte. Ein zweiter Faktor, den ich damals berücksichtigen mußte, war der Mitbewerb des Königs der Belgier, welcher im Winter 1884/85 gerade im Begriff stand, seine Société Internationale in den Etat Independant du Congo umzuwandeln, und dabei seine Augen auch auf die Gebiete zwischen der Zanzibarküste und den mittelafrikanischen Seen geworfen hatte. Als wir in Zanzibar eintrafen, fanden wir eine belgische Expedition in der Bildung, welche unter der Führung des Leutnants Bekker nach den Seen zu marschieren sollte. Im Innern war bereits ein belgisches Stationennetz von Ost nach West durchgeführt. Wenn Deutschland hier nicht zu spät kommen wollte, so war es allerdings die allerhöchste Zeit.

Zu all diesem kam dann, last not least, der überwiegende britische Einfluß in diesen Gebieten. Großbritannien hat das ganze Ostafrika nur deshalb nicht

gewonnen, weil es dasselbe im Jahre 1884 bereits zu besitzen glaubte. Zum ersten Male war mir auf meiner Reise nach Zanzibar anschaulich aufgegangen, was die britische Seeherrschaft in Wirklichkeit zu bedeuten habe. In London hatte ich das gewissermaßen rückschließend erkannt; jetzt sah ich die Faust selbst, welche sich mehr und mehr um unseren Planeten legte. Der Suezkanal schien ein britisches Unternehmen; das Rote Meer eine englische See; dann ging es an Perim und Aden vorbei; überall der Union Jack und nichts als der Union Jack. In Zanzibar spielte Sir John Kirck, der britische Konsul, bereits die Rolle eines Residenten am Hof eines untertänigen Maharadja; der Kommandant der Sultanstruppe, Mr. Matthews, war ein Engländer. Britische Kreuzer lagen im Hafen und hielten den Palast unter ihren Kanonen. Von Deutschland kannten die Eingeborenen damals noch nicht einmal den Namen.

All diesen überlegenen Kräften und feindlichen Mitbewerbern gegenüber unsere kleine Expedition, abgelehnt vom amtlichen Deutschland, verlacht in der Heimat, über die Schultern angesehen von den Ausländern, soweit solche sie überhaupt der Beachtung wert hielten! Weiß Gott, es waren keine ermutigenden Eindrücke, denen wir ausgesetzt waren; und wohl konnte man Herz und Mut verlieren! Damals, im November 1884, ist mir zum ersten Male in meinem Leben die befreiende Wirkung des rücksichtslosen Handelns klar geworden. Entmutigende Empfindungen verlieren ihre praktische Bedeutung im Augenblick, wo man sich nicht mehr um sie kümmert, sondern darauf losgeht, als ob sie nicht beständen. Um dies zu können, muß man in sich selbst den empfindenden und den kalkulierenden Teil seines Wesens

ganz trennen und die vorliegenden Schwierigkeiten mathematisch, wie eine Schachaufgabe, auffassen, an deren Lösung man gewissermaßen nur noch ein theoretisches Interesse hat. Dies ist um so leichter, je mehr man sein eigenes Los als bereits erledigt betrachtet; mit anderen Worten, wenn man sich mit dem eigenen Untergang abgefunden hat und nun nur noch versucht, soviel sachlich zu retten, als geht. Dann verliert die Außenwelt ihr Drohendes, die Situation wird interessant: dann wird man frei, dann siegt man. Es kommt immer wieder auf die uralte tiefe Wahrheit hinaus: „Wer sein Leben von sich wirft, der wird es gewinnen." Man muß imstande sein, sich über sich selbst zu erheben, sich gewissermaßen in die Vogelperspektive über dieses enge und armselige Leben und alles, was damit zusammenhängt, emporzuschwingen. Dann wird der Kopf frei; er arbeitet nüchtern, kühl und sicher, selbst in der drohendsten und unmittelbarsten Gefahr. Bleibt man dagegen in seiner individuellen Umgebung mit ihren Wünschen und Befürchtungen stecken, dann wird der Verstand rettungslos mit in die zappelnde Angst des Lebenswillens hineingerissen, er wird unsicher, „nervös", kann nicht kaltblütig arbeiten, und das Individuum saust in den Abgrund. Deshalb ist mir stets das Wort von Horaz als der Inbegriff praktischer Lebensweisheit erschienen: „Aequam memento rebus in arduis servare mentem" (Gleichmut der Seele, auch in der schwersten Zeit, such dir zu wahren).

Solchen Gleichmutes der Seele, mit der daraus fließenden Kaltblütigkeit des Handelns, bedurfte ich zum ersten Male in meinem Leben in vollstem Maße im November 1884. Es kam dazu, daß ich in afrikanischen

Dingen ein völliger Neuling, für alle technischen Fragen demnach auf den Rat dritter angewiesen war. In dieser Beziehung erwies sich Herr Justus Strandes von der Firma Hansing & Co. als ein zuverlässiger Freund. Er stellte unsere Tauschartikel zusammen und vermittelte das Engagement der nötigen Träger. Wenn ich schon am 10. November nach einem Aufenthalt von nur sechs Tagen aufs Festland übersetzen konnte, so verdanke ich es im wesentlichen seiner loyalen Unterstützung. Freilich warnte mich jedermann in Zanzibar, auch Herr Strandes, davor, dies zu tun. Es sollte Hungersnot im Innern sein, Massaihorden sollten bis an die Küste von Bagamoyo schwärmen. Die belgische Expedition blieb aus diesen Erwägungen in Zanzibar einstweilen liegen. Aber was hätte ich, nach den Eröffnungen des deutschen Konsuls, auf Erden wohl noch fürchten können? Gefährlicher als Hungersnot und Massais waren für mich und meine Pläne die Stimmungen und Intriguen in der Heimat, der Mitbewerb europäischer Mächte. Nicht die Elmoran von den Hochplateaus östlich des Viktoriasees, sondern die Stimmungen in Berlin, das nächste Postschiff aus Europa drohten, den eigentlich vernichtenden Strich durch meine Rechnung zu machen. Also vorwärts um jeden Preis! Vor uns lag die Rettung und möglicherweise der Sieg; hinter uns das Fiasko und elender Untergang.

Die Erzählung meiner ersten afrikanischen Expedition, welche zur formellen Besitzergreifung der Negerlandschaften Useguha, Nguru, Usagara und Ukami führte und damit die Rechtsgrundlage für Deutsch-Ostafrika schuf, habe ich gleich nach ihrer Beendigung in der „Täglichen Rundschau" veröffentlicht. Um den Zusammenhang dieser

Darstellung nicht zu zerreißen, lasse ich einige Auszüge aus diesem unmittelbaren Bericht hier folgen:

„Wir hatten die Absicht, am Sonntag, dem 9ten November, mittags 12 Uhr nach Saadani überzusetzen, wo der Hindu mit den Pagasis unserer wartete. Eine Windstille zwang uns, den ganzen Sonntag nachmittag noch in Zanzibar zu bleiben. Erst am Montag morgen bei sinkender Flut konnten wir hoffen, zu fahren. Ich befahl also unseren Dienern, Montag um 3 Uhr morgens sich einzufinden. Indes kamen einzelne derselben erst nach 6 Uhr, und den einen von ihnen mußte ich mit dem freundlichen Beistand eines deutschen Sultanskapitäns noch persönlich aufspüren und heranholen. So wurde es gegen 8 Uhr, bis wir an Bord unseres gebrechlichen Fahrzeuges gehen konnten. Es war ein herrlicher Morgen; über uns das krystallblaue Himmelszelt, unter uns das krystallblaue Meer! Eine leichte Brise schwellte unsere Segel; am Ufer standen mehrere deutsche Herren, mit ihren Taschentüchern uns nachwinkend, und dahin sank allmählich der weiße Häuserkranz von Zanzibar! Mit eigentümlichen Empfindungen sahen wir sie entschwinden. Unsere Landsleute da drüben, daß wußten wir, gaben uns verloren, — und wir selbst? Durften wir hoffen, die europäische Welt, deren letzte Vertreter wir soeben verlassen hatten, je wiederzusehen? Konnten wir hoffen, das große Werk, zu dem wir zogen, auszuführen?

Langsam stiegen inzwischen die Umrisse des geheimnisvollen Erdteiles an der anderen Seite empor, auf welchem ernste Fragen ihre Beantwortung finden sollten.

Etwa 4 Uhr nachmittags nach günstiger Fahrt kam Saadani in Sicht. Der Hafen von Saadani ist flach

und für große Schiffe nicht zu gebrauchen. Da Ebbe war, lief selbst unsere kleine Dau mit einer Wucht auf, daß sie in allen ihren Fugen krachte, und ich, offen gestanden, befürchtete, sie würde entzwei brechen, umsomehr, da wir schon unterwegs nur durch fortwährendes Wasserschöpfen uns hoch gehalten hatten. Vom Ufer waren wir noch etwa 300 Schritte entfernt, mich hielt meine Ungeduld nicht länger, und ich bestieg den Rücken eines meiner Diener, um mich persönlich sofort ans Land tragen zu lassen. Dies hatte das Unbequeme — da der Boden des Meeres ziemlich uneben war, wodurch mein Diener plötzlich ganz unter mir verschwand — daß ich völlig durchnäßt im schwarzen Erdteil ankam. Mein Diener fiel obendrein noch einmal auf dem schlüpfrigen Boden hin. Ich benutzte diese Gelegenheit, um ‚nach berühmten Mustern' die Sache in ein gutes Omen umzudeuten. ‚J'y suis et j'y reste' rief ich aus in einer Situation, welche mir übrigens selbst ziemlich lächerlich erschien."

In Saadani wurden die mitgebrachten Vorräte in die üblichen Trägerbündel umgepackt und so die kleine Kolonne marschfähig gemacht. Man wird sich nicht leicht vorstellen können, mit welcher Ungeduld ich dem Ende der Verpackung entgegen sah. Am Mittwoch nachmittag, als dieselbe beendet war, beschloß ich, sofort in das Innere abzumarschieren trotz der Warnung des Hindu, der mir riet, bis zum folgenden Morgen zu warten, da gerade zu Anfang einer derartigen Expedition die Gefahr des Davonlaufens der Leute am größten sei.

Vorher badete ich noch mit meinem Freund Jühlke in der See, kaufte alsdann für unsern Diener 200 Pfund Reis, einen Kochkessel und sechs Patronentaschen und ließ nachmittags 4 Uhr die ganze Mannschaft antreten.

Ich hatte an diesem ersten Tage sechsunddreißig Träger mit Speeren bewaffnet, sechs persönliche Diener mit Vorderladern und die drei europäischen Herren mit modernen doppelläufigen Schrotflinten. Ich selbst führte eine Henry-Martinibüchse mit 500 Patronen Munition. Außerdem hatten wir jeder einen guten Revolver, Jühlke und Pfeil recht gute Dolchmesser.

So marschierten wir von Saadani gegen 5 Uhr ab; voran ich mit meinen zwei persönlichen bewaffneten Dienern, dann Dr. Jühlke mit seinem Diener, dann die Träger und schließlich Herr Graf Pfeil und Herr Otto mit Graf Pfeils Diener und dem Koch. Unser sechster Diener, der Dolmetsch, hielt sich meist in der Front auf bei dem Kidongosi, dem eigentlichen Wegführer, seinem Freunde.

Ich werde niemals die eigentümliche Schönheit dieses ersten Marschtages vergessen. Wir stiegen vom Meere aus langsam bis auf eine Höhe von 300 Fuß. Das Meer hinter uns begann sich allmählich in jene unsagbar reizvollen Farbentöne der Tropenwelt zu kleiden, und vor uns flammte der westliche Himmel nach und nach in der Glut der untergehenden Sonne. Am fernsten Horizont im Westen lagerte dunkles Gewölk, hinter welchem die Sonne etwa um 6 Uhr zu verschwinden begann. Die Luft war warm und durchsättigt von all den eigentümlich berauschenden Düften der Tropen; bunte hellschimmernde Blumen aller Art und von allen Farben strömten fortwährend das süße, aber gefährliche Gift dieser Dünste aus. Dazwischen wiegten sich niegesehene Schmetterlinge und Käfer von glühender Farbenpracht. Fremdartige, bizarre und oft groteske Baumformen traten links und rechts aus dem tiefen Schatten hervor, und über alle

empor ragte von den größeren Erhebungen die stolze, melancholische Palme. Dazu das Schnurren, Pfeifen Zischen, kurz, alle die unbezeichenbaren Töne der Vogelwelt, die eigentümlichen Zurufe der Neger! Der Abend sank tiefer herab, und nun begann es in den Gebüschen zu funkeln und zu leuchten. Tausende und aber Tausende von glühenden Leuchtkäfern schwirrten und sausten an uns vorüber; ein seltsam beklemmendes Gefühl überkam mein Herz, ungewohnt all solcher Eindrücke.[1]) Ich fühlte mich wie hinausgeworfen auf einen anderen Planeten, wo das Leben noch glühender durch die Natur pulsiert. Ein unaussprechliches Sehnen und eine tiefe Melancholie überkam mich.

Nach dreistündigem Marsch langten wir auf unserer ersten Station, einem wohlbefestigten Kraal, Muduni, an. Hier wollten wir die erste Nacht rasten. Kaum waren Jühlke und ich eingezogen und kaum hatten wir unseren brennenden Durst durch einen Trunk warmen Wassers gestillt, als plötzlich neben dem Kraal eine mächtige Feuergarbe auflohte. Auf meine Erkundigungen wurde mir mitgeteilt, daß eine Hütte in Brand gesteckt sei. Ich ließ nun auch unsererseits die Lagerfeuer anzünden, und nach und nach sammelten sich die ermüdeten Pagasis um dieselben. Graf Pfeil mit dem Koch traf nach etwa dreiviertel Stunden ein, und so konnten wir daran gehen, auch unser eigenes Abendessen kochen zu lassen.

Ich ließ eine Ziege schlachten, die ich kaufte, und um 10 Uhr abends etwa konnten wir unsern sehr energischen

---

[1]) Die Landschaft hinter Saadani ist mir später erheblich nüchterner erschienen. Diese Schilderung gibt die ersten subjektiven Eindrücke.

Appetit noch stillen. Ich darf gestehen, ich bin durch den Mangel an Komfort auf den weiteren Märschen nicht weiter berührt worden. An diesem Abend indes empfanden wir wohl alle mehr oder weniger die Unbehaglichkeit eines Soupers in Zinntellern, auf einer nicht eben übergroßen Kiste serviert und stehend oder in unbequemer Lage sitzend eingenommen. Entschädigt wurden wir alle durch einen tiefen und sehr gesunden Schlaf in unsern Hängematten, welcher darauf folgte.

Auf dem Marsche hatte sich herausgestellt, daß die Lasten für die einzelnen Träger zu schwer waren. Ich erfuhr, daß der betrügerische Schuft von einem Hindu, welcher mich schon beim Preis der Trägerlast — à 11 Dollars — über das Ohr gehauen hatte, mich auch derart zu betrügen suchte, daß er das mir auf 41 Trägerlasten berechnete Gepäck auf 36 Neger verpackte. Dem mußte ein Ende gemacht werden. Ich machte infolgedessen am Donnerstag einen Rasttag, schickte den Kidongosi mit dem Dolmetsch nach Saadani zurück und ließ dem Hindu sagen, er möge die fehlenden fünf Träger schicken, oder ich würde selbst zurückkommen und den Kontrakt annullieren. Dies half. Schon am Nachmittag 3 Uhr kamen die zwei mit den fünf Trägern und brachten, vermutlich für mich zur Beruhigung, zwei Hühner, eine Flasche Tscherbet und eine Flasche Milch vom Hindu als Geschenk mit, was uns natürlich äußerst willkommen war. Somit konnten wir am folgenden Tage in schnellerem Tempo unsern Marsch fortsetzen.

Am Freitag, den 14. November, brachen wir wieder von Muduni auf, um an diesem Tage einen respektablen Marsch vorzunehmen. Da unsere Tagesmärsche beim Hineinziehen im wesentlichen gleichmäßig verliefen, so gebe

ich nur im allgemeinen eine kurze Skizze. In der ersten Zeit mit Sonnenaufgang, in der Folge mehr und mehr in der Nacht, standen wir auf und weckten durch energischen Zuruf unsere Schwarzen. Dann ward ein Schluck kalten Kaffees genommen, zu dem es, wenn das Glück gut war, ein Stückchen übrig gebliebenen kalten Fleisches gab. Alsdann begab ich mich mit zwei bewaffneten Dienern auf den Weg in der einzuschlagenden Richtung an einen Punkt, wo sich die Träger, jeder mit seinem Bündel, einzufinden hatten. Dr. Jühlke folgte nach kurzer Zeit, und Graf Pfeil und Otto zogen ab, wenn der letzte Pagasi in Bewegung war. Inzwischen hatten wir den Marsch begonnen, und nun zogen wir zunächst 3—4 Stunden ohne Unterbrechung; alsdann ließ ich an einem geeigneten Punkte vorn Halt machen und wartete, bis Graf Pfeil in Sicht kam, worauf der Marsch in gleicher Ordnung bis zum nächsten Halteplatz fortgesetzt ward. Kamen wir an einen Fluß, so wateten resp. schwammen wir hindurch, oft mit größter Schwierigkeit das Gepäck hinübertransportierend. In bezug auf den mitgeführten Kaffee bestand ein gewisser Ehrgeiz unter uns; möglichst wenig davon zu nehmen und möglichst viel dem Gefährten zu überlassen. So kam es zuweilen vor, daß die ganze Flasche unberührt am Endziel des Marsches mit anlangte, wo ihr Inhalt dann freilich mit unheimlicher Schnelligkeit, halb und halb geteilt, zu verschwinden pflegte. Ich für meine Person trank wenigstens prinzipiell in den ersten zwei Stunden des Marsches nie, so sehr der Durst auch mahnen mochte. Es pflegte sich dann wohl eine Art von Vision einzustellen, insofern mir die Phantasie lebhaft die Vorzüge eines Glases deutschen Bieres ausmalte."

Die Reise folgte zunächst dem Norduſer des Wami. Da ich nicht in Kollision mit den Rechtsansprüchen des Sultans von Zanzibar geraten wollte, lag mir daran, zunächst vom Küstengürtel frei zu werden, in welchem er durch seine Walis wenigstens eine Art von Oberhoheit ausüben ließ. Ich wußte, daß mir eine Verletzung dieser Schattenautorität ohne weiteres die ganze internationale Politik auf den Hals hetzen mußte. Indes hatten wir nicht lange zu warten, bis wir in ganz unabhängiges Negergebiet kamen. Bereits 2—3 Tagemärsche hinter Saadani hatte auch der Schein der Hoheit des Said Bargasch ein Ende, und nun begann ich, zunächst wenigstens formell, deutsche Rechtsansprüche zu schaffen. Man hat sich über die Form dieser Besitzergreifung hernach in Deutschland weidlich mockirt. Das war so recht etwas für diese politischen Kindsköpfe, die Kalauerfritzen und Possenreißer in Berlin. „Ha, ha, ha! Verträge mit Schwarzen! Die werden gerade wissen, was Verträge bedeuten; die werden Verträge gerade halten! Das ist ja der größeste Schwindel, den es gegeben hat." Daß solche Besitzergreifung von Landgebieten durch Vertrag im wesentlichen überall und stets eine Fiktion ist, wußte ich natürlich 1884 so gut, wie ich dies heute weiß. Aber es war mir auch bekannt, daß Briten und Holländer, ja alle kolonisierenden Völker bis zu den Phönikern hinauf ihre Besitzrechte gegenüber den Eingeborenen in genau derselben Art begründet hatten. Die Geschichte von der Kuhhaut der Dido, welcher Karthago sein Entstehen verdanken sollte, hatte ich bereits in meiner Vorschule kennen gelernt. Es war mir ebenso bekannt, daß in unserer modernen Zeit derartige Verträge immer nur ein gewisses Vorrecht für den Staat des europäischen Kontrahenten gegenüber

anderen Kulturstaaten schaffen, und dies auch nur dann, wenn der betreffende Staat sich solches Vorrechtes bedienen will. Aber weiter konnte unsere Expedition ja naturgemäß da draußen überhaupt nichts erreichen; das wesentliche mußte den folgenden Verhandlungen in Europa überlassen bleiben. Ich durfte meine Aufgabe für gelöst betrachten, wenn ich vorläufig ein einigermaßen umfassendes Gebiet in solcher Weise erworben hatte, daß die deutsche Regierung, wenn sie dies wollte, die geschaffene Rechtsgrundlage in Verhandlungen mit Großbritannien und anderen Mächten verwerten konnte. Dazu genügte „Vertrag“ und Flaggenhissung durch einen Deutschen.

Obwohl dies heute kaum mehr als ein persönliches Interesse hat, will ich hier einen der abgeschlossenen Verträge, dem alle anderen mehr oder weniger gleich waren, den mit Muinin Sagara, dem Oberherrn von Usagara, der zentralen Landschaft des gesamten ins Auge gefaßten Gebietes, wieder geben. Er lautet:

„Muinin Sagara, den 4. Dezember 1884. Muinin Sagara, Herr von Muinin Sagara u. s. w., alleiniger und absoluter Herr von ganz Usagara, und Dr. Carl Peters, als Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, schließen hierdurch einen ewigen Freundschaftsvertrag ab.

Sultan Muinin Sagara erhält eine Reihe von Geschenken; weitere Geschenke für die Zukunft werden ihm versprochen, und er tritt hierdurch unter den Schutz der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, resp. deren Vertreter.

Dafür tritt der Sultan Muinin Sagara an Herrn Dr. Carl Peters, als den Vertreter der Gesellschaft für

deutsche Kolonisation, kraft seiner absoluten und unumschränkten Machtvollkommenheit das alleinige und ausschließliche Recht, Kolonisten nach ganz Usagara zu bringen, ab.

Dr. Carl Peters, als Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, verspricht, von diesem Rechte Gebrauch zu machen.

Zu dem Behufe tritt Sultan Muinin Sagara das alleinige und ausschließliche Recht völliger und uneingeschränkter privatrechtlicher Ausnutzung von ganz Usagara an Herrn Dr. Carl Peters, als den Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, hierdurch ab.

Ferner tritt der Sultan Muinin Sagara an Herrn Dr. Carl Peters, als den Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, alle diejenigen Rechte ab, welche nach dem Begriff des deutschen Staatsrechts den Inbegriff staatlicher Oberhoheit ausmachen; unter anderem: das alleinige und uneingeschränkte Recht der Ausbeutung von Bergwerken, Flüssen, Forsten; das Recht, Zölle aufzulegen, Steuern zu erheben, eigene Justiz und Verwaltung einzurichten, und das Recht, eine bewaffnete Macht zu schaffen.

Dafür bleibt der Titel Muinin Sagara erblich in der Familie des Sultans Muinin Sagara.

Der privatrechtliche Besitzstand des Sultans wird von Herrn Dr. Carl Peters, als Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, anerkannt und garantiert, und die Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation werden angewiesen werden, diesen Besitzstand mit allen Kräften mehren zu helfen.

Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation wird mit allen Kräften dahin wirken, daß Sklaven aus dem Gebiet

des Sultans Muinin Sagara nicht mehr fortgeschleppt werden dürfen.

Dieser Vertrag ist heute, am 4. Dezember 1884, vor versammeltem Volk von Usagara unter Zuziehung einer Reihe rechtsgültiger Zeugen von Muinin Sagara, alleinigem und uneingeschränktem Oberherrn von ganz Usagara, und Herrn Dr. Carl Peters, als dem Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation durch Namensunterschrift und Namenszeichnung von beiden Seiten in durchaus rechtsverbindlicher Form vollzogen worden.

(Handzeichen des Sultans Muinin Sagara.)

(Handzeichen von Kibuana, Sohn des Sultans Muinin Sagara.)

Dr. Carl Peters.

Daß dieser Vertrag völlig rechtsgültig und auf ewige Zeiten verbindlich von beiden Kontrahenten, dem Sultan Muinin Sagara, Herrn von Muinin Sagara usw. einerseits und dem Herrn Dr. Carl Peters, als dem rechtmäßigen Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation andererseits, heute am 4. Dezember 1884 vor versammeltem Volke abgeschlossen ist und wortgetreu dem Sultan Muinin Sagara, Oberherrn von ganz Usagara, durch den Dolmetscher Ramassan vorgetragen war, bezeugen hiermit durch Namens- resp. Zeichenunterschrift:

(Handzeichen des Sohnes des Sultans Muinin Sagara, Maheneko ade Muinin Sagara.)

(Handzeichen des Sohnes des Sultans Muinin Sagara, Sefo ade Muinin Sagara.)

(Handzeichen des Salim, Beamten des Sultans Muinin Sagara.)

(Handzeichen des Dolmetschers Ramassan.)

(Handzeichen des Dieners Hamisi.)

(Handzeichen des Dieners Marabu.)
(Handzeichen des Dieners Ali.)
(Handzeichen des Dieners Sururu.)
Osmani.
Dr. Carl Jühlke.
J. F. Graf Pfeil.
August Otto."

„Am Sonnabend, den 6. Dezember, erscheint Masengo, ältester Sohn des Sultans Muinin Sagara, Herr von Sima, und erklärt seine besondere Freude über die in Aussicht stehende Kolonisation Usagaras und erbittet auch für sich Freundschaft und den Schutz der Gesellschaft für deutsche Kolonisation. Er bezeugt dies durch seine eigenhändige Unterschrift.

(Handzeichen des Masengo.)"

Im ganzen schloß ich Verträge ab über ein Landgebiet, welches etwa Süddeutschland an Umfang gleichkam und das Hinterland der eigentlichen Zanzibarküste im engeren Sinne umfaßte: die Landstriche zwischen Pangani und Kingani. Dies war sicherlich die am meisten gefährdete Zone im Rechtskampf mit dem Sultanat Zanzibar, welcher notwendigerweise folgen mußte. Um für solchen auch eine direkte Waffe in die Hand zu bekommen, ließ ich mir in Nguru von einem Agenten des Said Bargash, den ich dort traf, folgende Erklärung ausstellen, welche bei den späteren Verhandlungen mitbenutzt worden ist:

„Mvomero, den 26. November 1884. Salim Bin Hamid, seit vier Jahren erster Bevollmächtigter Sr. Hoheit des Sultans von Sansibar in Nguru, erklärt vor einer Reihe rechtsgültiger Zeugen, daß der Sultan von Sansibar auf dem Kontinent von Ostafrika, speziell in Nguru

und Usagara, Oberhoheit und Schutzrecht nicht besitzt. Er erklärt sich zum Freund von Dr. Peters und verspricht, die Bestrebungen der Gesellschaft für deutsche Kolonisation nach Kräften zu unterstützen. Er erbittet die Freundschaft von Dr. Peters, Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, und erhält sie."

Dr. Carl Peters. Salim Bin Hamid.

Vorstehende Erklärung und Ausmachung ist vollständig sachgemäß und freiwillig von beiden Seiten vollzogen, nachdem sie Salim Bin Hamid durch Ramassan genau mitgeteilt war. Dies bezeugen durch Unterschrift:

(Handzeichen Marabus.)
Osmani.
(Handzeichen Hamisis.)
(Handzeichen Alis.)
(Handzeichen Sururus.)
J. F. Graf Pfeil.
(Handzeichen Ramassans.)
August Otto.
Dr. Carl Jühlke."

Wenn ich heute, nach 22 Jahren, auf diese Expedition mit ihren Ergebnissen zurückblicke, so kann ich wohl einzelne jugendliche Extravaganzen und Unvorsichtigkeiten daran tadeln; aber, ich glaube, auch meine Gegner werden zugeben müssen, daß wir uns im großen und ganzen der gestellten Aufgabe mit Umsicht und Hingebung entledigt haben. In fünf Wochen — und alles kam gerade auf diese Schnelligkeit an — hatten wir den Grund gelegt zu einem deutschen Kolonialreich in Ostafrika, einen Grund, welcher böswilligen Kritikern zwar Veranlassung zu Witzen und Schäkereien bot, der sich aber doch als fest genug erwiesen hat, um unser ostafrikanisches Schutz-

gebiet, und weit mehr, darauf zu bauen. Dies war mit Einsetzung unserer ganzen moralischen und physischen Kraft geschehen. Als wir am 4. Dezember in Muinin Sagara lagen, waren wir aufs Äußerste erschöpft, die Expedition war im wahren Sinne des Wortes abgehetzt. Ich kann, um dies zu veranschaulichen, nichts besseres tun, als aus der bereits angeführten Reisebeschreibung die Schilderung des von mir mit Jühlke unternommenen Rückzuges an die Küste noch anzuschließen:

„Den Vertrag mit Muinin Sagara, dem alten Sultan von Usagara, habe ich von meiner Hängematte aus abgeschlossen. Dies geschah am 4. Dezember. Am selben Tage entließ ich den größeren Teil unserer Leute. In Muininsagara sollte zunächst das Hauptquartier der Gesellschaft für deutsche Kolonisation bleiben. Graf Pfeil und Herr Otto sollten sich in dem gesunden Bergland von den Strapazen erholen und alsdann an den Bau eines ersten Hauses gehen. Zu dem Behufe ließ ich drei unserer persönlichen Diener und vier Pagasis bei den Herren zurück; Sultan Muinin Sagara versprach überdies, einen Teil seiner Sklaven zum Hausbau zu stellen. Ferner blieben fast alle unsere Tauschartikel und der größere Teil des noch nicht verbrauchten Proviants oben. Am 6. Dezember stellte ich den beiden ihre Vollmachten aus. Herr Otto sollte von Gesellschafts wegen Verpflegung erhalten und dafür unter Graf Pfeil am Hausbau mitwirken.

Ich selbst mit meinem Freunde Jühlke hatte die unerquickliche Aussicht auf einen erneuerten Parforcemarsch hinunter an die Küste: einen Marsch mit unzulänglichem Proviant, mit einer Wunde am Fuß und dem Fieber in den Adern. Ich behielt acht der Träger und drei

persönliche Diener zurück. Die beiden Tage in Muininsagara hatten weder Dr. Jühlke noch mir eine Erholung gebracht, trotzdem ich sehr respektable Dosen von Chinin verschluckte. Die Fußwunde führte das Fieber immer zurück. Ängstliche und wilde Träume quälten mich in der Nacht vom 6. zum 7. Dezember, und halb betäubt ließ ich mich ankleiden, um in einer Hängematte die kleine Expedition bis an die Küste hin zurückzuführen. Dr. Jühlke sollte mich begleiten, um von Zanzibar aus eine große Proviantkolonne nach Muininsagara hinaufzubringen.

So zogen wir in der Frühe des 7. Dezember bei feinem Regen an einem Sonntag Morgen aus, um zunächst in das Mkondoguatal zurückzuziehen . . . .

„Ich will nicht auf die Einzelheiten dieses originellen Rückzuges eingehen; im allgemeinen darf ich bemerken, daß bei dem ganzen, ziemlich tollkühn angelegten und in mancherlei Beziehung ans Abenteuerliche grenzenden Unternehmen mir nicht der reale Erfolg als das Wunderbarste erscheint, sondern die Tatsache, daß Jühlke und ich lebendig wieder nach Bagamoyo gekommen sind. Dazu hat, man wird mir diese Bemerkung gestatten, ohne Frage ein unverhältnismäßig größeres Einsetzen von Willenskraft und Kaltblütigkeit gehört als zum Einmarsch mit seinen produktiveren Aufgaben.

Am ersten Tage marschierten wir bis Mkondogua zurück, wo wir einige Tage zuvor einen Kontrakt abgeschlossen hatten. Welch ein Kontrast! Damals waren wir selbstbewußt und gebieterisch eingezogen; jetzt erschienen wir matt, krank und fast bemitleidenswert, wie ein geschlagenes Heer. Wir langten erst gegen 1½ Uhr an, stundenlang durch unerträgliche Sonnenglut belästigt;

in der Hängematte, wo es kaum einen Schutz dagegen gab, da wir unsere Helme nicht tragen konnten, wirkte dieselbe fast wahnsinnig machend. Dazu kam, daß man in den Hängematten sich eigentlich gar nicht gegen die Dornen der Mimosen von beiden Seiten, gegen die Baumwurzeln von der Erde aus schützen konnte. Der Körper blutete aus vielen kleinen Wunden, und Tausende von blutgierigen Insekten aller Art, die wir nicht immer abwehren konnten, sorgten dafür, daß diese Wunden sobald nicht zuheilten. In Mkondogua gelang es Dr. Jühlke mit dem Dolmetsch, zwei Pfund Zucker von einem Araber zu erstehen. Es ist kaum möglich zu beschreiben, mit welchem Jubel dieser Erwerb von mir begrüßt ward. Denn nunmehr konnten wir uns ja noch einmal an dem köstlichen, Milch ersetzenden Kakao laben. Außerdem untersuchte Jühlke am Nachmittag meine Fußwunde vom letzten Dienstag, und nun erst ward dieselbe gereinigt und mit einem notdürftigen Verband versehen. Den Nachmittag saß mein Freund an meinem Lager und kühlte mir die glühende Stirn mit kalten Umschlägen. Er riet mir, in den schnellsten Märschen an die Küste zu eilen und Kontrakte Kontrakte sein zu lassen.

Es folgte eine kalte Nacht! Jühlke und ich schliefen auf der bloßen Erde, in eine Wolldecke eingehüllt, nachdem wir uns an ein wenig Kakao gelabt hatten. In dieser Nacht trat zum ersten Male bei mir jener fieberhaft visionäre Zustand ein, der von nun ab auf dem Marsch mich nicht mehr verließ. Mir war es, als ob die ganze Afrikaexpedition ein Traum sei, und ich pflegte mich zu wundern über die ungeheure Naturwahrheit der Umgebung.

Am Montag auf dem Marsch brach Dr. Jühlke zu-

sammen, und nun war die Verlegenheit groß; denn ich mußte Träger beschaffen, um auch ihn tragen zu lassen. Es war merkwürdig, wie schnell meine eigene Tatkraft sich wieder belebte, als Jühlke unfähig wurde, zu handeln. Was ich am Tage vorher für ganz unmöglich gehalten haben würde, trat nun ein: den ganzen Nachmittag konnte ich mit einer Horde schwarzer Leute verhandeln, und am Dienstag Morgen vermochten wir unsern Marsch in zwei Hängematten fortzusetzen. So ging es über Berg und Tal, durch Flüsse und Wälder rastlos fort. Oft marschierten wir von morgens 1 Uhr — bei vorausgetragenen Talglichtern — bis mittags 1 Uhr und von nachmittags um 3 wieder bis des Abends um 8 Uhr. Zuweilen, wenn die Träger nicht aufstehen wollten so früh in der Nacht, mußte ich mich mit gezogenem Revolver unter sie führen lassen und zum Aufbruch zwingen. Wie oft haben wir wohl beide hernach stundenlang zum funkelnden Sternenhimmel emporgeblickt, an dem gerade über dem Meridian das schimmernde Sternbild des Orion, im Norden unmittelbar über dem Horizont der alte liebe Bär, im Süden aber das geheimnisvolle südliche Kreuz mit jenen eigentümlichen „Kohlensäcken“ daneben standen, und versucht, im Anschauen des Unendlichen die Qualen der Gegenwart zu vergessen. Dann flammte der Himmel im Osten auf und scharf, zunächst fast gespensterhaft, tauchten die Umrisse der Felsen und Berge mit ihrem Palmenschmuck hervor — bis plötzlich er selbst emporstieg, der Schmerzensbringer, der unheimliche, glühende Sonnenball.

Die Rettung unseres Lebens danken wir vornehmlich der Treue und Hingabe unseres Dolmetschers Ramassan und einem französischen Missionar bei Simbamwene,

welcher uns durch Ramassan eine ganze Ladung Kohlrabi, Steckrüben, Wirsingkohl und Mohrrüben schickte. Davon haben wir vier Tage lang uns genährt und daraus die Widerstandskraft geschöpft, die drei letzten Tage der Rückreise völlig ohne Nahrung zubringen zu können ....

In solchem Zustande trafen wir am 14. Dezember in Ukami, und zwar in dessen Hauptkraal Kangasi ein. Hier haben wir noch einmal verhandelt, noch einmal darauf einen Kontrakt zustande gebracht. Damit war die herrliche Gebirgslandschaft, welche bis etwa 5 Meilen an die Küste reicht, ebenfalls in deutschen Besitz gebracht. Aber die Anstrengung und die damit verbundene Aufregung hatten meinen Zustand aufs äußerste verschlimmert. Am Abend hatte ich 140 Pulsschläge, und ich sah für die Nacht meinem Ende entgegen. Ich traf nun Anordnungen für diese Eventualität. Ich verbot Jühlke, welcher traurig und ängstlich meine Hand hielt, sich auch nur für das Eingraben meines Körpers in Kangasi aufzuhalten; er habe im beschleunigten Tempo ohne Unterbrechung bis an die Küste zu eilen; sterbe auch er, so solle Ramassan die Kontrakte zu Hansings bringen.

Zwischen Sterben und Leben verrannen die folgenden fünf Tage. Die qualvollsten Stunden waren stets die von 8 Uhr abends bis 12 Uhr nachts. Dann traten regelmäßig jene Beängstigungen ein, wie sie bei beschleunigtem Pulsschlag im Fieber stattzufinden pflegen; Jühlke litt in diesen Tagen mindestens ebenso sehr, wenn nicht mehr, als ich selbst. Düster und niedergeschlagen, fast apathisch gegen einander, zogen wir dahin.

Am Abend des 17. Dezember, nachdem wir in der Mittagssonne den Kingani überschritten hatten, tauchte

plötzlich die See vor uns auf. Unsere Träger und Diener brachen in ein betäubendes Freudengeschrei aus. Vor uns lag Bagamoyo — vor uns stand ein Weißer, ein Weißer, welcher mich französisch anredete und nach kurzer Unterhaltung deutsch zu mir sprach. Es war ein Bruder des Klosters, welcher einen Spaziergang machte und uns freundlich im Namen seiner Brüderschaft zu sich einlud. Nun ging es in beschleunigtem Trabe bergab. Wir hatten noch etwa zwei Stunden zu marschieren, und so wurde es 7 Uhr abends, bevor wir in die breite Allee, welche zum Kloster führte, einlenkten. Nie werde ich die nun folgende Szene vergessen!

Aus dem Halbdunkel vor uns traten allmählich die mächtigen Umrisse der herrlichen Gebäude hervor. Vom Portal herunter winkte das christliche Kreuz: ein Symbol, daß wir uns der europäischen Kulturwelt wieder näherten. Und als wir einzogen in den Hof, da plötzlich flammten die hell erleuchteten gothischen Fenster uns entgegen und daraus hervor brausten die ernsten Töne der Orgel! Den Eindruck zu beschreiben, ist nicht möglich; aber ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrach, und die ganze Spannung der letzten Wochen in einem Tränenstrom sich Luft machte.

In Bagamoyo haben wir uns dann zwei Nächte und einen Tag aufgehalten. Das Kloster birgt zwölf Brüder und zwölf Schwestern, welche sich vornehmlich nach alter bewährter jesuitischer Taktik mit der Erziehung der Jugend befassen. Mag man über den Jesuitenorden sonst denken, wie man will, soviel steht außer Frage, daß derselbe in Ostafrika eine Kulturarbeit im wahren Sinne des Wortes vollführt. Seine Stationen bilden sozusagen die ersten mächtigen Klammern, an denen die weiße Rasse

in diesen üppigsten Teil des spröden schwarzen Kontinents sich hineinzwängt. Die Bedeutung dieser Mission für Ostafrika ist etwa dieselbe, wie die der christlichen in Deutschland vor tausend Jahren.

Wir selbst fanden, wie alle Reisenden, die liebenswürdigste Aufnahme im Kloster. Es war ein ungeheuer behagliches Gefühl, als wir nach herzlicher Begrüßung zum ersten Male uns wieder gefragt fanden, was wir zu essen wünschten. Ich bat sofort um ein Glas Milch und bestellte, da solche nicht vorhanden war, eine Tasse Schokolade mit einem Glase Rotwein. Ebenso mein Freund Jühlke. Als die Leckerbissen, auf welche wir uns wochenlang im voraus gefreut hatten, alsbald gebracht wurden, stellte sich merkwürdigerweise heraus, daß wir dieselben nur mit Widerwillen verzehren konnten. Wir hatten das Essen verlernt und haben dasselbe auch erst nach mehreren Tagen wiedergelernt. Köstlich war dann die Empfindung, als wir gleich darauf in das kühle Krankenzimmer gebracht wurden. Wir sollten wieder in einem Bett schlafen, unter einem Moskitonetz, in der Erwartung, nach langer Zeit unbelästigt von den Insekten eine Nacht zubringen zu können. Auch hier erfolgte eine Enttäuschung. Seit Wochen daran gewöhnt, unter freiem Himmel zu schlafen, erschien uns das Gemach drückend und schwül, und wir fanden eigentlich gar keinen Schlaf. Angenehm besonders für mich war, daß jetzt endlich meine Fußwunde rationell verbunden ward, und ich dadurch der Besorgnis vor einer Blutvergiftung enthoben wurde. Außerdem erhielten wir beide eine angemessene Dosis Chinin.

Meine Absicht war eigentlich, am folgenden Morgen sofort nach Zanzibar überzusetzen. Dem sehr freundlichen Drängen unserer Wirte gab ich indes nach, und so blieben

wir den ganzen Freitag in Bagamoyo. Dies war mir insofern sehr interessant, als es mir Gelegenheit gab, mich bei den Brüdern nach einer Reihe von Dingen, die uns sehr nahe angingen, zu erkundigen. Insbesondere war es ein junger, aus Deutschland vertriebener Mönch,*) der uns manchen beherzigenswerten Wink gab über die Art, wie sein Orden mit der Kultur des Landes vorgehe, in welcher Weise sie ihre Karawanen ausrüsteten, überhaupt über ihr ganzes Leben und Treiben in Ostafrika. Ich darf offen gestehen, daß ich, so sehr wir am Fieber zu leiden hatten, an diesen Freitag stets mit großem Vergnügen zurückdenken werde. Es war eine Art von Festtagsstimmung. Das Gefühl, nicht marschieren zu müssen, genug zu essen zu haben, behaglich im Bett zu liegen und der Heimat verhältnismäßig nahe zu sein, verklärte unser ganzes Empfinden. Am Nachmittag besorgte unser deutscher Freund eine Dau und holte mir außerdem von einem Araber gegen Check auf Hansings 200 Rupees, so daß ich den Rest meiner Leute ablohnen konnte.

Am folgenden Morgen 6 Uhr wurden wir auf zwei Sesseln ans Meer und in unser Fahrzeug getragen, welches mit der Ebbe in See ging. Es war wiederum ein köstlicher Morgen wie bei unserer Abfahrt von Zanzibar. Ebenso wie damals strahlte und funkelte die See in dem ganzen Flimmer tropischer Farbenglut, und von der Küste her schwellte eine kühlende Brise das Segel unseres schwankenden Fahrzeuges. Aber welch ein Kontrast im großen und ganzen! Damals hatte eine große Aufgabe vor uns gelegen, deren Lösung uns mehr als unwahrscheinlich schien; jetzt war diese Aufgabe gelöst,

*) Bruder Oscar war es.

und wie ein toller grotesker Traum lagen die letzten sechs Wochen hinter uns da! Was wollte es demgegenüber sagen, daß wir krank, matt und zum Tode erschöpft in Zanzibar wieder anlangten?"

In der Tat war mit der von uns vollzogenen Besitzergreifung der vier Landschaften gegenüber Zanzibar etwas Reales erreicht; ja, es war viel erreicht. Freilich, das wesentliche lag noch vor mir. Wird Fürst Bismarck geneigt sein, diese formelle Handhabe zur Begründung der deutschen Herrschaft am Indischen Ozean und eventuell zur Aufrichtung eines Kolonialreiches in Ostafrika zu benutzen? Nach den Erfahrungen, welche ich bislang mit dem Auswärtigen Amt in Berlin gemacht hatte, mußte ich dies bezweifeln; um so mehr, als gerade in jenen Tagen Gordon in Chartum gefallen war, und Großbritannien sich vom Sudan zurückzog, also eine abflauende Bewegung in der afrikanischen Expansion eingesetzt hatte.

Auf der anderen Seite erweckte das frische Vorgehen des Königs der Belgier Mut. Um nicht völlig von den unberechenbaren Velleitäten der Berliner Politik abhängig zu sein, kam mir der Gedanke, schlimmsten Falles mich mit König Leopold und Henry Stanley in Verbindung zu setzen und zu versuchen, die von uns erworbenen Gebiete als eine Art deutschen Flügel dem sich bildenden Kongostaat anzugliedern. Vorerst aber wollte ich alles tun, was ich konnte, um Deutschland zur Besitzergreifung zu bewegen.

Zwei Aufgaben hatte ich zu lösen, als ich am 5. Februar 1895 wieder in Berlin eintraf: ich mußte die Anerkennung des Reiches für unsere Erwerbungen gewinnen; und ich mußte eine finanzielle Basis für die Fortführung des Unternehmens schaffen. Für den letzteren

Zweck schloß ich mich naturgemäß an die Kapitalistengruppe vom 19. August 1884 an. Das damals beschaffte Kapitel war längst noch nicht erschöpft; unsere Expedition von Zanzibar bis nach Usagara hatte noch nicht einmal 2000 Mk. gekostet; und auch sonst waren unsere Reisekosten auf ein Mindestmaß beschränkt worden, da wir als Zwischendeckpassagiere nach Zanzibar gereist waren. Ich beschloß auf der Fahrt heimwärts, unsere Anteilszeichner in eine gesetzliche Gesellschaft zusammenzufassen, der ich den Namen Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft geben wollte.

Was die andere, zunächst viel wichtigere Frage der Anerkennung unserer Verträge durch das Reich anbetraf, so mußte während meiner Abwesenheit ein Umschwung in der Auffassung unserer ostafrikanischen Politik eingetreten sein. Schon im Dezember 1884 erfuhr ich in Zanzibar, daß Gerhard Rohlfs mit einem deutschen Kriegsschiffe dorthin geschickt werden sollte, was immerhin bekundete, daß das Deutsche Reich anfing, diese Gebiete ernstlich ins Auge zu fassen. Herr v. Kusserow hat mir hernach erzählt, daß er es gewesen sei, welcher das Interesse des Fürsten Bismarck in diese Richtung geleitet habe. Ich habe keinen Grund, an der objektiven Richtigkeit dieser Mitteilung zu zweifeln. Jedenfalls war er es, der unsere Sache nach meiner Rückkehr mit Eifer und Energie aufnahm. Er war damals der Dezernent für Kolonialangelegenheiten im Auswärtigen Amt.

Ich selbst hatte bereits gegen Mitte Januar von Bombay aus einen vorläufigen Bericht über die Ergebnisse unserer Expedition an den Reichskanzler gerichtet, in dem ich aussprach, daß ich den deutschen Reichsschutz für meine Erwerbungen nachsuchen würde, falls ich nicht aus

dem Erlaß vom Oktober 1884 annehmen müßte, daß die Regierung solchen Schutz nicht zu erteilen beabsichtige. Infolge dieses Standpunktes überließ ich in Berlin die Verhandlungen mit dem Auswärtigen Amt zunächst dem Grafen Behr-Bandelin. Indes hatte ich bereits am Abend des 5. Februar, dem Tage meiner Ankunft in Berlin, für welchen ich telegraphisch eine Ausschußsitzung der Gesellschaft für Deutsche Kolonisation einberufen hatte, mir Vollmacht geben lassen, die mitgebrachten Verträge der Regierung vorzulegen und im Namen der Gesellschaft für Deutsche Kolonisation die Verleihung eines Allerhöchsten Schutzbriefes nachzusuchen.

Am 12. Februar beschloß der Ausschuß auf meinen Antrag: „Ein Direktorium aus fünf Mitgliedern auf 15 Jahre zu ernennen, welchem die Ausübung der in Afrika erworbenen Rechte unter Zuziehung der verschiedenen Interessentengruppen allein und ausschließlich zusteht. Das zu ernennende Direktorium soll zur nächsten Ausschußsitzung einen Entwurf der bezüglichen Satzungen dem Ausschuß zur Kenntnisnahme und Begutachtung vorlegen.“ In dieses Direktorium wurden gewählt außer mir selbst Graf Behr, Hofgartendirektor Jühlke, der Vater meines Freundes, Dr. Lange und Konsul Roghé. Damit war der Nucleus für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft geschaffen.

Alles hing indes von der Entscheidung des Reichskanzlers ab. Ich hatte mehrere Besprechungen mit Herrn von Kusserow, in denen ich die einschlägigen Verhältnisse des Näheren darlegte. Es gelang diesem, den Fürsten Bismarck von der politischen Tragweite der Sache zu überzeugen, und das Ergebnis war, daß der Erste Kanzler des Deutschen Reiches Sr. Majestät Kaiser Wilhelm I.

empfahl, uns einen Schutzbrief für unsere ostafrikanischen Erwerbungen zu verleihen; den ersten in der deutschen Geschichte. Ich veröffentliche die Urkunde auch an dieser Stelle, weil sie eine der wehmutsvollsten Erinnerungen aus meiner Vergangenheit darstellt und weil sie das Rocher de bronce für die Gründung von Deutsch-Ostafrika ist:

„Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen, thun kund und fügen hiermit zu wissen:

Nachdem die derzeitigen Vorsitzenden der ‚Gesellschaft für deutsche Kolonisation' Dr. Carl Peters und Unser Kammerherr, Felix, Graf Behr-Bandelin, Unseren Schutz für die Gebietserwerbungen der Gesellschaft in Ostafrika, westlich von dem Reiche des Sultans von Sansibar, außerhalb der Oberhoheit anderer Mächte, nachgesucht und Uns die von besagtem Dr. Carl Peters zunächst mit den Herrschern von Usagara, Nguru, Useguha und Ukami im November und Dezember v. J. abgeschlossenen Verträge, durch welche ihm diese Gebiete für die deutsche Kolonisationsgesellschaft mit den Rechten der Landeshoheit abgetreten worden sind, mit dem Ansuchen vorgelegt haben, diese Gebiete unter Unsere Oberhoheit zu stellen, so bestätigen wir hiermit, daß Wir diese Oberhoheit angenommen und die betreffenden Gebiete, vorbehaltlich Unserer Entschließungen auf Grund weiterer Uns nachzuweisender vertragsmäßiger Erwerbungen der Gesellschaft oder ihrer Rechtsnachfolger in jener Gegend, unter Unseren Kaiserlichen Schutz gestellt haben. Wir verleihen der besagten Gesellschaft unter der Bedingung, daß sie eine deutsche Gesellschaft bleibt, und daß die Mitglieder des Direktoriums oder

die sonst mit der Leitung betrauten Personen Angehörige des deutschen Reiches sind, sowie den Rechtsnachfolgern dieser Gesellschaft unter der gleichen Voraussetzung, die Befugnis zur Ausübung aller aus den Uns vorgelegten Verträgen fließenden Rechte, einschließlich der Gerichtsbarkeit, gegenüber den Eingeborenen und den in diesen Gebieten sich niederlassenden oder zu Handels- und anderen Zwecken sich aufhaltenden Angehörigen des Reichs und anderer Nationen, unter der Aufsicht Unserer Regierung und vorbehaltlich weiterer von Uns zu erlassender Anordnungen und Ergänzungen dieses Unseres Schutzbriefes.

Zu Urkund dessen haben wir diesen Schutzbrief Höchsteigenhändig vollzogen und mit Unserm Kaiserlichen Insiegel versehen lassen.

Gegeben Berlin, den 27. Februar 1885.

(gez.) Wilhelm.

(ggez.) v. Bismarck.

Mit demütigem Dank blicke ich noch heute auf den Morgen des 28. Februar zurück, wo diese Urkunde in meinen Händen lag. Das war eine Belohnung, welche alle die hinter mir liegenden Arbeiten, Sorgen, Beschimpfungen und Gefahren in nichts verschwinden ließ. Damit war in der Tat ein klares, und, so Gott wollte, weltgeschichtliches Ergebnis errungen, auf welchem mit Einsetzung meiner ganzen Kraft weiter zu bauen, mein heiliger und ernster Entschluß war. Der mir in diesem Aktenstück erwiesenen Ehre mich würdig zu bezeigen, wurde von nun ab das zweite Motiv, neben dem patriotischen Ausgangspunkt der Anregung, für die unausgesetzte und rücksichtslose Fortführung des begonnenen Werkes.

Zunächst hatte ich die Ehre, dem greisen Heldenkaiser persönlich meinen Dank für seinen Allerhöchsten Schutz aussprechen zu dürfen. Ich wurde zusammen mit Graf Behr-Bandelin im Palais Unter den Linden von dem hohen Herrn empfangen, und unsere Audienz währte fast eine Stunde. Noch heute bewegt mich innige Rührung, wenn ich an die ehrfurchtgebietende Persönlichkeit zurückdenke; insbesondere, wenn ich mich erinnere, daß der alte Kaiser selbst die Gewichtsstücke herbeitrug, welche er auf die Ecken der Landkarte legte, an der ich ihm unsere Expedition und die gemachten Erwerbungen darlegen durfte, welche nunmehr unter seinem Schutz standen und dem Deutschen Reich gehörten. Das sind Augenblicke, deren es in jedem Dasein nur einzelne gibt, und welche strahlend aus der grauen Vergangenheit herüberleuchten.

Einige Tage später hatte ich alsdann die weitere Ehre, vom damaligen Prinzen Wilhelm, unserem jetzigen Kaiser, im Schloß zu Berlin in Audienz empfangen zu werden. Der Prinz nahm das allerlebhafteste Interesse an der ganzen Sache und fragte nach allen möglichen Details mit einer Sicherheit und Sachkenntnis, die überraschend waren. Sein Auge strahlte, und seine jugendfrische und liebenswürdige Persönlichkeit wirkte ebenfalls anfeuernd zu weiterer Arbeit. „Immer höher mit der deutschen Flagge,“ sagte er, als er mich mit herzlichem Händedruck verabschiedete.

In ihm und seinem Kaiserlichen Großvater war ich zum ersten Mal mit dem Hause Hohenzollern in persönliche Berührung getreten und zwar mit zwei Generationen, welche wohl an anderthalb Jahrhunderte um-

spannen. Der Eindruck bleibt unauslöschlich. Dagegen habe ich niemals Gelegenheit gehabt, den damaligen Kronprinzen, späteren Kaiser Friedrich, kennen zu lernen.

Den Fürsten Bismarck sah ich im Frühling 1885 zweimal. Dies werde ich im Zusammenhang der weiteren Entwickelung zu erzählen haben.

Nach diesem schnellen und für alle Beteiligten überraschenden Erfolg unseres Vorgehens konnte ich mit leichtem Herzen den Anteilszeichnern vom 19. August vorigen Jahres gegenübertreten. Nothing succeeds like success! Von einer Zurverantwortungziehung wegen der veränderten Marschroute war keine Rede; sondern in herzlicher Weise wurde mir und meinen Kameraden Anerkennung und Dank ausgesprochen. Dies geschah bereits am 23. Februar seitens der Zeichner von 50 Mk. à fonds perdu; und am 27. Februar durch die Zeichner der größeren Anteile von 5000 Mk. Sie alle erklärten sich mit dem Vergangenen einverstanden und nahmen meine Vorschläge für die Weiterentwicklung einstimmig an.

Es war eine wunderbare Zeit von Plänen und Arbeiten, Hoffnungen und Sorgen. Am 12. Februar bereits beschloß das neu eingesetzte Direktorium auf meinen Antrag, eine eigene Gesellschaftsflagge zu schaffen für unser Gebiet; sie wurde nach einigen Veränderungen bestimmt als: „eine weiße Flagge mit schwarzem, durchgehendem Kreuz und rotem Eckfeld mit dem südlichen Kreuz in Weiß". Wir erwarteten, eine „Chartered Company" geschichtlichen Ranges zu werden, betraut mit der Ausübung von Hoheitsrechten im Namen Sr. Majestät des Kaisers, und ich hatte die volle Absicht, Ernst zu machen, in materieller wie in formeller

Beziehung, mit dieser Stellung. In Ostafrika sollte nicht nur ein kleines deutsches Schutzgebiet geschaffen werden, sondern ein Kolonialreich nach dem Muster der Schöpfungen von Lord Clive und Warren Hastings. Afrika deutsch von der Zanzibarküste bis zu den Seen; vom Nil bis zum Limpopo! In Deutschland sollte ein kapitalkräftiges und einflußreiches Organ geschaffen werden, imstande, unsere Auswanderung in nationale Bahnen zu leiten und deutsche Besiedelung über See zu beeinflussen. Beides sollte die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft mit späteren Töchtergesellschaften in die Hand nehmen.

Das waren die Hoffnungen und Träume aus dem März 1885! Ich werde in den folgenden Kapiteln darstellen, wie ich versuchte, sie zu verwirklichen, und an welchen Widerständen ihre Durchführung gescheitert ist. Am 28. März 1884 war die Gesellschaft für Deutsche Kolonisation gegründet; am 27. Februar 1885 war der Allerhöchste Schutzbrief für die von uns begründete Kolonie in Ostafrika erteilt. Gegen eine Flut von feindlichen Bekämpfungen aller Art hatten wir in 11 Monaten das scheinbar Unmögliche durchgesetzt. Wer mochte sich wundern, wenn unsere Pläne hoch gingen im März 1885, und wenn die steigende Sonne auch unsere Hoffnungen im Steigen fand. Die mir gegenüberstehenden Hemmnisse konnten meine Entschließungen naturgemäß nur befestigen; der Haß und Neid, dem ich begegnete, mußten meinen Stolz nur steigern. Ich war damals 28 Jahre alt, und eine ungemessene Aufgabe lag vor mir; die Träume der Knabenzeit schienen sich zu verwirklichen. Der Leser wird alsbald sehen, wie ich mich in jenen Tagen täuschte. Ich bemaß in meiner jugendlichen Unerfahrenheit die

Grenzen der Möglichkeit nach der Intensivität meines Wollens, und unterschätzte durchaus die Kraft des plumpen Widerstandes, den die realen Verhältnisse meinen Plänen gegenüberstellten. Es ist gefährlich, nach den Sternen zu greifen; aber es ist schön, einmal zu träumen, daß man im Begriff stehe, sie zu erreichen.

IV.

Im Kampf um ein ostafrikanisches Kolonialreich.

Bei den Deutschen, wie bei allen Völkern, welche vorwiegend theoretisch veranlagt sind, besteht die Neigung, praktische Leistungen nicht einfach nach ihrem realen öffentlichen Wert, sondern nach moralischen Gesichtspunkten abzuschätzen. Man setzt die Motive des Handelnden als das Maßgebende für die Aburteilung ein. Ein Staatsmann wird demnach nicht nur beurteilt nach dem, was er der Gesamtheit wirklich nützt, sondern man sucht dahinter zu kommen, aus welchen Motiven er solchen Nutzen geschaffen hat, und danach wird sein Wert bemessen. „Ach, der Mann handelt ja bloß aus Ehrgeiz!“ „Ja, der Mann lebt ja von der Sache.“ Nun finde ich, wenn jemand sich z. B. als Ziel seines Ehrgeizes setzt, seinem Volk eine Steigerung seiner Wirtschaftsbasis und Macht zu schaffen, und, wenn er dies wirklich fertig bringt, so kann das Volk damit sehr wohl zufrieden sein und brauchte seine Motive nicht weiter zu bemäkeln. Überhaupt aber ist das Spionieren nach Motiven ein außerordentlich prekäres, weil es so schwierig ist. Die menschlichen Motive sind sehr selten ganz einfache, und meistens ist das handelnde Individuum selbst nicht einmal imstande, sie klar zu zerlegen. Vor dem Richtstuhl der Sittlichkeit

freilich entscheiden die Motive, und die höchste Gerechtigkeit wird sie allein beurteilen. Aber der Thron der höchsten Gerechtigkeit ist nicht von dieser Welt. Vor der Geschichte sind die Taten der Handelnden maßgebend. Deshalb gilt für sie das „in magnis voluisse sat est“ nicht. Vor allem aber steht es einer Nation sehr schlecht an, sich der Anerkennung für geleistete reale Dienste dadurch zu entziehen, daß sie die Motive des Urhebers solcher Dienste anzweifelt. Dies ist freilich sehr billig; aber es ist unanständig, und, wenn es in einem Volk zur Gewohnheit wird, werden sich am Ende keine Leute mehr finden, welche derartige freiwillige Dienste leisten. Die Größe Roms und Großbritanniens beruht nicht am wenigsten auf der dankbaren Anerkennung für jeden der Gesamtheit geleisteten Dienst durch das ganze Volk. Die Zerfahrenheit der griechischen Geschichte aber hat ihre Ursache in der entgegengesetzten Tendenz; und Karthago ging in Flammen unter, weil es den Höhepunkt nationaler Undankbarkeit dem Haus des Hamilkar Barkas gegenüber geliefert hatte. Sicherlich wird es auch in Karthago viele Leute gegeben haben, welche sagten: „Ach, Hannibal handelt ja nur aus Ehrgeiz!“ Ohne Frage war Hannibal ehrgeizig; aber der Inhalt seines Ehrgeizes war die Größe des Vaterlandes und die Vernichtung Roms, dessen Todfeindes.

Es schien mir angebracht, diese Bemerkungen an die Schlußworte des letzten Kapitels anzuknüpfen. In unserer Kolonialbewegung hat das Gerede, man müsse alles „nur der Sache wegen“ tun, besonders verhängnisvoll gewirkt. Eben, weil es eine Angelegenheit, welche in erster Linie Geschäft und nichts als Geschäft ist, zu einem Gegenstand des idealen Patriotismus machte, und

dadurch dem rein kaufmännischen Kalkul entrückte. Viele unserer kolonialen Unternehmungen sind an diesem Grundirrtum gescheitert, und unser Großkapital wurde von vornherein stutzig gemacht, weil man mit dem Ansinnen an dasselbe herantrat, es müsse sich aus nationalen Erwägungen und nicht um „schnöden Gewinn" in unseren Kolonien anlegen, während koloniale Ausgaben doch nur dann im nationalen Interesse sind, wenn sie dem einzelnen und möglichst vielen solchen „schnöden Gewinn" bringen. Kolonien, welche nichts einbringen, sind unpatriotische Gründungen.

Meine eigenen größeren Pläne in Ostafrika sind wesentlich daran gescheitert, daß ich 1884 mich an die patriotische Opferbereitwilligkeit hatte wenden müssen, um überhaupt erst einmal festen Fuß zu fassen, und es nun nicht fertig bringen konnte, diesen Beigeschmack der nationalen Liebesgabe von unseren weiteren Finanzierungsarbeiten loszuwerden. Das hat das Großkapital für etwa 20 Jahre von meinem Unternehmen fortgescheucht und der ganzen weiteren Entwickelung ein für allemal seinen Stempel aufgedrückt. Fürst Bismarck hatte 1885 den festen Willen, uns Spielraum zum Aufbau einer großen Kolonialgesellschaft nach englisch-holländischem Muster zu gewähren. Einige Tage nach Erteilung des Schutzbriefes ließ er mir durch Herrn von Kusserow sagen, er erwarte nun von uns, daß wir das auch leisten würden. Aber, wie hätte ich das in dem bestehenden Rahmen wohl fertig bringen können? Etwa mit Graf Behr-Bandelin, welcher sich an der Ostafrikanischen Gesellschaft mit, glaube ich, 10 000 Mk. beteiligte? Oder sollte ich Dr. Friedrich Lange bitten, die Leser der „Täglichen Rundschau" aufzufordern, die nötigen 50 Millionen Mark

zu sammeln? Wenn ich den ganzen Ausgangspunkt der Gründung hätte rückgängig machen und in der Stille, mit unseren Rechtstiteln und dem Kaiserlichen Schutzbriefe in der Hand, einen Fritz Krupp, den Vater, oder aber einen Hansemann mit der Diskontogesellschaft oder Dr. Siemens von der Deutschen Bank für die großen Pläne, die mich erfüllten, begeistern können, dann hätte die Sache gehen mögen. So etwa, wie Stanley den König der Belgier gewann; oder, wie später Cecil Rhodes auf die freilich von ihm selbst gegründete De Beers-Company mit ihrer unerschöpflichen Kapitalkraft sich stützte! Wenn ich mit meinen heutigen Erfahrungen auf meine Lage im März 1885 zurückblicke, so erscheint es mir, daß ich wohl am besten getan hätte, offen zum Fürsten Bismarck hinzugehen, ihm meine Not zu gestehen und ihn zu bitten, mir seinen gewaltigen persönlichen Einfluß in dieser Richtung zur Verfügung zu stellen. Ihn, den Fürsten selbst, mußte ich überzeugen; dann hatte ich gewonnenes Spiel.

Dazu fehlte mir der Schwung der Seele; und vielleicht war das auch von vornherein hoffnungslos! So tappte ich denn in der bisherigen kleinlichen Weise fort, und damit war das endliche Scheitern meiner Pläne von selbst gegeben.

In zweierlei Richtung bewegten sich diese fortdauernd in den nächsten beiden Jahren: einerseits wollte ich draußen „um mich fressen, wie ein Wolf“, den eigentlichen Block von Ostafrika für Deutschland gewinnen. „Immer höher mit der deutschen Flagge“, hatte Prinz Wilhelm mich angefeuert; und „so bestätigen Wir hiermit, daß Wir diese Oberhoheit angenommen und die betreffenden Gebiete, vorbehaltlich unserer Entschließungen auf Grund weiterer uns nachzuweisender vertragsmäßiger

Erwerbungen der Gesellschaft oder ihrer Rechtsnachfolger in jener Gegend, unter Unseren kaiserlichen Schutz gestellt haben", spornte der Allerhöchste Schutzbrief an. Also die Hand auf so viel Gebiet, als wie zu gewinnen war! Auf der anderen Seite galt es, hierzu das nötige Kapital zu finden, und dazu eine entsprechende Rechtsform für unsere Gesellschaft zu schaffen. Dies war ja wohl eigentlich die Vorbedingung für die ganze Arbeit in Afrika. Das Schlimme war, daß die erstere Aufgabe meine Anwesenheit draußen, die zweite aber mein Verbleiben in Deutschland erforderte. Hierin erkenne ich die zweite, kleinere Ursache für die Hemmungen in der Durchführung der Sache. Ich konnte mich nicht in zwei Teile zerreißen, und war, da es sich um meine eigensten und intimsten Pläne handelte, doch nicht ganz, hier oder dort, zu ersetzen, auch wenn der Vertreter im übrigen der tüchtigste Mann von der Welt war, an sich tüchtiger, als ich selbst sein mochte. Wie anders stand auch hierin Cecil Rhodes da, dessen finanzieller und politischer Schwerpunkt überhaupt in Südafrika lag, der also einfach eine Ausdehnung seiner Interessensphäre an Ort und Stelle vorzunehmen hatte.

Hiermit sind die Voraussetzungen des Kampfes, den ich durchzufechten hatte, im allgemeinen gekennzeichnet, und ich will nunmehr kurz erzählen, wie er im einzelnen verlief. Der Zeitraum, um welchen es sich hier handelt, ist in der Erwerbungsgeschichte die Periode vom Tag der Erteilung des kaiserlichen Schutzbriefes an (27. Februar 1885) bis zum ersten deutsch-englischen Abkommen vom 1. November 1886 hin. Denn mit diesem Vertrage war es entschieden, daß der Versuch, ganz Ostafrika deutsch zu machen, gescheitert sei. In der inneren Entwickelung

der Gesellschaft reicht der Inhalt dieses Kapitels dagegen bis zum 26. Februar 1887, an welchem Tage die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft sich im Reichstagsgebäude mit einer entsprechenden Kapitalhöhe konstituierte. Daß wir während dieser ganzen Zeit unausgesetzt von Feindschaft und Bosheit in der Heimat und von einem wilden Gekläff und Geschimpf in der deutschen Presse begleitet wurden, will ich nur nebenbei erwähnen. Dem gegenüber hatte ich persönlich mich längst mit dem bekannten Wort Goethes abgefunden:

„Es will der Spitz aus unserm Stall
Uns immerfort begleiten;
Doch seines Bellens lauter Schall
Beweist nur, daß wir reiten.“

* * *

Mit dem zweiten Akt in dem Drama der Gründung Deutsch-Ostafrikas, der im Februar 1885 begonnen hatte, traten neue Persönlichkeiten auf die Bühne. Bereits am 23. Februar, in der Sitzung der Zeichner von 50 Mk.-Anteilen, wurde mir Dr. Schroeder-Poggelow vorgestellt, welcher sich alsbald aktiv der Sache anschloß. Am 10. März, in der ersten öffentlichen Versammlung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation im City-Hotel zu Berlin, lernte ich Dr. Otto Arendt kennen, welchen Herr von Sydow-Dobberphul, einer der Zeichner vom 19. August 1884, mit dorthin genommen hatte. Dr. Arendt war damals Ehrenschriftführer des Vereins für Doppelwährung und war als Verfechter des Bimetallismus bereits in weiteren Kreisen bekannt. Auch er schloß sich alsbald der Vorwärtsbewegung in unserer Kolonialpolitik an, wie die Gesellschaft für deutsche Kolonisation sie ver-

trat. Er, wie Dr. Schroeder-Poggelow, wurden denn auch bereits am 12. März in den Ausschuß der Gesellschaft gewählt, und ich finde aus unseren Akten, daß beide von da an mehr und mehr in den engeren Kommissionen mit mir zusammen arbeiteten. Dazu gesellte sich Vizeadmiral a. D. Livonius in diesen Wochen zu unserm Kreis, und er wurde bei der Neuorganisation der Gesellschaft zum ersten stellvertretenden Vorsitzenden gewählt, während Graf Behr-Bandelin den zweiten stellvertretenden Vorsitz erhielt. Von den alten Freunden



Dr. Schroeder.



Dr. Arendt.

blieben Prediger Diestelkamp und Ministerialpräsident Grimm uns erhalten; zu ihnen kam Generalmajor Regely, Justizrat Haenschke, Kapitänleutnant von Hoven, Dr. Hübbe-Schleiden und andere tüchtige Männer.

Eine für die ostafrikanische Kolonialpolitik direkt wichtigere Anknüpfung hatte ich bereits auf meiner Rückkehr von Bombay nach Egypten gemacht. Da hatte ich Herrn Rudolph Gebhard kennen gelernt, den Sohn des Kommerzienrat Gebhard aus Elberfeld. Diesen selbst traf ich alsbald in Berlin, und er war es, welcher meine Beziehungen mit Herrn Karl v. d. Heydt ver-

mittelte, dem damals noch sehr jugendlichen Chef des Hauses v. d. Heydt-Kersten und Söhne in Elberfeld, eine Beziehung, welche für den Fortgang der Entwickelung besonders folgenreich werden sollte. Anfang Juli besuchte ich v. d. Heydt in Elberfeld und fand in ihm einen begeisterten Patrioten und unternehmungslustigen Finanzier. Er war gerade von einer amerikanischen Reise zurückgekehrt, welche er mit seiner anmutigen jungen Gemahlin unternommen hatte, und ihm war die Bedeutung einer überseeischen Politik für unser Vaterland klar geworden. Er beteiligte sich sofort mit 100 000 Mk. als Kommanditist an unserer Gesellschaft, und bereits am 11. Juli wurde er auf meinen Antrag ins Direktorium aufgenommen.



v. d. Heyd.

Dieser Zutritt gab unserem Unternehmen zum erstenmal einen gewissen substanziellen Rückhalt. In Elberfeld hatte ich durch v. d. Heydt auch den damaligen Assessor Lucas kennen gelernt, einen Neffen des Geheimrat Gebhard und Schulfreund Heydts. Er hatte sich schon seit März für unsere Sache interessiert, in welcher er alsbald eine sehr aktive Rolle spielen sollte. Den eigentlichen inneren Ring bildeten seit dem Herbst 1885 mehr und mehr v. d. Heydt, Arendt, Schroeder und ich; über die Ziele stimmten wir stets, über die Mittel in der Regel überein, und, wenn Deutsch-Ostafrika in den kommenden Wirren wenigstens noch eine Kolonie von einiger Ausdehnung geworden ist, danken wir das zum guten Teil der energischen Arbeit meiner drei Freunde.

Die Organisierung der Deutsch-Ostafrikanischen Ge-

sellschaft hatte große Schwierigkeiten, da die Form einer deutschen Aktiengesellschaft für die vorliegenden Aufgaben durchaus nicht paßte. Wie ich erzählt habe, hatte der Ausschuß der Gesellschaft für Deutsche Kolonisation bereits am 12. Februar ein Direktorium von fünf Personen eingesetzt, dem die Ausübung der von uns erworbenen Rechte mit diktatorischen Vollmachten übertragen wurde. Dieses Direktorium sollte in ein klares Rechtsverhältnis zu den verschiedenen Kategorien der Anteilsscheininhaber treten und dadurch eine leistungsfähige Gesellschaft bilden. Ich brauche hier die Einzelheiten dieser Vorgänge nicht noch einmal darzustellen. Genug, daß wir uns am 2. April 1885 als Kommanditgesellschaft: „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, Carl Peters und Genossen" in das Handelsregister zu Berlin eintragen ließen. Die haftenden Mitglieder waren außer mir Dr. Friedrich Lange, Konsul W. Roghé (längere Zeit in Delagoabay ansässig) und Hofgartendirektor Jühlke. Graf Behr-Bandelin zog es vor, Kommanditist zu werden; die Anteilscheininhaber aber standen zu der Firma ausschließlich in einem Vertragsverhältnis, welches seinem Wesen nach durch die folgende Fassung der Anteilscheine gekennzeichnet ist:

„Beteiligungs-Schein Nr. . . . der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Carl Peters und Genossen, über Mark . . . . . ., welche von Herrn . . . . . . unter nachfolgenden Bedingungen gezahlt sind.

1. Herr . . . . nimmt entweder an den Erwerbungen, welche Herr Dr. Peters in Ostafrika als Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation bis zum 1. März 1885 gemacht hat, teil und zwar nach dem Verhältnis, daß ihm auf eine Mark Anteil . . . . . . Ar

von den erworbenen Ländereien zuzuteilen und an Ort und Stelle zuzumessen und zu übergeben sind, dergestalt, daß ihm auf Grund dieses Scheines im ganzen ...... Ar zufallen würden. Herr ..... erlangt hierdurch nicht mehr Rechte, als dem Direktorium der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Carl Peters und Genossen, auf Grund der bis zum 1. März 1885 gemachten Erwerbungen an Rechten und Ländern selber zustehen und durch fremde Gewalt nicht verloren gehen. Das Direktorium behält sich aber außerdem noch alle Hoheitsrechte, insbesondere das Recht der Mutung, das Recht auf Edelmetalle und alle diejenigen Rechte vor, welche dem preußischen Staate zustehen würden, wenn es sich um ein Eigentum in den Grenzen des preußischen Staates handelte.

2. Oder Herr ..... verzichtet auf Zuteilung von Land und bleibt dann mit seiner Beteiligung nach dem zu 1) angegebenen Verhältnisse an dem Vermögen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Carl Peters und Genossen, beteiligt, dergestalt:

a) daß er über den Betrag der für diesen Beteiligungsschein gezahlten Summe hinaus für die Verbindlichkeiten der Gesellschaft nicht haftet, dagegen an der nach dem unter 1) angegebenen Verhältnis als kalkulatorischer Grundlage von dem Direktorium zu bestimmenden Gesamtdividende teil nimmt,

b) daß demselben die nach den Satzungen eingeräumten Rechte für die Dauer der Gesellschaft zustehen, er aber auf alle weitergehenden Rechte und Ansprüche verzichtet,

c) daß demselben das Recht zusteht, bis zum ...... sich nach Maßgabe der Bestimmungen unter 1) das Land auch in natura zumessen zu lassen.

Eine Abtretung oder Veräußerung der Rechte aus diesem Schein oder eine Verpfändung desselben und der Ansprüche aus demselben ist von der Genehmigung des Direktoriums abhängig.

Beteiligungsscheine ohne Gesellschaftsstempel sind nicht gültig.

Das Direktorium und die einzelnen Mitglieder desselben haften aber in keinem Falle persönlich für die dem Inhaber dieses Scheines gewährten resp. zu gewährenden Rechte; bei etwaigen Ansprüchen des Inhabers an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, Carl Peters und Genossen, haftet nur das Vermögen dieser Gesellschaft selbst, und entsagt der Inhaber durch Annahme dieses Scheines ausdrücklich allen Ansprüchen an das Direktorium oder dessen Mitglieder."

Berlin, am ......

Man sieht, wie unbeholfen und schwerfällig diese von uns gewählte Gesellschaftsform war. Kein Wunder, daß die Beteiligungen anfingen, zu stocken, und bald fast ganz aufhörten, zumal, da die Presse diesen in der Tat schwachen Punkt unserer Stellung sehr bald herausgefunden hatte und natürlich nicht verfehlte, gegen ihn in erster Linie ihre Angriffe zu richten. Es mußte jedem Einsichtigen von vornherein klar sein, daß eine solche Gesellschaftsform, welche dem Direktorium alle Rechte, den Zeichnern aber vorerst nur Pflichten übertrug, nichts als ein sehr vorübergehendes Provisorium darstellen konnte. So habe ich die Sache sofort aufgefaßt. Aber

es war im Frühling 1885 nötig, zunächst irgendwie einmal überhaupt unter Dach zu kommen, und so griffen wir nach der ersten besten, durch das Gesetz gebilligten Form!

Ich war bereits am 25. Februar zum Vorsitzenden dieses Direktoriums gewählt. Am 9. April erteilte mir dasselbe nachstehende Generalvollmacht, welche mich nach außenhin, eigentlich bereits mit der ausschließlichen Ausübung aller Gesellschaftsrechte betraute. Indes stellte ich gegen diese Vollmacht dem Direktorium einen Revers aus, daß ich die mir zugestandenen Rechte nur in kameradschaftlicher Übereinstimmung mit meinen Kollegen ausüben wolle.

Die Generalvollmacht lautet:

„Namens der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ‚Carl Peters und Genossen‘ erteilen wir hierdurch dem Mitglied der Gesellschaft, Herrn Dr. Peters zu Berlin, die Vollmacht, die allgemein administrative und politische Leitung der Gesellschaft zu führen. Insbesondere ist derselbe hierdurch ermächtigt, die Beamten im Namen des Direktoriums anzustellen, zu befördern, zu entlassen, die Aufsicht und Kontrolle über dieselben zu führen, alle administrativen Anordnungen selbständig zu treffen, Befehle zu erteilen, die Disziplin zu handhaben, Disziplinarstrafen zu verhängen. Diese Vollmacht hat Bezug auf alle Beamte der Gesellschaft in Deutschland wie in Afrika und sonst an anderen Orten, Zivilbeamte wie Militär und Militärbeamte. Ferner wird Herr Dr. Peters ermächtigt, als erster Exekutivbeamter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft alle in sein Ressort fallenden Beschlüsse des Direktoriums zur Ausführung zu bringen, in dringlichen Fällen ist er er-

mächtigt, Maßregeln und Bestimmungen für die Interessen der Gesellschaft auch ohne vorherige Einholung eines Direktorialbeschlusses zu treffen; indes ist er für derartige Akte dem Direktorium verantwortlich."

Am selben Tage, an welchem mir diese Vollmacht erteilt ward, wurde auf meinen Antrag auch Herr A. Leue zum Sekretär der Gesellschaft bestellt, welchen Posten er mit großer Hingebung und Gewandtheit bis zum April 1887 bekleidete, wo er mit mir nach Ostafrika abging, um zunächst als Chef von Dar-Es-Salaam, später als Offizier der Kaiserlichen Schutztruppe eine lange Reihe von Jahren unseren kolonialen Interessen mit Erfolg zu dienen. Das Amt des Kassierers erhielt nach mehrfachem Wechsel im Anfang September 1885 Herr Wilhelm Hollmann, der Neffe des Predigers Diestelkamp, welcher bis heute der Gesellschaft treu und gewissenhaft gedient hat.

Die äußeren Vorgänge des ereignisreichen Sommers 1885 werden manchen meiner Leser noch in der Erinnerung sein, und ich will deshalb die Zusammenhänge, wie sie sich dem Rückschauenden darstellen, nur kurz zusammenfassen. Mit Zustimmung der Mehrheit des Direktoriums begann ich bereits im Februar die „Politik der Überstürzung", wie unsere Gegner, teils im weinerlichen, teils im ironischen Tone, sie nannten. Wir wollten eben unsere Hand auf Ostafrika legen, vom Kap Guardafui bis zum Rovuma, von Sokotora bis zu den Komoren und Südmadagaskar, und wohl mußten wir uns dranhalten, wenn wir nicht erleben wollten, daß unsere Mitbewerber uns auf der ganzen Linie zuvorkämen. Ich hatte die Truppen des Said Bargash in Zanzibar, die belgische Expedition unter Leutnant Bekker, die belgische

Station unter Kapitän Bloyet in Usagara, die britischen Kanonenboote an der Westseite des Indischen Ozeans gesehen; meine „um- und vorsichtigen" Kritiker in der Heimat hatten von dem allen keine Ahnung. So zeterten und flennten sie, während wir handelten. Eine Expedition nach der anderen wurde hinausgeworfen. Die Befehle und Instruktionen flogen brieflich und per Draht nach Ostafrika.

In Zanzibar war Dr. Carl Jühlke seit meiner Abreise Vertreter der Gesellschaft und sofort nach Erteilung des Allerhöchsten Schutzbriefes hatte der Reichskanzler ihn vorläufig mit der Ausübung der Gerichtsbarkeit im Schutzgebiet beauftragt. Rohlfs war, ich glaube, im Februar in Zanzibar eingetroffen und dort zum ersten deutschen Generalkonsul ernannt worden.

Bereits am 8. Februar hatte ich an Jühlke gedrahtet: „Vorwärts", was das Stichwort für den Marschbefehl für Graf Pfeil war, auf den Nyassa hin die Länder unter unsere Flagge zu bringen. Jedoch beschlossen wir einige Tage später, sofort den Premierleutnant Weiß mit dem Garteningenieur Schmidt hinauszuschicken. Der erstere sollte bis an den Tanganjika vordringen; der zweite sollte in Usagara einen Gemüse- und Versuchsgarten anlegen. Diese beiden Herren gingen am 24. Februar von Berlin ab, und Jühlke wurde am 28. desselben Monates telegraphisch angewiesen, vorläufig in Zanzibar zu bleiben, um ihnen die erforderlichen Direktionen erteilen zu können. Am 24. März schickte ich eine weitere Expedition unter dem Befehl des sehr energischen Regierungsbaumeisters Hörnecke nach Ostafrika ab. Mit ihm schickte ich einen Kaufmann zur Anlegung einer ersten Faktorei und einen Gärtner als

Assistenten für den Garteningenieur Schmidt. Außerdem gingen mit dieser Expedition die Herren Leutnant von Anderten und von Carnap-Quernheimb hinaus, welche ebenfalls ihren Namen dauernd mit der Erwerbungsgeschichte von Deutsch-Ostafrika verbinden sollten. Die Expedition langte am 23. April in Zanzibar an. Aus der Instruktion für Hörnecke teile ich hier einzelnes mit, weil sie typisch für unser damaliges Vorgehen ist:

„Er hat die Expedition nach dem Njansa auszurüsten mit Umsicht und Energie. 4. Die Expedition hat er alsdann schnell, aber umsichtig gegen Nordwesten zu führen behufs Erwerbung der Gebiete bis zum Njansa hinauf. Er erhält hierdurch das Kommando der Njansaexpedition mit unumschränkter Vollmacht zu handeln, wie ihm für den Zweck der Expedition gut scheint. Als erster Offizier wird ihm beigegeben Herr Leutnant von Anderten, als zweiter Offizier Herr Leutnant von Carnap-Quernheimb, welche beide seinen Befehlen strikt Folge zu leisten haben, resp. wenn Herr Hörnecke fallen sollte, ihn vertreten. 5. Von diesen allgemeinen Vollmachten hat Herr Regierungsbaumeister Hörnecke nur im dringendsten Notfall abzuweichen; er ist dem Direktorium verantwortlich für die Verwendung der verausgabten Summen, sowie für jede Abweichung von diesen Vollmachten. 6. Er hat die Gebiete zu erwerben durch Kontrakte mit Sultanen; nur wenn solche Sultane nicht vorhanden sind, hat er Besitz zu ergreifen durch Hissen der Gesellschafts- und Reichsflagge und auf Grund des Allerhöchsten Schutzbriefes die Besitzergreifung im Namen der Gesellschaft zu proklamieren. Im allgemeinen wird ihm schnelles, kühnes und rücksichtsloses Handeln, als dem Charakter

der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft entsprechend, zur Pflicht gemacht."

Inzwischen hatte ich aus Zanzibar erfahren, daß Jühlke mein erstes Telegramm: „Vorwärts", welches sich auf Graf Pfeil bezog, falsch verstanden hatte, weil er sich unserer Ausmachung vom Ende Dezember nicht mehr erinnerte, wo er im starken Fieber gelegen hatte. Er hatte geglaubt, er selbst solle abmarschieren. Infolgedessen wiederholte ich am 12. Februar: „Pfeil sofort Nyassa." Auf dieses Telegramm hin begab sich Graf Pfeil durch Chutu nach Zanzibar, um seine Nyassaexpedition dort auszurüsten, und erwarb beim Durchmarsch diese Landschaft für unsere Kolonie, so daß ich am 2. Juli in Berlin durch Extrablätter mitteilen lassen konnte: „Chutu bis zum Rufidji erworben."

Monat um Monat wurden nun meine Expeditionen auf das Feld der Tätigkeit entsendet: im Mai Albrecht von Bülow, Premierleutnant Schlüter mit Ingenieur Rohde. Später Major von Devivere mit Premierleutnant von Kleist, Leutnant Rochus Schmidt, Leutnant Krenzler, von Saint-Paul-Illaire, von Zelewski, im Herbst 1885 Assessor Lucas mit Bergingenieur Dr. Karl Schmidt, denen sich der Maler Rudolph Hellgrewe auf unsere Rechnung anschloß, welcher sich um die Popularisierung des ostafrikanischen Unternehmens durch seinen genialen Pinsel ein so großes Verdienst erworben hat.

Bevor ich die Ergebnisse der verschiedenen Erwerbungsexpeditionen übersichtlich zusammenstelle, muß ich erzählen, in welcher Weise die internationale Politik im Sommer 1885 hemmend und störend auf die Gründung von Deutsch-Ostafrika eingewirkt hat.

* * *

Said Bargasch war am 25. April der kaiserliche Schutzbrief offiziell mitgeteilt worden; am 27. April richtete er einen Protest dagegen an Se. Majestät den Kaiser, welchen er am 11. Mai durch eine Beschwerde an die Regierungen von Großbritannien, Frankreich und Nordamerika ergänzte. In einem Briefe an Fürst Bismarck vom 21. Mai fügte er hinzu, daß seine Besitzungen „eine ununterbrochene Linie längst der Seeküste von Warscheich im Norden bis zur Tungibucht im Süden bildeten und im Innern bis an die großen Seen reichten". Außerdem hatte er im April bereits Truppen nach Usagara geschickt, um dort seine Flagge zu hissen, und entsandte am 3. Mai den General Matthews nach Mombas, um das Kilimandscharogebiet für sich zu belegen. Ebenso schickte er eine weitere Truppe nach Lamu, um Witu in Besitz zu nehmen. Es war im Zusammenhang mit diesen Wirren, daß Fürst Bismarck mich zweimal zu sich befahl. Er teilte mir die Behauptungen des Sultans von Sansibar mit, und fragte, was ich darauf zu erwidern hätte. Es war eine wunderbare Empfindung, als die großen durchdringenden Augen des eisernen Kanzlers auf mir ruhten. Sein Blick schien bis in die tiefsten Falten meiner Seele zu dringen und meine geheimsten Pläne zu lesen. Ich wiederholte ihm alle die Gründe, weshalb die Ansprüche des Sultans nach internationalem Recht hinfällig und aus der Luft gegriffen wären, und er sagte mir, ich solle zu Herrn von Kusserow gehen und eine sachliche Antwort auf den Protest Seiner Hoheit entwerfen. Es war dies an einem Sonntag Nachmittag, und Herr von Kusserow und ich arbeiteten bis zum Abend. Bevor ich den Reichskanzler verließ, fragte er, „was können wir denn gegen Sansibar tun?" Ich machte ihn

darauf aufmerksam, daß der Palast Said Bargaschs den Kanonen eines jeden Kriegsschiffes im Hafen offen liege, und daß der Sultan einer Drohung, sein Wohnhaus in Grund und Boden zu schießen, schwerlich standhalten werde. Die Antwort des Reichskanzlers an den Sultan hatte folgenden Wortlaut:

„Ew. Hoheit richteten am 27. April ein Telegramm an Se. Majestät den Kaiser, worin Ew. Hoheit Ansprüche zum Vorschein bringen auf einige Gebiete Ihrer Nachbarn und Protest erheben gegen die deutsche Erwerbung von Souveränitätsrechten darin. Ich bin instruiert, diesen Protest und die von Ew. Hoheit erhobenen Ansprüche für unbegründet zu erklären und im Namen Sr. Majestät des Kaisers Protest zu erheben gegen Ihre nachträgliche Besetzung von Gebieten, welche innerhalb des deutschen Schutzgebietes liegen. Die fraglichen Territorien sind erworben von Untertanen Sr. Majestät des Kaisers auf Grund von Verträgen mit unabhängigen Fürsten, welche in keiner Weise von Ew. Hoheit weder abhängig sind noch gewesen sind. Die Unabhängigkeit dieser Fürsten kann keinem Zweifel unterliegen; sie ist von älterem Datum im Vergleich zur Herrschaft von Ew. Hoheit Familie in Sansibar, und Ew. Hoheit können keinen Rechtstitel aufweisen, auf Grund dessen Ew. Hoheit Souveränitätsrechte über diese Fürsten erworben haben. Es ist im Gegenteil Tatsache, daß Ew. Hoheit niemals irgend einen Akt der Souveränität in diesen Gebieten ausgeübt haben, sondern selbst ihre Unabhängigkeit anerkannt haben in der Mitteilung an Deutsche und andere Reisenden, welche Ew. Hoheit Schutz im Innern des gegenüber liegenden Festlandes nachsuchten, daß Ew. Hoheit Einfluß sich jenseits der Küste nicht erstreckte. Ew. Hoheit

Stationen, an gewissen Punkten im Innern gelegen, sind einfach Handelsniederlassungen, begründet im Interesse der Karawanen, vermittelst deren der Handel zwischen Sansibar und dem Innern Afrikas betrieben wird. Daß diese Stationen ebenfalls in keiner Weise Souveränität seitens Ew. Hoheit repräsentieren, ist zu ersehen aus der Tatsache, daß eingeborene Fürsten bis jetzt Steuer erhoben haben von Karawanen, welche ihre Territorien durchzogen, wie z. B. zu Mbumi in Usagara. Solche Stationen zum Schutz des Handels sind auch von anderen Mächten in Afrika eingerichtet worden in mancherlei Fällen, zum Schutz des Handels ohne in irgend einer Weise Ansprüche auf Souveränität zu begründen. Seit diese Gebiete, mit allen Rechten der Souveränität über sie, von der deutschen Gesellschaft auf Grund von Verträgen erworben worden sind, ist die alleinige Befugnis, die Souveränitätsrechte unter der Oberaufsicht der Regierung Sr. Majestät des Kaisers auszuüben, auf die deutschen Untertanen übergegangen, welche sie erworben haben. Die Gesellschaft wird auch sowohl die Karawanenstraßen schützen, als überhaupt Schutz gewähren innerhalb der erworbenen Gebiete. Se. Majestät wünschen aufrichtig das freundliche Einvernehmen aufrecht zu erhalten, welches bis jetzt mit Ew. Hoheit bestanden hat, und sind in dieser Hinsicht bereit, mit Ew. Hoheit in Verhandlungen zu treten, um die internationalen Beziehungen zwischen dem deutschen Schutzgebiet und Ew. Hoheit zu regeln. Se. Majestät erwarten, daß Ew. Hoheit deren Wünschen in dieser Hinsicht entgegen kommen und Ihre Beamten und Truppen aus dem deutschen Gebiet zurückziehen werden."

Es war natürlich ein offenes Geheimnis in Berlin, daß Sir John Kirk die Politik des Sultans leitete, und

hinter Sansibar Großbritannien stand. Nach London erklärte die deutsche Regierung nunmehr am 27. Mai, daß, wenn Said Bargasch seine Truppen nicht aus dem deutschen Schutzgebiet zurückziehe, die kaiserliche Regierung gezwungen sein werde, Gewalt gegen Sansibar anzuwenden, fügte jedoch am 2. Juni hinzu, man beabsichtige durchaus, die Unabhängigkeit des Sultans zu achten und schloß: „Wir werden erfreut sein, wenn das Zusammenwirken Englands uns der Notwendigkeit überhebt, Gewalt gegen Sansibar und seinen Sultan anzuwenden; aber es ist uns die Notwendigkeit auferlegt, uns schleunig selbst aus einer Situation zu befreien, deren Hinnahme schon seit einiger Zeit unmöglich ist für das Deutsche Reich, und in welche der Sultan uns versetzt hat durch die Absendung des unziemlichen Telegrammes an Se. Majestät den Kaiser, unsern allergnädigsten Herrn." Zur Begründung des deutschen Rechtsanspruches wurden die von mir abgeschlossenen Verträge, vor allem auch die im vorigen Kapitel abgedruckte Erklärung des Salim bin Hamid offiziell in London überreicht. Das ganze einschlägige Material wurde von der britischen Regierung in einem Blaubuch dem Parlament vorgelegt.

Gleichzeitig aber wurde ein deutsches Flottengeschwader im Süden des Indischen Ozeans unter dem Befehl des Kontreadmirals Knorr zusammengezogen, welches indes erst am 7. August vor Sansibar erschien. Ein so energisches Auftreten wirkte unmittelbar in London, wo damals Lord Granville die auswärtige Politik des liberalen Kabinettes leitete. Es kam uns zustatten, daß Großbritannien in jener Zeit in Zentralasien einen Grenzkonflikt mit Rußland hatte, und aus diesem Grunde besonders geneigt war, mit Deutschland sich zu verständigen.

Ich bin überzeugt, daß, wenn 1885 in Berlin der Entschluß dazu vorhanden war, wir ohne weiteres das ganze Sultanat Sansibar unter unsere Oberhoheit hätten bringen können. Solchen Preis hätte Großbritannien für die wohlwollende Neutralität des Reiches in Afghanistan und am Pamir für den in Aussicht stehenden Krieg mit Rußland damals bezahlt. In der Tat weiß ich, daß man bereit war, ihn zu bezahlen. Kein Engländer konnte sich denken, daß Fürst Bismarck den ganzen Aufwand an Kraft nur dazu machte, um Said Bargasch zur Anerkennung der deutschen Schutzherrschaft in Usagara und seinen Nebenländern zu veranlassen. So zaghaft aber war unsere Diplomatie damals noch, daß man diesen naheliegenden Schritt, der uns mit einem Schlag ein finanziell auf sich selbst beruhendes Kolonialreich am Indischen Ozean gegeben haben würde, nicht tat. Sir John Kirk war sicherlich froh, daß sein Schützling mit dem blauen Auge davon kam, indem er am 14. August 1885 die folgende Erklärung abgeben mußte:

„Infolge der Forderung, welche von Sr. Majestät dem Kaiser gestellt ist als Ultimatum und unerläßlich für die Aufnahme freundlicher Verhandlungen, anerkennen wir die Schutzherrschaft Deutschlands über die Länder von Usagara, Nguru, Useguha, Ukami und über das Gebiet von Witu, deren Grenzen später festgestellt werden sollen; wir anerkennen über besagte Länder die Schutzherrschaft Sr. Majestät und übernehmen es, unsere Soldaten zurückzurufen, und machen dies unsern Beamten bekannt, welche die sämtlichen Küstengebiete besetzt halten."

Infolge dieser Einigung hat dann eine internationale Grenzregulierungsexpedition, bestehend aus einem deutschen,

englischen und französischen Kommissar über ein Jahr lang an der Küste ihr Unwesen getrieben. Es ist heute von Interesse, daß der jetzt so berühmte, damalige Oberstleutnant, Kitchener der britische Kommissar war. Sie sprach schließlich dem Sultan den ganzen Küstenstreifen, bis zu 10 engl. Meilen landeinwärts, zu, obwohl ich in der Lage war, darzutun, daß seine Rechtsansprüche daselbst an vielen Punkten nicht stichhaltiger waren, als in Usagara und Ukami. Ich veröffentliche hier „persönliche Rückerinnerungen“. Ein ganz klares Bild von der Gründung Deutsch-Ostafrikas wird erst möglich sein, wenn einmal die Aktenstücke selbst, insbesondere auch die Korrespondenz zwischen der ostafrikanischen Gesellschaft und dem auswärtigen Amt, ans Tageslicht gezogen werden können. Meine Hauptarbeit in den Jahren 1885—1886 war es, unsern draußen arbeitenden Erwerbungsexpeditionen Schritt für Schritt der Regierung gegenüber den Rücken zu decken, und soviel von ihren Ergebnissen in Ostafrika zu bergen, als wie irgend möglich war.

So sehr mich das Ergebnis der Flottendemonstration vor Zanzibar und der Verhandlungen mit der britischen Regierung materiell enttäuscht und an das „Nascetur ridiculus mus“ erinnert hatte, so mußte mir doch die Tatkraft, mit welcher die deutsche Regierung aufgetreten war, aufrichtig imponieren. Es war demnach keine Phrase, wenn ich dem Reichskanzler namens der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft das nachfolgende Dankschreiben schickte:

„Durchlauchtigster Fürst! Hochgebietender Herr Reichskanzler! Im Namen des Direktoriums der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gebe ich mir die Ehre, Ew. Durchlaucht unsern gehorsamsten Dank zu

übermitteln für das großartige und durchgreifende Eintreten der hohen Reichsregierung gegenüber den Prätensionen Sr. Hoheit des Sultans von Zanzibar für deutsche Interessen und speziell für die Rechte der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Das Direktorium, welches durch eine deutsche Machtentfaltung im Hafen von Zanzibar eine feste internationale Grundlage für das Unternehmen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gewonnen hat, ist der Überzeugung, daß hierdurch zugleich der Sache des gesamten Deutschtums nicht nur am Indischen Ozean, sondern auf der ganzen Erde in mächtiger Weise gedient ist, und daß die Gesinnungen aller deutschen, national gesinnten Männer sich mit seinem Dank gegen die durch Ew. Durchlaucht vertretene Politik Sr. Majestät des Kaisers verbinden werden. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft wird sich bemühen, ihren Dank in praktischer Weise zum Ausdruck zu bringen dadurch, daß sie an den ihr zugefallenen Arbeiten hilft an dem großen durch Ew. Durchlaucht geschaffenen Werk der Emporrichtung unserer Nation gegenüber andern Völkern."

Überhaupt war ich guten Mutes. Wir waren durch eine Feuerprobe gegangen und lebten noch. Wenn auch eine vorzügliche Gelegenheit, das ganze Ostafrika mit einem Schlag zu gewinnen — etwa, wie Frankreich Madagaskar nahm — verpaßt war, so war doch noch nicht aller Tage Abend; und ich wußte, daß neue Gelegenheiten sich bieten würden. Die Hauptsache war, uns darauf vorzubereiten; und dies konnten wir in unserer Lage nur tun, indem wie so viel Besitztitel wie möglich uns verschafften; gleichzeitig aber auch begannen, uns

durch wirtschaftliche Arbeit festzusetzen und eine kleine Macht zu schaffen.

* * *

Bei meinem zweiten Besuch während der Zanzibarkrisis hatte Fürst Bismarck auch nach meinen endgültigen Plänen gefragt. Ich legte ihm darauf eine Karte vor, auf welcher ich die entsendeten Expeditionen mit Pfeilen eingezeichnet, die ungefähren Grenzen des zunächst ins Auge gefaßten Gebietes aber mit einer blau-roten Linie umrandet hatte. Der Fürst fragte mich, was diese Linie bedeute. Ich sagte: „das ist das Gebiet, welches ich bis Ende dieses Jahres unter dem Allerhöchsten Schutz zu haben hoffe“. Tatsächlich entsprach es etwa den gegenwärtigen Grenzen von Deutsch-Ostafrika ohne die Küste. Fürst Bismarck lachte gutmütig, indem er mich auf die Schulter klopfte: „Donnerwetter, wenn Sie das fertig bringen, dann kommen Sie einmal wieder.“ Ich hatte den Eindruck, daß der große Staatsmann zu sehr mit den heimatlichen Maßen rechnete; mit Hektaren wo es sich um Quadratmeilen handelte. Woher hätte er aber auch überseeische Verhältnisse anschaulich kennen lernen können? Es zeugt von seiner Genialität, daß er überhaupt den neuen Bahnen gerecht werden konnte. Fürst Bismarck seinerseits hat später gesagt, er halte mich für „inkommensurabel“, wohl als Reflex dieser Unterhaltung.

Natürlich waren durch die Vorgänge des Sommers die Grundlagen für die Pläne des Februar und März verschoben worden. Während die Gebiete im Südwesten, auf denen Graf Pfeil und Premierleutnant Schlüter

operieren sollten, von den heranziehenden Wirren wesentlich unberührt blieben, hatte sich der Wettkampf in die nördlichen Gegenden gezogen, in die Länder zwischen Pangani und Tana und darüber hinaus weiter gegen Norden. Am 8. April bereits hatte ich dieser neuen Situation Rechnung getragen durch Anordnung einer völlig veränderten Marschroute für zwei unserer Expeditionen. Ich drahtete: „Jühlke Zanzibar: Jühlke, Weiß Mombas Nordwest. Hörnecke, Anderten, Carnap Lamu Westen Kenia." Dies Telegramm entsandte ich auf meine generelle Vollmacht hin ohne Vorwissen des Direktoriums. Es galt, die Hand zu legen auf die Bergriesen des Kilimandjaro und Kenia und das Hinterland von Mombas. Die Länder hinter Usagara, den Seen zu, mußten einstweilen sich selbst überlassen bleiben. Nach dem energischen Auftreten der Regierung vor Zanzibar war nach dieser Richtung hin auch wenig Gefahr mehr. Im August erhielt Herr Leutnant Rochus Schmidt den Auftrag, die Landschaft Usaramo, südlich von Useguha zu nehmen, was er auch schnell und schneidig ausführte. Überhaupt darf ich aussprechen, daß bei diesen Erwerbungsexpeditionen soviel Hingebung und wirkliches Heldentum sich kundgab, daß ich stolz war, mit so viel tüchtigen Männern zusammenarbeiten zu dürfen. Wenn nichts anderes, so hätte schon diese Erwägung die deutsche Presse abhalten sollen, uns fortwährend mit Schmutz und Geifer zu bespritzen. Ich bin überzeugt, daß dies wenigstens in Großbritannien oder Frankreich so gewirkt haben würde.

Es liegt außerhalb des Rahmens dieser Erzählung, alle diese Einzelexpeditionen hier darzustellen. Ich fasse nur die Ergebnisse zusammen, wie sie sich in der Epoche,

um welche es sich hier handelt, nach einander ergaben. Jühlke und Weiß gewannen uns bereits im Juni 1885, gegenüber dem Wettbewerb des General Matthews mit seinen 300 Mann, Rechtstitel auf das Kilimandjarogebiet, Ubena und Usambara, durch welche diese wichtigen Länder dauernd an unsere Kolonie gefallen sind. Im Winter 1885/86 erwarben Graf Pfeil und Premierleutnant Schlüter die südlichen Gebiete von Ubena, Wamatschonde, Mahenge, Wangindo, sowie mehr oder weniger auch Uhehe, sodaß ich nach der Richtung hin unsere Grenzen bis zum Nyassa und Rovuma hin eintrug, obwohl weder der See, noch der Grenzfluß aktuell bislang erreicht worden war. Sehr wichtig war die Erwerbung Usaramos, welche im September 1885 durch Rochus Schmidt vorgenommen ward, weil sie das Hinterland des wichtigen Dar-es-Salam darstellte. Dort ließ ich bereits zu Anfang 1886 ein Stationennetz den Kingani aufwärts anlegen. Krenzler begründete im März Dunda, von Saint-Paul-Illaire im April die Station Madimola und Zelewski, im Mai 1886, noch weiter stromaufwärts Usungula.

Heftiger als im Süden bewegten sich, wie gesagt, 1885/86 die Gegensätze im Norden. Dort hatte Hörnecke im Jahre 1885 den Oberbefehl, und ihm unterstanden von Anderten und von Carnap: alle drei dreiste und verwegene Personen, wie man sie sich als Konquistadoren nur wünschen konnte. Hörnecke erkannte bald, daß im Hinterland von Lamu gegenüber der Truppe des Said Bargasch zur Zeit nichts zu machen sei; und, da er erfuhr, daß die Italiener aufgebrochen seien, mit dem Aviso „Barbarigo" das Somaliland zu annektieren, machte er sich im August 1885 kurz entschlossen auf, ihnen dort

zuvorzukommen. Hierzu besaß er generelle Vollmacht von mir. Am 1. September traf er nachmittags in Halule am Kap Guardafui ein, wo er am 6. September mit dem Großsultan des Somali Medjertin, Osman, einen Vertrag abschloß, welcher diese historische Nordostecke Afrikas unter die Oberhoheit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft brachte. Mit diesem Vertrag traf er am 15. Oktober in Berlin ein. Ich erkannte seine große Tragweite sehr schnell; bot er dem Deutschen Reiche doch die Handhabe, sich am Golf von Aden eine eigene Kohlenstation anzulegen, wie sie Frankreich in Jibuti besitzt. Ich erteilte demnach Herrn von Anderten den Auftrag, die Hörneckesche Erwerbung nach Süden zu erweitern. Dieser schloß am 26. November mit Jussuf Ali einen Vertrag ab, der unsere Rechtsansprüche bis über Obia, bis zu 4° n. Br., ausdehnte.


Baumeister Hörnecke.

Im Sommer 1886 sandte ich dann Karl Jühlke mit Leutnant Günther und Wilhelm Jancke auf einem eigens gecharterten Dampfer, der Isolde, nach Halule und entlang der Somaliküste gegen Süden, um das ganze Gebiet bis Lamu hin in unsere Hand zu bringen. Die Mittel hierzu verdanke ich dem Patriotismus des jüngeren Fritz Krupp, welcher mir 100000 Mk. zur Verfügung stellte. Karl Jühlke hißte unsere Flagge in Port Durnfort, das ich in Hohenzollernhafen umtaufte, und an der Mündung des Juba bei Kismaju. Hier wurde er bekanntlich ermordet, nachdem Leutnant Günther schon einige Tage zuvor in der Brandung der Jubamündung vor den Augen der Kameraden ertrunken war. Die Expedition hatte ihre

Aufgabe gelöst; aber der Verlust für mich persönlich war ein furchtbar harter.

Jühlke war mit mir in Ilfeld und auf der Universität zusammen gewesen; und uns umschlang ein Freundschaftsband, wie es nur die Jugend zu ketten vermag. Er war eine schwärmerische, tiefe Natur, voll von poetischem Schwung und hatte sich rückhaltlos mir angeschlossen. Es war sicherlich diese innige Freundschaft welche ihn veranlaßt hatte, sein Los auch in diesem afrikanischen Abenteuer mit dem meinen zusammenzuwerfen, und eine aussichtsvolle Staatskarriere daranzugeben. Fürst Bismarck hatte seinem Vater, dem ihm persönlich bekannten Hofgartendirektor zu Sanssouci, wiederholt vorgeschlagen, den Sohn doch ins Auswärtige Amt oder in den Auswärtigen Dienst gehen zu lassen. Karl Jühlke wollte sich nie von mir trennen. Dabei drängte er sich zu den gefährlichsten Aufgaben; nur ungern hatte ich ihn an die Somaliküste geschickt, seinem leidenschaftlichen Drängen langsam nachgebend. Jetzt, im Oktober 1886. entriß der Tod mir diesen vertrauten und lieben Freund, einer der tüchtigsten meiner Adjutanten, und mir blieb nichts als die Klage um den Verlorenen. Jahrelang habe ich gehofft, Rache an den Somalis vom Juba nehmen zu können; aber, wie die meisten meiner Hoffnungen, ist auch sie zu Schanden geworden.

Immerhin hatten entlang der Somaliküste wir Deutschen nunmehr ein Vorrecht. In Halule hielt ich längere Zeit eine Station, welcher zunächst Herr Winter, später Achmed bin Said bin Sementer vorstand. 1889 versuchte mein und Hörneckes Freund, der Regierungsbaumeister Kurt Hoffmann, auf den eingeleiteten Beziehungen in Halule fortzubauen; indes ohne praktischen Erfolg. Die

Regierung, welche allein hier eingreifen konnte, hielt sich beiseite. Heute, wo der Wert von Kohlenstationen für die europäischen Flotten immer größer wird, mag wohl mancher dies als kurzsichtig verurteilen. Wie ich höre, weht die ostafrikanische Gesellschaftsflagge übrigens noch heute in Halule am Kap Guardafui.

Den schwierigsten Stand hatte unsere Gesellschaft im Hinterland von Mombas und Malinde, im Flußgebiet des Sabaki, zwischen Umba und Tana. Dieses Gebiet wollte Großbritannien sich unter keinen Umständen entgehen lassen. Hier also paßten die Walis von Said Bargasch unseren Emissären besonders auf die Finger. Zwar hißte v. Anderten im Januar 1886 unsere Flagge am Sabaki, nachdem er einen Vertrag mit Makkaro, dem Oberherrn der Wanjika abgeschlossen hatte. Ebenso knüpfte er mit den Gallas am Tana Beziehungen an,


Assessor Lucas.

welche er veranlaßte, ebenfalls unter unseren Schutz zu treten. Zu gleicher Zeit schloß Premierleutnant von Zelewski, den ich mit Krenzler, von Brozowski und von Wittich ebenfalls in diese Gegend beordert hatte, weitere Verträge mit eingeborenen Stämmen ab. Den wesentlichen Coup in diesem wichtigen Gebiet tat aber Assessor Lucas, der am 9. Januar 1886 zu Gasi einen Vertrag mit Mbaruk, aus dem alten Herrscherhause der Masarui, denen die uralten Sultanate von Mombas und Malinde legaliter gehörten, einen Abtretungsvertrag für die Deutschostafrikanische Gesellschaft abschloß. Die Abusaidis von Zanzibar waren in diesen Gegenden tatsächlich nur Usurpatoren und

hatten keinerlei wirkliches Recht, wie ich der kaiserlichen Regierung aktenmäßig nachweisen konnte. Mit dem Gasivertrag hatten wir also ein Dokument, welches für die deutschen Ansprüche völlig genügte, wenn Fürst Bismarck ein einheitliches deutsches Kolonialreich in Ostafrika wollte. Weiteres, als die legale Basis, aber konnten wir naturgemäß allein nicht schaffen.

Im Juni rundeten wir unsere Besitztitel ab durch die Besitzergreifung der Komoren, welche Dr. Karl Schmidt, und von Sakalavaland in Südwestmadagaskar, welche Dr. Aurel Schulz für uns vornahm. Gegen Ende 1886 wehte das Banner der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft von Halule über Kismaju, Hohenzollernhafen, Tana, Sabaki, Pangani bis gegen den Rovuma hin, auf den Komoren und im Südwesten von Madagaskar. Sie deckte ein Gebiet, welches an Ausdehnung Britisch-Indien etwa gleichkommt und mehr als 56000 deutsche Quadratmeilen betrug. Die große Frage war, wie weit wird das Reich geneigt sein, uns zu folgen. Ist Hoffnung vorhanden, daß neben der Flagge unserer kleinen Gesellschaft über dieses ganze Gebiet hin oder wenigstens über seinen größeren Teil die Flagge des mächtigen Deutschen Reiches emporgehen wird? Die Entwickelung der nächsten Zeit schon antwortete auf diese Frage mit einem deutlichen: Nein.

* * *

Im Frühling 1885 hatte Herr von Kusserow das Auswärtige Amt verlassen, und an seiner Stelle hatte der Geheime Legationsrat Krauel das Kolonialdezernat übernommen. Während Herr von Kusserow wirkliches kolonialpolitisches Interesse gehabt hatte, schien Dr. Krauel

es für seine erste Pflicht zu halten, den deutschen Kolonialgesellschaften die Kandare anzulegen; insbesondere der „ungestümen“ deutschostafrikanischen Gesellschaft. Nicht nur in sachlicher Hinsicht, sondern auch in formeller. Er brachte eine Tonart in den Verkehr, welche an gesellschaftliche Unhöflichkeit grenzte und jedes harmonische Zusammenarbeiten, wie es doch für die gesunde Weiterentwickelung so wesentlich war, erschwerte. Er behandelte uns wie seine Untergebenen und schlechter. Dadurch wurden die Beziehungen zwischen uns und dem Auswärtigen Amt kühl, ja direkt unfreundlich; was um so nachteiliger für die Sache war, als die Zanzibarkrisis und der Kampf um die Ausdehnung unseres Besitzes einen unausgesetzten Verkehr benötigte.

Zu solchen persönlichen Friktionen, welche sich zunächst auf die unteren Instanzen beschränkten, kamen bald sachliche Differenzen, welche in der verschiedenen Auffassung des ganzen Problems lagen, und bis zu dem Reichskanzler selbst, wenigstens bis zum Grafen Herbert Bismarck, dem damaligen Staatssekretär des Äußeren, hinaufreichten. Dort bekam man allmählich das „ewige Flaggenhissen“, die unausgesetzten Zusammenstöße mit britischen, französischen und arabischen Rechtsansprüchen satt. Persönliche Fragen spielten hinein. Herr von Anderten und Herr von Carnap waren nach Ostafrika gegangen ohne ihren ordnungsmäßigen militärischen Urlaub. Fürst Bismarck ließ mich ersuchen, sie zurückzurufen. Ich mußte erwidern, daß ich diesen Wunsch sofort den beiden Beteiligten zustellen werde; daß ich indes schlechterdings nicht in der Lage sei, zwei Männer ohne ihren eigenen Willen auszuliefern, welche Karriere und Leben daran gegeben hätten, der von mir vertretenen

Sache zu dienen. Einen ähnlichen Bescheid hatte ich zu geben, als ich Anfang 1886 ersucht wurde, Herrn von Zelewski abzurufen, als dieser in Befolgung eines von mir erteilten Befehles von Arabern verhaftet worden war. Ich hätte mehr als gern den Wunsch des mächtigen Reichskanzlers erfüllt; wußte aber nicht, wie ich dies tun könne, ohne meine Verpflichtungen gegen meine eignen Kameraden zu verletzen.

Seit Juni 1886 war ich auf Veranlassung des Fürsten Bismarck mit Sir William Mackinnon, dem Führer der britisch-ostafrikanischen Interessentengruppe, in persönlichen Verkehr getreten. Es traf sich günstig, daß Herr Kommerzienrat Gebhard alte Beziehungen mit ihm hatte und die Anknüpfung vornehmen konnte. Im Juli kam Sir William Mackinnon mit Henry Morton Stanley nach Bonn, wo ich mit Gebhard ihn traf. Wir hatten lange Besprechungen über die ostafrikanische Frage, und spät in der Nacht erklärte Mackinnon, daß er auf Landbesitz dort verzichten werde, wenn Deutschland ihm und der British India Line, deren Vorsitzender er war, das Reedereimonopol auf eine längere Reihe von Jahren garantieren wolle. Dies barg den Besitz des Mombasgebietes für uns in sich, und ich unterstützte in Berlin lebhaft die Annahme dieses Vergleiches. Aber ich konnte die schnelle Annahme dieses Vorschlages in Berlin nicht erzielen, und als ich Ende Juli nach Schottland fuhr, wo ich mehrere Wochen mit Stanley Gast von Sir William Mackinnon, zunächst auf der Probefahrt der „Jumna“ in der irischen See; dann auf Balinakill bei Clachan, seinem Landsitz in Argyleshire war, schien der Wind wieder umgeschlagen zu sein. Er versuchte nun, mich zu Konzessionen in verschiedener Richtung breit-

zuschlagen, insbesondere zur Aufgabe des Kilimandjarogebietes zu veranlassen.

Die beiden Regierungen wünschten, daß die entgegengesetzten Interessentengruppen sich verständigten oder doch in ihren Ansprüchen möglichst näherten, weil sie die ostafrikanische Frage in freundschaftlicher Weise durch einen Vertrag regeln wollten. Es wurde bald klar, daß Großbritannien unter allen Umständen den Hafen von Mombas für sich behalten wollte. Mein Wunsch, sie von dort fernzuhalten, entsprang aus meiner genauen Kenntnis ihrer Art. „Gebt dem Teufel den kleinen Finger und er nimmt die ganze Hand." Ich hätte gewünscht, sie bis wenigstens über den Tana zu schieben, eventuell Lamu und das Sultanat Witu ihnen abzutreten. Auf keinen Fall durften sie den Kilimandjaro erhalten und überhaupt an den Victoriasee kommen. Sie hatten die Mündung des Nils. Seine Quelle, so Gott wollte, und sein Oberlauf sollten deutsch werden. Wie richtig diese Auffassung war, hat die spätere Entwickelung der ostafrikanischen Kolonialpolitik bewiesen. Die Briten haben Mombas und Uganda und, dank ihres größeren Unternehmungsgeistes, welcher die Ugandabahn schuf, damit den wirtschaftlichen Zugang zum ganzen oberen Seengebiet bekommen. Doch dies sollte einige Jahre später noch einmal der Gegenstand der lebhaftesten Bekämpfung von meiner Seite werden. Es ist das eigentliche Objekt der deutschen Emin-Pascha-Expedition gewesen.

Im Herbst 1886 war es klar, daß wir nach London reisen mußten, um deutsch-englische Interessensphären in Ostafrika abzugrenzen. Der Reichskanzler beauftragte mit den Verhandlungen den Geheimrat Krauel, ersuchte

9*

mich aber, zur Vertretung der Interessen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft mit diesem zu gehen. Mich selbst begleiteten Karl von der Heydt und Dr. Otto Arendt. Mitte Oktober langten wir in London an. Auf der anderen Seite stand Sir William Mackinnon im Hintergrund. Wir wußten in Berlin bereits, daß wir das Gebiet zwischen Umba und Tana, mit Mombas und Malinde, nicht würden retten können; da das sic volo, sic jubeo des Fürsten Bismarck bereits entschieden hatte. Der eigentliche Kampf war um den Kilimandjaro, den Großbritannien immer und immer wieder versucht hat, für sich zu nehmen. In London liebt man es, die Korinthen aus dem Kuchen sich herauszusuchen.

Als Geheimrat Krauel Miene machte, diese Perle des ganzen in Frage kommenden Hinterlandes aufzugeben, erhob ich mit v. d. Heydt einen formellen Protest und drohte mit öffentlichen Protestversammlungen in Deutschland. Augenscheinlich hatte Fürst Bismarck befohlen, auf unsere Wünsche Rücksicht zu nehmen. Krauel blieb fest, und nun, wie meistens, gaben die Engländer nach. Es kam zum Vertrag vom 1. November 1886, den ich zum besseren sachlichen Verständnis dieser Erzählung hier einfüge:

„1. Deutschland und Großbritannien erkennen die Souveränität des Sultans von Sansibar über die Inseln Sansibar und Pemba, sowie über diejenigen kleineren Inseln an, welche in der Nähe der ersteren innerhalb eines Umkreises von 12 Seemeilen liegen; desgleichen über die Inseln Lamu und Mafia.

Dieselben erkennen in gleicher Weise als Besitz des Sultans auf dem Festlande eine Küstenlinie an, welche ununterbrochen von der Mündung des

Mininganiflusses am Ausgang der Tunghibucht bis Kipini reicht. Diese Linie beginnt im Süden des Mininganiflusses, folgt dem Laufe desselben fünf Seemeilen und wird dann auf dem Breitenparallel bis zu dem Punkte verlängert, wo sie das rechte Ufer des Rovumaflusses trifft, durchschneidet den Rovuma und läuft weiter an dem linken Ufer entlang.

Die Küstenlinie hat eine Tiefe landeinwärts von zehn Seemeilen, bemessen durch eine gerade Linie ins Innere von der Küste aus bei dem höchsten Wasserstande zur Flutzeit. Die nördliche Grenze schließt den Ort Kau ein. Im Norden von Kipini erkennen die genannten Regierungen als dem Sultan gehörig an die Stationen von Kismaju, Barawa, Merka, Makdischu mit einem Umkreis landeinwärts von je zehn Seemeilen und Warscheik mit einem Umkreis von fünf Seemeilen.

2. Großbritannien macht sich verbindlich zur Unterstützung derjenigen Verhandlungen Deutschlands mit dem Sultan, welche die Verpachtung der Zölle in den Häfen von Dar-es-Salaam und Pangani an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft gegen eine dem Sultan seitens der Gesellschaft zu gewährende jährliche Zahlung bezwecken.
3. Beide Mächte kommen überein, eine Abgrenzung ihrer gegenseitigen Interessensphären in diesem Teile des ostafrikanischen Festlandes vorzunehmen, in gleicher Weise, wie dies früher bei den Gebieten am Golf von Guinea geschehen ist.

Das Gebiet, auf welches dieses Übereinkommen

Anwendung findet, soll begrenzt sein im Süden durch den Rovumafluß und im Norden durch eine Linie, welche, von der Mündung des Tanaflusses ausgehend, dem Laufe dieses Flusses oder seiner Nebenflüsse bis zum Schneidepunkt des Äquators mit dem 38° östlicher Länge folgt und dann in gerader Richtung fortgeführt wird bis zum Schneidepunkt des 1° nördlicher Breite mit dem 37° östlicher Länge, wo die Linie ihr Ende erreicht.

Die Demarkationslinie soll ausgehen von der Mündung des Flusses Wanga oder Umbe, in gerader Richtung nach dem Jipe-See laufen, dann entlang an dem Ostufer und, um das Nordufer des Sees führend, den Fluß Lumi überschreiten, um die Landschaften Taveta und Dschagga in der Mitte zu durchschneiden und dann entlang an dem nördlichen Abhang der Bergkette des Kilimandjaro in gerader Linie weitergeführt zu werden bis zu demjenigen Punkte am Ostufer des Victoria-Nianza-Sees, welcher von dem 1° südlicher Breite getroffen wird.

Deutschland verpflichtet sich, im Norden dieser Linie keine Gebietserwerbungen zu machen, keine Protektorate anzunehmen und der Ausbreitung englischen Einflusses im Norden dieser Linie nicht entgegenzutreten, während Großbritannien die gleiche Verpflichtung für die südlich von dieser Linie gelegenen Gebiete übernimmt.

4. Großbritannien wird seinen Einfluß geltend machen, um den Abschluß eines freundschaftlichen Übereinkommens hinsichtlich der konkurrierenden Ansprüche des Sultans von Zanzibar und der Deutsch-Ost-

afrikanischen Gesellschaft auf das Kilimandjaro-gebiet zu befördern.

5. Beide Mächte erkennen als zu Witu gehörig die Küste an, welche nördlich von Kipini beginnt und sich bis zum Nordende der Mandabucht erstreckt.
6. Deutschland und Großbritannien werden gemeinschaftlich den Sultan von Zanzibar zum Beitritt zu der Generalakte der Berliner Konferenz auffordern, vorbehaltlich der bestehenden Rechte Sr. Hoheit gemäß den Bestimmungen des Artikels I der Akte.
7. Deutschland macht sich verbindlich, der Erklärung beizutreten, welche Großbritannien und Frankreich am 10. März 1862 mit bezug auf die Anerkennung der Unabhängigkeit von Zanzibar gezeichnet haben."

Ich lenke die Aufmerksamkeit der Leser auf zwei besondere Punkte in diesem Vertrag. Der erste ist die Bereitwilligkeit Großbritanniens, uns zu helfen, die Zollerhebung in Dar-es-Salaam und Pangani vom Sultan von Zanzibar zu pachten. Diese Bereitwilligkeit war sicherlich erzielt durch unsere Kritik seiner Ansprüche an die Küste überhaupt, welche nur an einzelnen Punkten stichhielten. Es wurde diese Konzession die Handhabe für mich, um Said Bargash 1887 zur Abtretung der ganzen Küste an uns zu veranlassen. Der zweite beachtenswerte Punkt ist die merkwürdige Fassung in § 3: „um die Landschaften Taveta und Dschagga in der Mitte zu durchschneiden". Gemeint war, daß die Grenzlinie mitten zwischen Taveta und dem Kilimandjaro hindurchlaufen solle. Die unklare stilistische Fassung gab den Engländern 1892 die Handhabe, noch einmal, wenigstens die Hälfte des Kilimandjarogebietes für sich zu beanspruchen.

Noch einmal mußte ich damals, als Kaiserlicher Grenzkommissar, mich vor diese Erwerbung meines verstorbenen Freundes Jühlke stellen, bis dieser stolze Schneeriese endgültig für uns gerettet war.

Die britische Politik ist zähe und konsequent. Da sie mich als ihren hartnäckigsten Gegner 1885/86 erkannt hatten, versuchten sie nach der Londoner Konferenz, in Berlin mich persönlich mißliebig zu machen, indem sie dem Grafen Bismarck durch den britischen Botschafter mitteilten, ich hätte in London zu Sir William Mackinnon geäußert, Fürst Bismarck trete für uns ein, weil ich ihm eine Beteiligung an der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft gegeben habe. Dies war eine schamlose Lüge; und Mackinnon zog sie auch alsbald schriftlich zurück. Er habe mich „mißverstanden". Aber es trug dies doch dazu bei, meine Beziehungen zu den Bismarcks mehr und mehr zu verderben. Genau so übrigens, machten sie es vor der Grenzregulierung von 1892, indem sich mich beim Gouvernement in Dar-es-Salaam der „Greueltaten" am Kilimandjaro anschuldigten; sicherlich in der Hoffnung, mich dadurch los zu werden. Sie kannten ihr deutsches Publikum; bei ihnen selbst würde man über solche Anklagen von Ausländern gegen einen eigenen Landsmann höhnisch lachen; bei uns nahm man sie ernst, und freute sich, dem Landsmann einen Tritt geben zu können. Doch das geht über den Rahmen dieser Erinnerungen hinaus.

Ich habe dem Mitgeteilten nur hinzuzufügen, daß Said Bargash bereits am 4. Dezember dem deutsch-englischen Abkommen in allen seinen Einzelheiten beitrat. Er war damals eben nur eine Puppe in der Hand der Londoner Diplomatie. Frankreich erklärte am 8. Dezember seine Zustimmung.

Die Abgrenzung unseres Schutzgebietes wurde vorläufig abgeschlossen durch das deutsch-portugiesische Abkommen vom 30. Dezember 1886, in welchem die Südgrenze der Kolonie folgendermaßen bestimmt ward:

„Die Grenzlinie, welche in Südost-Afrika die deutschen Besitzungen von den portugiesischen Besitzungen scheiden soll, folgt dem Laufe des Flusses Rovuma von seiner Mündung bis zu dem Punkte, wo der Msinjefluß in den Rovuma mündet, und läuft von dort nach Westen weiter auf dem Breitenparallel bis zu dem Ufer des Nyassasees."

Es war im wesentlichen das heutige deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet, vorläufig noch ohne die Küste, welches am Ende 1886 unter der Oberhoheit des Kaisers stand. Daneben hielt die ostafrikanische Gesellschaft bis auf weiteres ihre Rechtsansprüche entlang der Somaliküste fest. Das durch internationale Verträge gesicherte Gebiet entsprach seinem Umfang nach etwa dem doppelten Areal des deutschen Reiches und grenzte an die drei großen Seen in Mittelafrika, erreichte daher in dieser Beziehung das Ideal, welches mir 1884 vorgeschwebt hatte.

* * *

Man mag über die Erwerbungspolitik der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft in den Jahren 1885/86 denken wie man will, so viel kann man mit Bestimmtheit aussprechen, daß, wenn wir nicht „um uns gefressen hätten, wie die Wölfe," wir auch das Gebiet nicht erhalten hätten, welches die internationalen Verträge am Ausgang 1886 uns endgültig gesichert haben. Gerade, daß wir nach Mombas, Malinde, den Komoren und Madagaskar griffen, machte Großbritannien und Frankreich geneigt, uns

in unserem eigenen Schwerpunkt anzuerkennen; nur, um uns selbst vom Halse los zu werden. In Deutschland aber übertrumpften wir die Opposition, indem wir einfach über sie zur Tagesordnung gingen, dadurch, daß wir immer neue Gebiete nahmen, während sie noch über die Annexion des Letzterworbenen zeterte. Die Offensive war auch diesmal, wie immer, die beste Defensive.

Aber daneben vermag ich auch heute noch nicht einzusehen, weshalb Deutschland 1886 nicht ebensogut unser weiteres Programm hätte verwirklichen können. Großbritannien wollte in jenen Jahren auf keinen Fall einen Konflikt mit uns. Mackinnon sprach sich mir gegenüber oft sehr erbittert über die Schlaffheit des Londoner Auswärtigen Amtes aus. Diese Leute, das habe ich wiederholt feststellen können, suchten bei allen Verhandlungen zunächst herauszubekommen, bis zu welchem Punkt Fürst Bismarck auf jeden Fall zu gehen entschlossen sei. Dahinter erst nahmen sie ihre Stellung. Hätte er die ganze Zanzibarküste genommen, so würde Lord Granville darüber keinen Krieg gemacht haben. Noch weniger aber dachte Frankreich 1885 daran. Es lag also nur an der zahmen Kolonialpolitik in Berlin, daß unsere großen Pläne scheiterten. Ich bin sicher, daß die spätere Geschichtsschreibung mir hierin Recht geben wird.

Indes auch auf das Ergebnis, wie es Ende 1886 vorlag, durften wir immerhin mit Genugtuung zurückblicken. Eine angespannte Arbeit von zwei Jahren hatte das Deutsche Reich zu einer der großen Mächte am westlichen Gestade des Indischen Ozeans gemacht.

Im übrigen hatte ich selbst in den Jahren 1885—1887 sehr häufig das Gefühl: „Ach, wäre ich geblieben doch auf meiner Heiden,“ und hatte wiederholt mit dem Verlangen

zu kämpfen, einfach schon damals nach London zurückzukehren. Man tat im Auswärtigen Amt so, als ob ich das ostafrikanische Kolonialunternehmen aus persönlichem Interesse betriebe, und es gewissermaßen eine Gefälligkeit gegen mich sei, wenn man es unterstütze; während ich doch nicht den allergeringsten Vorteil davon hatte. Graf Herbert Bismarck sprach bei der Unterredung über die Anschuldigung, welche der englische Botschafter ihm überbrachte, ich habe in London angedeutet, daß ich Fürst Bismarck bei uns interessiert habe, und deshalb seines Einflusses für uns sicher sei, den wunderlichen Satz aus: „Wenn mein Vater hiervon hört, dann wirft er Ihnen Ihre ganze ostafrikanische Kolonialpolitik vor die Füße“ — eine sehr merkwürdige Unterstellung persönlichster Art für den größten Staatsmann seines Jahrhunderts durch den eigenen Sohn.

Indes ging die Entwickelung auch in Deutschland ihren Gang, so widerlich die ganze Lage, besonders für mich selbst, war. Die Arbeiten des Direktoriums im Sommer 1885 sind im wesentlichen durch die Erwerbungsgeschichte unserer Gesellschaft gekennzeichnet. Wer das Nähere darüber wissen will, den verweise ich auf die Kolonialpolitische Korrespondenz, eine Wochenschrift, welche wir alsbald begründet hatten und deren Herausgeber unter meiner politischen Leitung seit Frühling 1886 Herr Fritz Bley war, zu gleicher Zeit der Sekretär der Gesellschaft für deutsche Kolonisation. Die wichtigsten der Leitartikel aus der Kolonialpolitischen Korrespondenz habe ich in meinem „Deutsch-National“ abdrucken lassen. Die Leser dieser Aufsätze und der von uns getroffenen Maßnahmen werden sich überzeugen, daß ich von Anfang an in Ostafrika eine rein wirtschaftliche, auf kaufmännischen

Gesichtspunkten beruhende Kolonialpolitik anstrebte. Schon am 11. Juli 1885 beantragte ich, „in Usagara aus den Resten der in Zanzibar eingetroffenen Expeditionen eine Militärstation auf ackerbaulicher Grundlage einzurichten“; und durchweg sollte die Verwaltung an Farmen oder Handelsstationen, welche sich selbst erhalten könnten, angeschlossen werden. Hierüber werde ich im nächsten Kapitel mehr zu erzählen haben.

Am 6. September 1885 beantragte ich, einen Generalvertreter nach Zanzibar zu schicken, der „den Versuch unternehmen sollte, den Sultan von Zanzibar geschäftlich bei unserem Unternehmen zu beteiligen“. Ich hielt dies schon 1885 für den richtigsten Weg, nachdem das Reich die Gelegenheit der Flottendemonstration verpaßt hatte, Said Bargash als Gegner zu eliminieren und „von innen zu verspeisen“. Assessor Lucas wurde ausersehen, diesen Versuch zu unternehmen. Indes fand er die Verhältnisse hierfür nicht günstig; wir werden später sehen, daß ich im Jahre 1887 dies Problem im wesentlichen gelöst habe.

Während all dieser Vorgänge hatte sich die Unmöglichkeit, mit der bestehenden Gesellschaftsform zu arbeiten, immer deutlicher herausgestellt; und ich vereinbarte demnach mit Karl von der Heydt ihre Aufhebung. Bei den Vorverhandlungen hierüber im Direktorium ergab sich mehr und mehr, daß Herr Dr. Friedrich Lange nicht mehr geneigt war, harmonisch mit mir zusammenzuarbeiten; insbesondere bekämpfte er die damals sich herausbildende Zuspitzung der verantwortlichen Leitung auf meine Person, welche bis zur angestrebten Finanzierung des Unternehmens unvermeidlich war, wenn wir die Übergangszeit überhaupt überwinden wollten.

Ich mußte mich demnach zu meinem Bedauern am 14. Dezember von ihm trennen, indem ich dem Direktorium den Antrag vorlegte: „Das Direktorium der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft möge beschließen, im Hinblick auf die bei dem Meinungsaustausch über die Weitergestaltung der Gesellschaft zutage getretene Differenz des Herrn Dr. Lange zur Majorität des Direktoriums und die daraus resultierende Untunlichkeit eines erfolgreichen ferneren Zusammenwirkens Herrn Dr. Lange aus dem Direktorium zu exoptieren, indem es sich vorbehält, für seine Verdienste um die Sache in der Vergangenheit ihm seine Anerkennung durch Dekretierung einer entsprechenden Remuneration auszudrücken." Diese Remuneration wurde ihm hernach in Höhe von 10000 Mk. bewilligt.

Nunmehr erklärte das Direktorium bei der am Abend desselben Tages abgehaltenen Hauptversammlung, daß es bereit sei, „die ihm von der Hauptversammlung übertragenen Vollmachten zum Zweck der Neukonstituierung der Gesellschaft in den Schoß der Hauptversammlung zurückzulegen, zu diesem Behuf sich als Kommanditgesellschaft aufzulösen und ihren Aktiv- und Passivbestand, sowie alle Verpflichtungen und Rechte einem von der Hauptversammlung zu bestellenden Rechtsnachfolger resp. mehreren Rechtsnachfolgern rechtsgültig zu übertragen".

Gleichzeitig mit diesem Antrag wurde der Entwurf der zukünftigen Gesellschaftsverfassung vorgelegt. Diese Verfassung bestand im wesentlichen in der Einsetzung einer „Landesregierung", neben welcher ein „Landesrat" aus 15 Mitgliedern stehen sollte, der die eigentliche Legislation, sowie die finanzielle Kontrolle und Leitung haben sollte. Die nun zu bildende Korporation sollte den Namen: „Deutsch-Ostafrika, Schutzstaat des Reiches" annehmen.

Einstimmig stellte sich die Versammlung auf den Boden dieser Anträge. Als haftender Syndikus, dem alle Rechte und Pflichten der alten Kommanditgesellschaft übertragen werden sollten, war ich bereits vom Direktorium bestellt, während Herr von der Heydt als Rechnungsführer neben mich trat. Die Versammlung bestätigte dies. Der Satzungsentwurf der künftigen Gesellschaft wurde ebenfalls angenommen, mit der Ermächtigung für mich, Modifikationen mit dem Auswärtigen Amt zu vereinbaren. Für den künftigen Landesrat wurden sofort gewählt fünf Herren: Graf Behr, Karl von der Heydt, Konsul Kniffler aus Düsseldorf, Hofgartendirektor Jühlke und Hofmarschall von St. Paul-Illaire. Zum Präsidenten der Landesregierung für die nächsten 15 Jahre wurde auf Antrag von Karl von der Heydt ich selbst gewählt. Ich ließ einen Bogen auslegen, auf welchem die Anwesenden ihren Zutritt zur neuen Korporation erklärten. Ich gebe dieses Aktenstück hier in photographischer Darstellung (S. 144). Es ist interessant für die Pläne, welche wir damals verfolgten.

Es war dies der Versuch, von der kleinlichen und unfreundlichen Beaufsichtigung der Räte des Auswärtigen Amtes frei zu werden; und eine Verwaltung für die ostafrikanischen Besitzungen zu schaffen, welche, wie bei den englischen Kolonien, ihren Schwerpunkt draußen in Afrika selbst fand. Wir wollten mit einem Ruck einlenken in die Bahnen einer Selbstverwaltung sans phrase und Ernst machen mit dem Kaiserlichen Schutzbrief. Dieser machte uns zu einer Hoheitsgesellschaft, und wir wollten es im Ernst sein; anstatt einer unklaren Körperschaft, die nach der Pfeife kurzsichtiger und unpatriotischer Theoretiker tanzen mußte. Im Interesse einer gesunden

Entwickelung der neuen Länder lag es durchaus, wie die ganz in diesem Geist sich vollziehende Entwickelung von Rhodesia hernach bewiesen hat. In der Tat war es der einzige Weg, der bei den eigenartigen Anschauungen und Velleitäten des Berliner Milieus zum Ziel führen konnte.

Man wird fragen, woher ich das Material für den Aufbau eines derartigen Gemeinwesens nach angelsächsischem Vorbild gewinnen wollte. Zum Teil bildeten sich tüchtige Kräfte für die Durchführung solcher Pläne da draußen bereits im Kampf um den Besitz des Landes. In der Hauptsache aber dachte ich an das reiche Material, welches unsere Landsleute in fremden Kolonien boten. Um solches an uns heranzuziehen, beantragte ich am 21. Dezember 1885 in der Gesellschaft für Deutsche Kolonisation, Hand in Hand mit dem Westdeutschen Verband, dessen Vorsitzender, Missionsinspektor Dr. Fabri, mit mir mehr und mehr befreundet wurde, und dem Zentralverein für Handelsgeographie, unter dem Vorsitz von Dr. Jannasch, für den September 1886 einen Ersten allgemeinen Deutschen Kongreß zur Förderung überseeischer Interessen einzuberufen und dazu Einladungen an alle Deutschen über See zu schicken. Ich verfaßte dazu den folgenden Aufruf, welcher in Deutschland und unter unseren überseeischen Landsleuten möglichst weit verbreitet wurde:

„Seit Jahrhunderten fließt ein starker Strom deutscher Auswanderung über die Grenzen des Reiches in die Fremde. In allen Ländern und allen Völkern sind es Deutsche gewesen, welche an den großen Kulturaufgaben der Zivilisierung und Kultivierung unserer Erde in hervorragendem Maße Anteil genommen haben. Generationen

hindurch sind unsere Landsleute der gemeinsamen Heimat in Europa dauernd ungehindert verloren gegangen.

Diesem Prozeß haben die großen nationalen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte ein Ende gemacht. Das Deutschtum auf der ganzen Erde fängt wieder an, sich ernstlich zu besinnen auf sein gemeinsames großes Vaterland, und der Drang eines engeren Zusammenschlusses mit den Landsleuten daheim wird aller Orten lebendig.

Das Deutsche Reich, mehr und mehr erstarkend aus jahrhundertelanger Ohnmacht, beginnt seinerseits, mit Nachdruck hinüberzugreifen über die Weltmeere, und deutsche überseeische Interessen, so lange vernachlässigt, stehen heute unter dem sicheren Schutz unserer heranwachsenden deutschen Seemacht.

Aber die Aufgaben, welche unsere Nation zu lösen hat, will sie ihre geschichtliche Stellung wiedergewinnen, sind nicht in erster Linie politischer Natur. Das Reich, so stolz es dasteht unter der zielbewußten Regierung unseres Heldenkaisers, dank der von seinem eisernen Kanzler vertretenen kraft- und zielbewußten Politik, bietet nur die Grundlage, auf welcher ein engerer, geistiger Zusammenschluß der Angehörigen unseres Volkes möglich wird. Worauf es ankommt, das ist die Stärkung der wirtschaftlichen Bande, welche unser Volkstum auf der Erde umspannen, die Befestigung des kulturellen und geistigen Zusammenhanges, der Beziehungen des Gemütes, wie sie noch von jeher den großen Nationen der Geschichte eigentümlich gewesen sind. Die Aufgaben dieser Richtung sind keine politischen, nicht die Regierungen haben sich mit ihrer Lösung zu befassen; sie sind allgemein nationale, und die Völker selbst haben an

Deutsch-Ostafri

ihnen darzutun, wie viel an sittlicher Kraft ihnen inne wohnt.

Deutsche Brüder jenseits der Meere, die Ihr ein Herz habt für die Zukunft unserer Art, die Ihr gewillt seid, mitzuarbeiten an dem großen Werk der Wiedererweckung des Deutschtums, Euch laden wir ein, zusammenzukommen am 13. September 1886 in der Hauptstadt des neuentstandenen Deutschen Reiches und mit uns Beratung zu pflegen über das Gemeinsame in den geistigen und wirtschaftlichen Interessen unseres gesamten Volkstums und zugleich Mittel und Wege festzustellen, wie diese Interessen eine stete nachdrückliche Vertretung finden können. Es kommt darauf an, praktische Maßregeln zu treffen, wohl erwogene Einrichtungen zu schaffen, durch welche einerseits die wirtschaftlichen Interessen der Deutschen auf der Erde gefördert werden können, anderseits das geistige Band, welches uns alle umschlingt, erweitert und verstärkt zu werden vermag. Als Punkte für die Beschlußfassung stellen wir vornehmlich die folgenden hin:

1. Fortführung der deutschen Kolonialbewegung zu praktischen Resultaten.
2. Kultivierung und Nutzbarmachung der bislang deutscherseits erworbenen Kolonialgebiete.
3. Die deutsche Auswanderungsfrage.
4. Die Hebung des deutschen Exports.
5. Deutsche Missionen in überseeischen Gebieten.
6. Erhaltung deutscher Sprache und deutscher Art in überseeischen Gebieten.

7. Befestigung der Beziehungen zwischen unseren Landsleuten in der Fremde und in der Heimat.

Wir richten an alle deutschen Vereine und Verbände die Einladung, an diesem ersten allgemeinen deutschen Kongreß in Berlin durch Vertreter teilnehmen zu wollen. Alle Deutschen, welche ihr Weg im nächsten Sommer über die Meere in die alte Heimat zurückführt, sind ebenfalls aufgefordert, den Kongreß zu besuchen. Die deutschen Zeitungen aber, innerhalb und außerhalb der Grenzen des Reiches, soweit sie den nationalen Gedanken auf ihr Banner geschrieben haben, bitten wir, für die möglichste Verbreitung dieser Aufforderung Sorge zu tragen. Anmeldungen und etwaige Anträge sind zu richten an die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Berlin SW., Belle-Alliance-Platz 14.

Man hat so oft über den Mangel an nationalem Sinn bei unseren Landsleuten in der Fremde geklagt; man hat bezweifelt, daß unser Volk in dieser Richtung jemals seinen stolzen westlichen Nachbarn gleichkommen könne: Deutsche Brüder auf der ganzen Erde! beweisen wir durch die Tat, daß das Deutschtum, wie es imstande gewesen ist, aus seiner Zersplitterung heraus zur politischen Vormacht in Europa sich emporzuschwingen, so auch die sittliche Kraft in sich trägt, seine Stellung im Wettkampf mit den Völkern der Erde treu dem Geist seiner stolzen, großen Vergangenheit von neuem zu gestalten."

Der deutsche Kolonialverein lehnte die Beteiligung an diesem Kongreß ab, weil ihm gewisse Prärogativen, welche er von uns verlangte, nicht zugestanden wurden. Dafür ließ der allverehrte Kaiser Wilhelm uns seine „besten Wünsche für einen ferneren guten Erfolg dieser

Bestrebungen auf dem Kolonialgebiete" aussprechen; und Fürst Bismarck ließ sich amtlich bei seinen Verhandlungen, welche vom 13.—16. September 1886 im großen Saale der Philharmonie zu Berlin stattfanden, vertreten.

Auf die Beschlüsse dieses Kongresses weiter einzugehen, liegt außerhalb des Rahmens dieser Darstellung. Genug, daß er zur Bildung eines Allgemeinen deutschen Verbandes führte, welcher sich gegebenen Falles auch für praktische Kolonisation verwenden ließ. Wie ich sehe, hat die Deutsche Kolonialgesellschaft, die Nachfolgerin des Deutschen Kolonialvereins, unseren Gedanken später aufgegriffen und hält weitere Kolonialkongresse ab, freilich wohl ohne den praktischen Hintergrund, der für uns maßgebend war.

Doch Kongresse und Versammlungen konnten uns im Jahr 1886 nur wenig nützen. Die ganze Frage spitzte sich darauf zu, ob wir imstande waren, den kühnen Beschluß vom 14. Dezember 1885 zu finanzieren oder nicht. Zu diesem Zweck begaben Dr. Schroeder-Poggelow und ich auf Anregung des Fürsten Bismarck uns im Januar 1886 nach London, um unsere Landsleute dort für die Sache zu interessieren. Fürst Bismarck nahm dauernd ein wohlwollendes Interesse an diesen Bemühungen, und ich hatte ihm von Zeit zu Zeit darüber zu berichten. Das Ergebnis in London allerdings war gleich Null. Auch in Deutschland kamen wir nicht recht weiter, bis der Reichskanzler die Sache in seine starke Hand nahm. Er war es, welcher Seiner Majestät empfahl, die Königliche Seehandlung anzuweisen, sich mit einem Beitrage von 500000 Mk. an dem Unternehmen der Ostafrikanischen Gesellschaft zu beteiligen; sein persönlicher Einfluß war es, welcher große Berliner Finanzfirmen: Robert

Warschauer, Mendelssohn-Bartholdy, Leo, Delbrück & Co. rc. aufmunterte, die Sache zu unterstützen. Mit anderen Worten, die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, wie sie im Februar 1887 sich konstituierte, war zum guten Teil durch die Hilfe des eisernen Kanzlers entstanden. Ich und meine Freunde fanden etwa die Hälfte des neugezeichneten Kapitals; und dies wesentlich auch durch das patriotische Eintreten Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Sachsen, Karl Alexander.

Es war klar, daß wir bei dieser Sachlage unseren eigenen Standpunkt vom Dezember 1885 nicht durchsetzen konnten. Die Satzungen, welche zustande kamen, waren im wesentlichen ein Kompromiß. Aus dem Landes- wurde ein Verwaltungsrat; aus dem Präsidenten der Landesverwaltung ein Vorsitzender der Direktion. Doch wurde ich als solcher, mit Zustimmung des Reichskanzlers, ebenfalls gleich auf fünfzehn Jahre eingesetzt. Neben mir wurden Assessor Lucas und Herr Adolf Bourjau als Direktoren bestellt.

Ich bedaure heute, daß ich mich im Winter 1886/87 zum zweitenmal nicht entschließen konnte, zum Fürsten Bismarck zu gehen und ihm offen die Vorteile einer klaren Selbstverwaltung für Deutsch-Ostafrika darzulegen, wie sie uns bei Abfassung unseres eigenen Verfassungsentwurfes vorgeschwebt hatte. Der Schwerpunkt der Verwaltung mußte von vornherein nach Ostafrika gelegt, und alle dort arbeitenden Elemente mußten, sobald als möglich, an derselben beteiligt werden. Ich bin sicher, daß ich den arabischen Aufstand, sowie die ganze falsche Entwickelung der nächsten Jahrzehnte hätte vermeiden können. Denn die ganze bureaukratisch-militärische Verbildung war doch im wesentlichen nur die Folge der Buschiri-Rebellion.

Indes ich hielt mich zurück, und die Dinge gingen ihren eigenen Weg.

Am 26. Februar 1886 konstituierten wir uns im Reichstagsgebäude zu Berlin. Zum Vorsitzenden wurde Karl von der Heydt, zum ersten Stellvertreter Herr Geheimer Kommerzienrat Delbrück, Berlin, zum zweiten Herr Geheimer Kommerzienrat Langen-Cöln gewählt. Es war eine wesentlich andere deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, als diejenige gewesen war, welche Ostafrika vom Kap Guardafui bis zum Rovuma genommen hatte. Aber die jetzt zu lösenden Aufgaben waren ja auch andere, und bei nüchternem, loyalem Zusammenarbeiten konnten wir dennoch hoffen, Großes zu erreichen. Mit der Gründung der Gesellschaft war meine Aufgabe in Europa gelöst. Am 4. April schiffte ich mich mit einem zahlreichen Stab von Beamten ein, um in Ostafrika die Grundlagen für eine wirtschaftliche Erwerbstätigkeit und, so Gott wollte, für ein blühendes deutsches Gemeinwesen zu legen. Als ich vom Anhalter Bahnhof in Berlin abfuhr, vermeinte ich, daß eine Tätigkeit von Jahrzehnten in Zanzibar und Deutsch-Ostafrika vor mir liege.

Die Erwerbung der Küste.

Während der Umgestaltung der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft aus dem Syndikat in eine Korporation hatte sich im Dezernat für Kolonialpolitik im Auswärtigen Amt ein Personalwechsel vollzogen, der für die weitere Entwicklung der Sache als geradezu verhängnisvoll bezeichnet werden muß. An die Stelle des Geheimrats Krauel trat als Vertreter der „Aufsichtsbehörde“ gegenüber unserer Gesellschaft mehr und mehr der Geheime Legationsrat Dr. Kayser. Wie das persönliche Dienstverhältnis zwischen beiden damals formell geregelt war, weiß ich nicht mehr genau; denn Krauel blieb Direktor der Kolonialabteilung noch bis 1890, wo Kayser seine Stellung im ganzen einnahm. Dies fand endgültig erst statt unter der Reichskanzlerschaft des Grafen Caprivi, und Fürst Bismarck hatte seine eigene Theorie dafür. Genug, für uns wurde von 1887 an Dr. Kayser der Vertreter des Reichskanzlers.

Nun war Dr. Krauel, wie ich erzählt habe, ein keineswegs angenehmer Kolonialdezernent gewesen. Er war unliebenswürdig, unverbindlich und engherzig. Aber er war ehrlich und wahr; man wußte immer, wie man mit ihm dran war. Dr. Kayser war das Gegenteil. Er war lieblich, ja überströmend freundschaftlich gegen jeden; er versprach jedem alles; er hatte die Interessen der Kolonie und nichts als die Interessen der Kolonie im Munde. Aber er hielt seine Versprechungen nicht;

die Interessen der Kolonie waren ihm so gleichgültig, wie das Schicksal des Mannes im Mond; seine eigene Karriere war es, worum es sich bei seinen Plänen und Machenschaften unausgesetzt handelte. Er hatte einen scharfen Verstand und umfassendes juristisches Wissen, eine unermüdliche Arbeitskraft. Fürst Bismarck nannte ihn sein wandelndes, juristisches Nachschlagebuch.

Aber in seinem Entwicklungsgange befähigte ihn nichts zu der großen weltgeschichtlichen Aufgabe, zu welcher die Ironie des Schicksals ihn berief. Er war Einpauker für das juristische Staatsexamen in Straßburg gewesen und hatte als solcher auch den Grafen Wilhelm Bismarck zum Assessorexamen vorbereitet. Hierdurch bekam er Beziehungen zum Fürsten Bismarck, denen er seine Berufung ins Reichsjustizamt verdankte. Dorthin gehörte er mit Recht. Ursprünglich Jude, ließ er sich nach seinem Eintritt in den Reichsdienst taufen. Schon 1884 war ich, wie ich erzählt habe, mit ihm in persönliche Berührung gekommen. Es war, wie er mir nachher mitgeteilt hat, zufällig der erste Amtsakt, den er vorzunehmen hatte. Mit unserer Sache kam er näher in Beziehung bei der Ausarbeitung unserer Satzungen, welche er vom juristischen Standpunkte aus zu prüfen hatte. Bei dieser Gelegenheit machte er sich zum Vertreter der neuzutretenden Finanziers, besonders des Geheimrats Delbrück. Diese veranlaßte er, den Fürsten Bismarck zu bitten, ihn selbst mit den weiteren Verhandlungen zu betrauen. So kam es, daß er plötzlich bei uns als Vertreter des Auswärtigen Amtes fungierte und nicht Geheimrat Krauel. Wie er von dieser Handhabe aus in der Kolonialabteilung dann ganz an Krauels Stelle getreten ist, entzieht sich meiner Beurteilung.

Wenn in seiner juristischen Vorgeschichte kein Faktor lag, der den Dr. Kayser berechtigt hätte, die Aufgabe der Schaffung deutsch-nationalen Gemeinwesens über See in die Hand zu nehmen, so widersprach in seinem Charakter alles einer solchen Stellung. Dazu hätte am Ausgang der achtziger Jahre ein ganzer, vornehmer Mann gehört, der das Vertrauen der beteiligten Kreise und der Nation sich erwerben konnte. Es war eine sehr wunderliche Illustrierung der Bismarckschen Ansicht, daß sich mit Geheimräten keine Kolonialpolitik treiben lasse, wenn er zur Beaufsichtigung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft einen Beamten bestellte, welcher ausschließlich Jurist und nichts als Jurist war; und dessen ganzer Ehrgeiz nur durch eine Beamtenkarriere à tout prix befriedigt werden konnte. Klug wie er war, erkannte er, daß die junge Kolonialpolitik zur Befriedigung eines solchen Beamtenehrgeizes eine besonders bequeme Leiter bilde.

Dieser Mann war 1887, als ich nach Zanzibar abreiste, der Vermittler zwischen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und dem Fürsten Bismarck. Es ist kein Wunder, wenn mein persönliches Verhältnis zum Kanzler von nun an schnell ein direkt unmögliches wurde. Ich möchte wissen, was Kayser den Bismarcks alles über mich in die Ohren getuschelt haben mag. Denn meine völlige Kaltstellung gehörte sicherlich mit zu den Vorbedingungen für die Durchführung seiner eigenen Pläne. Bei einem Essen im Kaiserhof am Tage der ersten Verwaltungsratssitzung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft erlaubte uns Kayser einen Einblick in seine letzten Gedanken — wie er das häufig bei festlichen Gelegenheiten tat —, indem er mich, v. d. Heydt und Delbrück

als Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft feierte. Weshalb ich im März 1887, wo ich gerade, mit Zustimmung der Regierung, auf 15 Jahre zum Vorsitzenden der Direktion bestellt war, die Vergangenheit darstellen sollte, mußte dem oberflächlich dreinblickenden unverständlich sein. Ich verstand die Anspielung sehr wohl.

Trotzdem war ich nicht wenig überrascht, als mir bald nach meiner Ankunft in Zanzibar telegraphisch gemeldet wurde, daß die deutschen Zeitungen meine Abberufung aus Ostafrika meldeten, und als die nächste Post mir ein ganzes Paket solcher Zeitungen brachte mit Leitartikeln von Überschriften, wie „Abberufung von Dr. Carl Peters"; „Der Fall Peters" usw. Wie dies möglich sein konnte, noch bevor ich meine wirkliche Tätigkeit angetreten hatte, ist jetzt zunächst zu erzählen.

Unter meinen Instruktionen war die wesentlichste die, mit dem Sultan von Zanzibar die Entschädigungssumme zu vereinbaren, für die Abtretung der Zollerhebung in den Häfen von Dar-es-Salaam und Pangani. Daneben aber hatte ich naturgemäß eine Reihe von anderen Aufgaben zu lösen, und unter ihnen stand die Regelung des Verhältnisses mit den in unserem Gebiet arbeitenden Missionen obenan. Alle diese Verhandlungen sollte ich persönlich führen. Zu diesem Behufe nahm ich meinen Weg über München, Rom, Brindisi. In meiner Begleitung befand sich Herr A. Leue, der bisherige Generalsekretär der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. In München empfing uns der neu engagierte Freiherr von Gravenreuth am Bahnhof. Gravenreuth hat in den nächsten Jahren eine hervorragende Rolle in der Entwicklung von Deutsch-Ostafrika gespielt. Er war ein

äußerst ehrgeiziger, dabei ungemein rühriger Mensch von entschiedener Intelligenz. Aus einer alten, vornehmen bayrischen Familie stammend, hatte er eine rein jesuitische Erziehung genossen und hernach mehrere Jahre in der bayrischen Armee gedient. Doch genügte die Tätigkeit als Friedensoffizier seinem brennenden Ehrgeiz nicht, und somit nahm er seinen Abschied und bot sich uns an. Er war mit allen Kniffen und Pfiffen der Diplomatie wohl vertraut; sprach das Französische fließend und war deshalb eine höchst wertvolle Ergänzung meines Stabes. Dabei war sein persönlicher Mut unbedingt, seinen Negernamen „Löwe der Küste" hat er sich später wohl verdient, und sein Heldentod in Kamerun war ganz in der Richtung seines eigensten Charakters.

Durch Gravenreuth hatte ich bereits von Berlin aus Fühlung genommen mit dem Orden der Benediktiner in Bayern, der bereit war, eine erste deutsch-katholische Mission in unserem Gebiet zu begründen. Der Rektor des Ordens, der sehr kluge und tüchtige Pater Am-Rhein, verhandelte mit mir in München bis ins einzelne, und wir einigten uns über alle Bedingungen, welche sowohl den Bedürfnissen der Mission, wie den Interessen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und des Reiches entsprachen. Insbesondere handelte es sich um eine Abgrenzung der Arbeitssphären zwischen den bereits in Ostafrika arbeitenden (französischen), den deutsch-katholischen, den deutsch-evangelischen und den britischen Missionsgesellschaften. Daß die von mir und Gravenreuth mit den bayrischen Katholiken gemachten Vereinbarungen allen Interessen entsprachen, wird wohl am besten durch die Tatsache bewiesen, daß sie die Grundlagen, für die ganze folgende Missionstätigkeit geworden sind.

Indes konnten wir in München nicht abschließen, da die Zustimmung der Kurie zu unseren Ausmachungen erforderlich war. Infolgedessen veranlaßte ich den Superior, mit mir und Gravenreuth nach Rom zu reisen, was er auch tat. In Rom setzte ich mich sofort mit Herrn von Schlözer, dem preußischen Gesandten bei der Kurie, in Verbindung, und wir haben dann mehrere Tage mit dem Kardinal Antonelli und anderen Räten des Papstes verhandelt, bis wir zu einer völligen Einigung gelangten. Insbesondere setzte ich auch durch, daß die schon in Ostafrika arbeitenden französischen Missionen die deutsche Sprache in ihren Schulen einführen sollten. Bei der Zeichnung dieser Ausmachung behielt ich ihre Ratifizierung durch den Reichskanzler und die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft vor; als mein Zeuge unterschrieb Herr von Schlözer, der preußische Gesandte, welchen ich hierzu leider noch von einer Hochzeitsfeier bitten lassen mußte. „Sie haben wirklich etwas Glänzendes fertig gebracht," sagte er mir nach der Zeichnung, „der Reichskanzler wird sich sicherlich sehr freuen und Ihnen dankbar sein." Unter diesem Eindruck ging ich nach Ostafrika weiter, während das wertvolle Aktenstück nach Berlin wanderte.

Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich einige Wochen später den Lärm in der deutschen Presse vor mir sah. „Es läßt sich nicht leugnen," so schrieb die „Nordd. Zeitung" in ihren offiziösesten Lettern, „daß Dr. Carl Peters seine Vollmacht sowohl materiell, wie formell überschritten hat." „Wieso denn?" fragte ich mich, nachdem ich meine Vollmacht noch einmal durchgesehen hatte. Zum ersten Male kam mir das bestimmte Bewußtsein, daß geheime Einflüsse in Berlin an der

Arbeit waren, welche eine klare Durchführung meiner Aufgaben nicht wünschten, sondern das Fiasko meiner Mission, und daß, wo die Tatsachen dem nicht entsprachen, man diese vor der Öffentlichkeit, und wahrscheinlich auch dem Fürsten Bismarck gegenüber, entstellte und verdrehte. Meine Abberufung freilich erfolgte im Juni 1887 nicht, das war wohl auch noch nicht beabsichtigt; aber man hatte die erste Bresche gelegt; die öffentliche Meinung war für eine solche Wendung vorbereitet worden.

Ich hatte die Herren meiner Expedition, welche einen anderen Weg genommen hatten, in Aden getroffen. Unter ihnen befanden sich Zollbeamte, Kaufleute und Farmer: Herr Fritz Bley, Herr Flemming als Chef der Kaufmännischen Abteilung, der Freiherr von Eberstein, die Gebrüder Fröhlich, Herr Hohmann, der Leutnant Giese, Herr Illich, Herr von Hacke waren einige der Herren, welche mit mir hinausgingen; im ganzen waren wir 26 Personen. In Aden traf ich eine Maßregel, welche in meinen Instruktionen nicht vorgesehen war und welche demnach in Berlin Naserümpfen hervorrief. Ich ließ mir den Achmed bin Said bin Sementer, einen Medjertinsomali aus guter Familie, von Halule herüberkommen und betraute ihn formell mit der Vertretung der Rechte der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Ich tat dies, um unsern Rechtsstandpunkt zu wahren; in der Hoffnung, daß die Regierung doch noch veranlaßt werden könnte, diese Länder in Besitz zu nehmen.

In Zanzibar hatte Regierungsbaumeister Hörnecke seit der Abreise des Assessors Lucas die Vertretung unserer Gesellschaft gehabt. Der deutsche Generalkonsul war bei meiner Ankunft Herr Dr. Arendt, ein äußerst

intelligenter Mensch; aber skeptisch und kühl bis ans Herz hinan. Dabei hoffnungslos krank. Die Stellung unserer Gesellschaft war in Zanzibar unklar und schief. Der Generalkonsul hatte sich bis dahin nicht als ihren natürlichen Förderer, sondern mehr als ihren überlegenen Kritiker und Wächter betrachtet. Mir sagte er alsbald: „Aus der Sache wird ja doch nichts; Ihnen rate ich, bei allem, was Sie tun, ausschließlich nach der Zustimmung des Fürsten Bismarck hinzuschielen und sich den Teufel um ihre Gesellschaft zu bekümmern. Dann können Sie wenigstens persönlich Karriere machen." Er verließ Zanzibar bereits in einigen Wochen, und während des Interimistikums vertrat der Vizekonsul Steifensand das Konsulat.

In meinen Instruktionen war bestimmt, daß ich selbst die Verhandlungen mit Said Bargasch führen sollte; das Konsulat solle sich nur im Falle meines Mißerfolges mit der Sache befassen. Dies war sicherlich eine Äußerung des praktischen Geistes des Fürsten Bismarck, welcher diese Angelegenheit als eine reine Geschäftssache zwischen dem Sultan und uns aufgefaßt wissen wollte, wobei das Prestige des Reiches nicht engagiert werden sollte. Aber für jeden Kenner unseres Auswärtigen Dienstes am Ende des vorigen Jahrhunderts ist es ganz klar, daß damit von vornherein der Anlaß zu Reibungen zwischen mir und jedem ehrgeizigen Konsul gegeben war. Glücklich für mich war es darum, daß Generalkonsul Arendt alsbald abberufen wurde und der durch und durch ehrliche und billigdenkende Dr. Steifensand zurückblieb. In diesem Zwischenstadium gelang es mir, eine radikale Verschiebung der Situation in Zanzibar zu schaffen und eine volle Verständigung mit Said Bargasch zu erzielen.

Während die jetzt zu erzählenden Verhandlungen in Zanzibar stattfanden, war ich gleichzeitig aufs eifrigste beschäftigt, die Maßregeln für eine Neuordnung der Kolonie zu treffen. Hierüber will ich hernach berichten und zunächst den Gang der politischen Entwicklung geben, weil sie dem Jahre 1887 ihren eigentlichen kolonialgeschichtlichen Inhalt verlieh. Ich erkannte in Zanzibar sofort, daß ich unserer Gesellschaft in erster Linie einen veränderten sozialen-Status geben müsse, wenn ich hoffen wollte, in den Augen der Araber nicht dauernd eine quantité négligeable zu verbleiben. Hörnecke hatte für uns ein großes, schönes, arabisches Haus bereits gemietet. Ich ordnete an, daß ein neuer Flügel daran gebaut werde, der uns einen großen Gesellschaftssalon lieferte. Ich ordnete ferner die Einrichtung eines angemessenen Haushaltes an. Hatte das britische Generalkonsulat sechs Diener in Rot mit Gold, so ließ ich zwölf Diener in Hellblau mit Silber einkleiden. Empfangsabende wurden eingerichtet, Dinereinladungen in regelmäßigem Turnus veranstaltet. Sobald ich mit dem Sultan einigermaßen stand, erreichte ich es, daß er mir die Erlaubnis erteilte, wie die verschiedenen Konsulate, so auf dem Dach unseres Hauses die Flagge der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zu führen.

Die Maßnahmen verursachten einige Ausgaben. Ich warf mein ganzes persönliches Gehalt mit in solche Repräsentation und belastete auch das Konto unserer Gesellschaft. Aber es war gutangelegtes Geld; ich glaube, das bestangelegte, was die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft bis auf den heutigen Tag verausgabt hat, wie sich bald zeigen sollte. Es kam mir für diese gesellschaftlichen Bemühungen zustatten, daß unser alter Freund,

Kapitänleutnant von Hoven, nach einigen Monaten Kommandant der „Möve“ und Kommodore der beiden in Zanzibar stationierten Kanonenboote ward. Infolgedessen entwickelte sich ein sehr freundlicher Verkehr zwischen uns und den deutschen Marineoffizieren. Es kam mir ferner zustatten, daß die Freiin Frida von Bülow einen Monat nach mir als Vertreterin des deutschnationalen Frauenbundes in Zanzibar eintraf, um daselbst Maßnahmen für die Organisierung der Krankenpflege zu treffen. Ihr Geist und ihre anmutige Persönlichkeit gaben unserm Kreis einen natürlichen gesellschaftlichen Mittelpunkt und eine stilvolle Repräsentation Fremden gegenüber.



Frida Freiin v. Bülow.

Für meine politische Aufgabe aber hatte ich mich nach männlichen Bundesgenossen umzusehen. Vom deutschen Konsulat durfte ich günstigsten Falles eine wohlwollende Zurückhaltung erwarten. Dafür schloß sich William O'Swald, der Chef des Hauses William O'Swald & Co., mehr und mehr enthusiastisch unsern Bestrebungen an. Wir selbst wurden bald aufrichtige Freunde. Er war damals österreichischer Konsul, und sein Haus von altersher in enger Beziehung mit dem Sultan von Zanzibar. Er war von vornherein mein Bundesgenosse, und der starke Einfluß seiner Firma fiel

für meine Pläne mit ins Gewicht. Aber ich zweifelte, ob dies genügen werde, den britischen Einfluß zu übertrumpfen, wenn dieser am Hofe gegen uns in Bewegung gesetzt ward. Deshalb suchte und fand ich eine weitere Anknüpfung mit dem derzeitigen britischen Vertreter in Zanzibar, dem Generalkonsul Holmwood. Der ersten Anknüpfung folgte schnell ein immer wachsender gesellschaftlicher Verkehr, und es war besonders nach dieser Seite, daß der Einfluß der Baronin von Bülow mir nützte. Ihre Anwesenheit gab unserm Kreis eine gesteigerte Anziehungskraft für Generalkonsul Holmwood. Ich verständigte mich bald mit ihm dahin, daß wir uns in der Behandlung des Said Bargasch von Schritt zu Schritt verständigen und die Frucht gemeinsam „essen" wollten.

Da sich meine ersten Verhandlungen mit dem Sultan, wie vorauszusehen gewesen war, verschleppten — in der Tat erhielt ich auf meinen ersten Vorschlag behufs Abfindung der Zollerhebung in Dar es Salam und Pangani lange Zeit gar keine Antwort — beschloß ich, um Dampf in die Sache zu bringen, einen Handstreich. Kapitän Boeters von der „Möwe" stellte sich mir liebenswürdiger Weise zur Verfügung und setzte mich mit einer Anzahl von Beamten unserer Gesellschaft nach Dar es Salam über. Hier mietete ich kurz entschlossen einige Häuser und setzte Herrn A. Leue als Chef einer deutschen Station ein. Genau so ging ich durch Hörnecke in Pangani vor. Es war dies ein zarter Wink für den Sultan, daß ich nicht gewillt sei, mich durch die traditionelle arabische Verschleppungsmethode in meinen Plänen behindern zu lassen. In Europa war hierüber große Aufregung; Interpellation im britischen Parlament: „Vergewaltigung

des Sultans von Zanzibar" usw. Tatsächlich war nichts derartiges geschehen, da ich mich völlig innerhalb der Bestimmungen der internationalen Kongoakten gehalten hatte. Aber ich hatte es doch erreicht, Said Bargasch zu erschrecken.

Ich darf aussprechen, daß die Verhandlungen um die Zollabfindung in Dar-es-Salam und Pangani für mich bald zu einem bloßen Vorwand wurden. Je mehr ich mich in die politischen Verhältnisse Ostafrikas einlebte, um so mehr wurde mir klar, daß dies im günstigsten Falle stets nur Flickwerk sein werde, und, daß, wenn ich eine entwicklungsfähige Kolonie dort haben wollte, ich die Besitzergreifung aller Häfen der Küste, und zwar mit allen Hoheitsrechten ins Auge fassen mußte. Hierauf also setzte ich von Anfang Juni an meinen eigentlichen Kurs, und zu diesem Zweck machte ich durch Vermittelung O'Swalds Freundschaft mit dem damaligen Liebling und Premierminister des Sultans, Mohamed bin Salim. Ich ließ den Sultan auf die Gefahr aufmerksam machen, welche er laufe, wenn zwei seiner Häfen in deutschen Händen seien. Ich würde Eisenbahnen von ihnen aus ins Hinterland bauen lassen und den Handel von seinen übrigen Häfen dadurch abziehen. Sicherlich tue er besser daran, uns die Verwaltung der ganzen Küste in seinem Namen zu übertragen. Übrigens begann ich um diese Zeit in der Tat bereits, durch den Regierungsbaumeister Wolf und den Feldmesser von Hacke die Bahn von Dar es Salam nach Mrogro tracieren zu lassen, wovon ich in einem anderen Zusammenhang erzählen werde.

Fortdauernd verkehrte ich in diesen Wochen mit Said Bargasch. Ich pflegte morgens zwischen 6 und

7 Uhr mit William O'Swald zu ihm zu gehen, und wir unterhielten uns über politische und wirtschaftliche und gleichzeitig auch über religiöse und geschichtliche Fragen. Unsere Unterhaltungen wurden dabei nicht in dem offiziellen Arabisch, sondern in dem mir vertrauten Kiswahili geführt, so daß wir des Dolmetschers entbehren konnten. Said Bargasch freute sich, mich in der Geschichte seines Hauses, der Abusaidis, vertraut und gleichzeitig in den Suren des Alkoran bewandert zu finden. Ich glaube, er hat im Juni 1887 daran gedacht, mich zum Mohammedanismus zu bekehren. Ich selbst gewann eine wirkliche Verehrung für den vornehmen und feinfühligen Mann, und ich glaube, auch er war mir zu jener Zeit geneigt. Jedenfalls erreichte ich von nun an für eine Zeitlang spielend alles, was ich wollte, von ihm. Ich wollte aber zunächst die Küste des ostafrikanischen Festlandes für Deutschland.

Mr. Holmwood hatte im Juni einen Vertrag mit dem Sultan abgeschlossen, welcher noch heute die politische Lage der Mombasküste beherrscht, derart, daß die britisch-ostafrikanische Gesellschaft auf der Küstenstrecke zwischen Wanga und dem Tana die gesamte Verwaltung im Namen des Sultans übernehmen solle. Dies hörte ich durch William O'Swald und begab mich sofort zum Generalkonsul Holmwood mit der Bitte um eine Abschrift dieses Vertrages. Nun war mein Beschluß gefaßt; es galt, diesen sehr geschickt und sorgfältig ausgearbeiteten Vertrag auch für die unserer Kolonie vorgelagerte Küste, vom Umba bis zum Rovuma, zu erzielen. Es handelte sich dort um die Häfen: Tangata, Tanga, Dar es Salam, Kiloa Kivindsche, Kiloa Kisiwani, Lindi, Mikindani und eine Reihe von Reeden und Anlege-

plätzen, von denen die von Pangani und Bagamoyo die bedeutendsten waren. Gelang es mir, dies Gebiet von Said Bargasch abgetreten zu erhalten, so glaubte ich, den mir erteilten Auftrag wahrlich in glänzender Weise gelöst zu haben; dann erst hatte ich die Begründung von Deutsch-Ostafrika vollendet. Und es gelang mir. Holmwood trat mir nicht in den Weg; William O'Swald strengte seinen ganzen Einfluß an, Mohamed bin Salim war von uns überzeugt worden, und am 30. Juli 1887 zeichneten Said Bargasch und ich den Vertrag, durch welchen die gesamte Küste vom Umba bis zum Rovuma an mich überlassen wurde zur Weiterübertragung entweder an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft oder aber an irgend eine andere Gesellschaft, welche ich vorziehen möge, zu gründen Die Rechte, welche dadurch auf mich übergingen, sind die folgenden:

Artikel 1.

Seine Hoheit der Sultan überträgt an die Ostafrikanische Gesellschaft die ganze Macht, welche er auf dem Festlande, Mrima und in allen seinen südlich von dem Flusse Umba belegenen Gebieten und Zubehör besitzt, deren Gesamtverwaltung Er der Gesellschaft einräumt und in deren Hände legt, damit dieselbe, im Namen, unter der Flagge und unter den oberherrlichen Rechten Seiner Hoheit, geführt werde; es wird jedoch dabei ausgemacht, daß die Gesellschaft für alle Staatsgeschäfte (affairs) und Verwaltungsangelegenheiten (administration) des in dieser Abtretungsurkunde (concession) eingeschlossenen Teils der Herrschaftsgebiete Seiner Hoheit verantwortlich sein soll und daß Seine Hoheit der Sultan für irgend welche damit

verknüpfte Ausgaben, sowie für einen Krieg oder „digadiga“ (Blutgeld) oder sonst daraus entstehende Ansprüche nicht aufzukommen haben, welche sämtlich Seine Hoheit zu begleichen nicht verpflichtet sein sollen. Niemand anders als die Gesellschaft soll das Recht haben, auf dem Festlande oder sonstwo, innerhalb der oben angegebenen Grenzen der Gebiete, Besitzungen oder Dependenzen Seiner Hoheit, öffentliche Ländereien zu kaufen, es sei denn durch Vermittlung der Gesellschaft, (through them), wie es jetzt bei Seiner Hoheit der Fall ist. Auch verleiht Er der Gesellschaft die Befugnis, innerhalb der oben angegebenen Grenzen Steuern vom Volke zu erheben. Ferner verpflichtet sich Seine Hoheit, alles dasjenige zu tun, was notwendig ist, um den Bedingungen dieser Abtretungsurkunde (concession) volle Wirksamkeit zu verleihen und der Gesellschaft mit seiner ganzen Machtvollkommenheit (authority and force) Hilfe und Unterstützung zu gewähren, damit derselben die hierdurch verliehenen Rechte und Vollmachten sicher gestellt werden. Es wird ferner von den Vertragsparteien übereinstimmend ausgemacht, daß nichts, was in den nachfolgenden Artikeln der Konzession enthalten ist, die von Seiner Hoheit den Untertanen oder Bürgern von Deutschland, Frankreich, Großbritannien, den Vereinigten Staaten von Amerika oder irgend welcher anderen auswärtigen Mächte, welche mit Seiner Hoheit Vertragsbeziehungen haben, zugestandenen Rechte beeinträchtigen oder verringern soll, so wenig wie die Verpflichtungen, welche Ihm jetzt, oder in Zukunft (are or may be) durch Seinen Beitritt zu der Berliner General-Akte (Berlin General-Act.) auferlegt werden.

Artikel 2.

Seine Hoheit bevollmächtigen die Gesellschaft oder deren Vertreter, in Seinem Namen und zu Seinen Gunsten Verwaltungsbeamte (commissioners to administer over) in allen den im Besitze Seiner Hoheit befindlichen Bezirken anzustellen, welche innerhalb der Grenzen der oben angegebenen Gebiete liegen, mit Ausnahme derjenigen, über die hierin spätere Bestimmungen getroffen sind; die etwa erforderlichen untergeordneten Beamten zu ernennen, Gesetze für die Regierung der Bezirke zu erlassen; Gerichtshöfe zu gründen und überhaupt diejenigen Maßregeln zu treffen, welche etwa zum Schutze der unter ihrer Herrschaft befindlichen Bezirke und Interessen notwendig sind.

Ferner bevollmächtigen Seine Hoheit die Gesellschaft oder deren Vertreter, Verträge mit untergeordneten oder sonstigen eingeborenen Häuptlingen abzuschließen, welche Verträge und Verpflichtungen, in den Fällen, wo sie im Namen Seiner Hoheit abgeschlossen worden, von Ihm zu genehmigen und bestätigen sind. Auch verpflichten sich Seine Hoheit, der Gesellschaft oder deren Vertretern alle diejenigen Rechte abzutreten, welche Er Selbst in den innerhalb der Grenzen dieser Abtretungsurkunde befindlichen Landen Seines Gesamtgebietes auf dem Festlande von Afrika besitzt, mit alleiniger Ausnahme der Privatländereien und Schambas; sowie der Gesellschaft alle befestigten Orte (forts) und nicht besetzten öffentlichen Gebäude zu übergeben, mit Ausnahme derjenigen, welche Seine Hoheit etwa für Ihren eigenen Privatgebrauch zurückzubehalten wünschen. Ein Verzeichnis dieser Gebäude, Pflanzungen oder Besitztümer soll aufgesetzt und darüber

zwischen Seiner Hoheit und der Gesellschaft Verabredung getroffen werden. Ferner bevollmächtigt er sie, die Besitznahme aller noch nicht besetzten Ländereien zu erlangen und in Ordnung zu bringen; örtliche und sonstige Steuern, Abgaben und Zölle zu erheben und einzuziehen und alle diese, sowie sonstige Handlungen vorzunehmen, welche etwa zur Unterhaltung und Unterstützung der Ortsregierungen, der Truppen, der Gerechtigkeitspflege, der Anlage oder Verbesserung von Straßen oder Wasserverbindungen, oder sonstigen öffentlichen Werken zu Verteidigungs- oder anderen Zwecken, sowie zur Begleichung von Schulden und zur Bezahlung von Zinsen für ausgegebenes Kapital notwendig sind. Die Richter sollen von der Gesellschaft oder ihren Vertretern angestellt werden, unter Genehmigung des Sultans; aber alle „Kadis" sind von Seiner Hoheit zu ernennen. In den Länderstrichen der Ureinwohner soll das Gesetz von der Gesellschaft oder deren Beamten gehandhabt werden. Die Gehälter der Gouverneure und aller sonstigen Beamten der von der Gesellschaft in Besitz und Gewalt genommenen Gebiete sollen von derselben bezahlt werden.

Artikel 3.

Seine Hoheit verleihen der Gesellschaft oder deren Vertretern das Recht, Handel zu treiben, Eigentum zu besitzen, Gebäude zu errichten und Ländereien oder andere Baulichkeiten durch Kauf oder Unterhandlung, überall, innerhalb der in den Grenzen dieser Konzessionen befindlichen Gebieten Seiner Hoheit mit Zustimmung der Besitzer solcher Ländereien und Häuser zu erwerben.

Artikel 4.

Seine Hoheit erteilen der Gesellschaft oder deren Vertretern besondere und ausschließliche Privilegien und Rechte, den Handel und das Gewerbe, sowie die Schiffbarkeit von Flüssen und Seen und die Aufsicht über die Fischereien, die Anlage von Straßen und Pferdebahnen, Eisenbahnen, Kanälen und Telegraphen zu regeln und Zölle und Abgaben darauf zu erheben, sowie das Recht, die Einfuhr von Waren, Waffen, Kriegsvorräten aller Art, berauschenden Getränken oder sonstigen Gütern, welche nach Meinung der Gesellschaft, für Gesetz, Ordnung und Sittlichkeit schädlich sind, zu beaufsichtigen oder zu verhindern, sowie desgleichen in allen Sachen, in welchen Seine Hoheit nicht den Regierungen gegenüber verpflichtet sind. Doch wird unzweifelhaft ausgemacht (clearly understood), daß die Ausübung aller dieser Privilegien und Rechte mit den zwischen Seiner Hoheit und fremden Staaten bestehenden Verträgen in Uebereinstimmung sein muß.

Artikel 5.

Seine Hoheit bevollmächtigen die Gesellschaft oder deren Vertreter, in Seinem Namen alle an den Mündungen von Flüssen oder sonst wo in Seinem, in den Grenzen dieser Konzession eingeschlossenen Gebieten befindlichen befestigten Orte (forts) zu besetzen, nebst dem Recht, Zollhäuser zu errichten, sowie Abgaben von Schiffen, Waren usw. zu erheben und einzuziehen, welche in derartigen Häfen ankommen oder von denselben abgehen und alle zur Verfolgung des Schmuggels nötigen Maßnahmen zu ergreifen, immer gemäß den oben angeführten Verträgen.

Artikel 6.

Seine Hoheit verleihen der Gesellschaft oder ihren Vertretern das ausschließliche Privilegium, alle in irgend einem, innerhalb der Grenzen dieser Konzession befindlichen Teile der Gebiete Seiner Hoheit belegenen Minen oder Ablagerungen von Blei, Kohlen, Eisen, Kupfer, Zinn, Gold, Silber, Edelsteinen und sonstigen Metallen und Mineralien oder Mineral-Ölen aufzuspürenundzubearbeitenoder dieselben einzurichten, zu verpachten oder zu übertragen, sowie auch das ausschließliche Recht, mitdenselben, frei von allen Steuern und Abgaben, Handel zu treiben, mit Ausnahme eines mäßigen, nur auf Mineralien ruhenden Regals, das nicht mehr als fünf (5) Prozent vom ursprünglichen Wert des Artikels betragen darf, nach Abzug der Arbeitskosten, von welchem Regal später ausgemacht werden kann, daß die Gesellschaft oder deren Vertreter es Seiner Hoheit zu bezahlen haben, sowie auch das Recht, alle Waldbäume und sonstigen Hölzer und Stoffe jeder beliebigen Art zum Zwecke der oben besagten Werke, wie auch für den Handel zu benutzen. Jedoch kann das zum Bauen und Heizen gebrauchte Holz, das gemeinhin als „Borti" bekannt ist, auf dem Festlande auch von anderem, wie es jetzt geschieht, gegen Bezahlung derjenigen Abgaben gehauen werden, welche die Gesellschaft oder deren Vertreter übereinstimmend festsetzen werden. Jedoch sollen diese Abgaben nicht von dem Holze gefordert werden, welches für den Gebrauch Seiner Hoheit gehauen wird.

Artikel 7.

Seine Hoheit verleihen der Gesellschaft oder deren

Vertretern das Recht, eine oder mehrere Banken mit dem ausschließlichen Vorrechte der Notenausgabe überall in den obenaufgeführten Gebieten Seiner Hoheit zu gründen.

Artikel 8.

Alle die oben besagten Rechte und Privilegien sollen sich über die Gesamtfrist von den nächsten fünfzig (50) Jahren erstrecken und während dieser Zeit für die Absichten und Zwecke der Gesellschaft verwertbar sein und zwar von dem Datum an, an welchem diese Konzession unterzeichnet worden ist. Am Ende der besagten Frist fallen sämtliche öffentlichen Werke, Gebäude usw. an den Sultan, dessen Erben und Nachfolger heim, wenn es gewünscht wird, gemäß einer Abschätzung, welche von Schiedsrichtern festgesetzt wird, die von beiden Parteien erwählt worden sind.

Artikel 9.

Seine Hoheit gewähren der Gesellschaft oder deren Vertretern die Regie oder Pacht der Zölle von allen Häfen in dem Teil der Besitzungen, wie er oben gekennzeichnet ist, für die gleiche Länge der Zeit, wie die übrigen Konzessionen (50 Jahre).

„Die Gesellschaft garantiert hierdurch Seiner Hoheit den vollen Zollertrag, welchen er jetzt empfängt.“ „Der endgültige Betrag des jährlichen Durchschnittes soll nach der Erfahrung eines Jahres bestimmt werden.“ „Ferner garantiert die Gesellschaft Seiner Hoheit 50 % vom Netto-Ertrag einer zukünftigen Steigerung der Zölle, wogegen Seine Hoheit der Gesellschaft alle

Rechte über die territorialen Gewässer einräumt, insbesondere das Recht, den gesamten Import-, Export- und Transithandel zu überwachen und zu kontrollieren durch Küstenwachen zu Lande und zur See."

Artikel 10.

„Für die vorstehenden Konzessionen, Vollmachten und Privilegien garantieren die Gesellschaft oder deren Vertreter Seiner Hoheit die Dividende des Wertes von demjenigen Teil ihres Kapitals, welcher einer Gründer-Aktie der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft entspricht (etwa 100 000 Mark)."

Ich halte diese Konzession vom 30. Juli 1887 für eine der großartigsten, welche eine europäische Kolonialgesellschaft jemals durch bloße Verhandlungen erzielt hat. Für alle die kolossalen Rechte und Besitztitel hatten wir dem Sultan von Zanzibar ausschließlich eine Pauschalsumme für den Ertrag der Zölle zu zahlen. Denn die Dividendenzahlung für eine Gründeraktie war eine platonische Konzession. Die Pauschalsumme sollte festgesetzt werden, wenn wir ein Jahr im Besitz gewesen waren und etwa dem gegenwärtigen Betrag nach Abzug der Erhebungskosten entsprechen. Der „gegenwärtige Betrag" nämlich stellte die Pachtsumme dar, welche eine indische Firma, nach Abzug ihrer Erhebungskosten, dem Said Bargasch zahlen konnte mit einem großen Profit für sie selbst. In unserm Interesse lag es sicherlich, diese Abfindungssumme im Sommer 1887 zunächst offen zu lassen und uns vor allem einmal in Besitz zu setzen, da die Zölle, welche etwa 2 Millionen Mark betrugen, dann zunächst in

unsere Taschen flossen. Wenn einer, so hatte Said Bargasch ein Interesse daran, eine genaue Fixierung der Erhebungsunkosten und des an ihn abzuführenden Betrages sich auszubedingen. Die Briten, welche in solchen Verhandlungen mit farbigen Staaten doch wahrlich hinlänglich Erfahrung besaßen, hatten ebenfalls die von mir angenommene allgemeine Fassung vorgezogen; und eine Entwicklung von nun 20 Jahren hat bewiesen, daß sie im Recht waren. Denn für die Mombas-Küste ist der Vertrag von 1887 noch heute in Kraft. Ich sandte also mein Vertragsexemplar nach Berlin und erwartete eine sofortige telegraphische Annahme desselben, seitens des Reiches und unserer Gesellschaft. Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als keinerlei Drahtmitteilung erfolgte?

Die großen Kolonialpolitiker Dr. Kayser, Geheimrat Delbrück, Geheimrat Langen, Geheimrat Oechelhäuser usw. steckten ihre Köpfe zusammen und heckten folgendes aus: Es sei nicht kaufmännisch, daß in dem Vertrag die Frage offen gelassen sei, welche Summe für die Erhebung der Zölle aufzuwenden sei. Es müsse dafür ein Fixum ausgeworfen werden, und dies sei in den Vertrag aufzunehmen, bevor man ihn ratifizieren könne. Genannt wurde die Summe von 250000 Mk. oder 170 000 Rupies, und ich wurde ersucht, dies nachträglich in den Vertrag hineinzubringen. Vertraulich wurde mir die halb pinsel-, halb boshafte Bemerkung gemacht, wenn ich denn doch einen so großen Einfluß auf den Sultan habe, wie ich meine, könne mir dieser Nachtrag ja nicht schwer fallen.

Nun mache ich darauf aufmerksam, daß wir unter der Rubrik Erhebungsunkosten der Zölle nach und nach

eine Reihe von Nebenspesen hätten buchen können; daß wir jedenfalls eine entsprechende Zollpolizei darunter verrechnen konnten. Wir hätten demnach im wesentlichen unsere bewaffnete Macht auf die Zölle schlagen können. Ich weise ferner darauf hin, daß das Deutsche Reich niemals auch nur den geringsten Überschuß aus den Zollerträgen über die Verwaltungsspesen erzielt hat; sondern umgekehrt, jährlich durchschnittlich an 5 Millionen Mark hat zuschießen müssen. Es war demnach Schöppenstedtsche Politik, uns selbst mit einer so kleinen Summe, wie die Herren in Berlin dies wünschten, zu begnügen; und mir zuzumuten, solche Verbalhornisierung des Vertrages in Zanzibar durchzudrücken. Auch war im August 1887 kein Mensch auf der Erde imstande, irgendwie abschätzungsweise festzustellen, welche Summe ungefähr den wirklichen Ausgaben entsprechen würde; nicht einmal ich, der ich an Ort und Stelle war, nicht einmal William O'Swald oder Herr Strandes, welche jahrelang im ostafrikanischen Geschäftsleben gestanden hatten. Welchen Sinn konnte es also haben, irgend eine Summe damals bereits zu fixieren?

Ich bin überzeugt, daß an der Entscheidung des Verwaltungsrates in Berlin ebensosehr die traditionelle deutsche Engherzigkeit, wie persönliche Mißgunst gegen mich, als den Urheber des Vertrages, schuld war. Man hatte in gewissen Berliner Kreisen gehofft, daß ich mir an der Abfindungsfrage der Zollerhebung in Dar es Salaam und Pangani die Zähne ausbeißen würde. Wie hätte man die Version des „jugendlichen unbesonnenen Stürmers" aufrecht erhalten können, wenn man den unerwarteten Erfolg meiner Verhandlungen durch unbedingte Annahme des Vertrages

zugegeben hätte, wie dies der gesunde Menschenverstand und die Ehrlichkeit geboten? Da hätte doch der Legationsrat Kayser nicht der Legationsrat Kayser sein müssen. Die Anderen taten ohne eigentliche Sachkenntnis mit, und haben dadurch das deutsch-ostafrikanische Kolonialunternehmen ein für allemal verhunzt. Denn die ganze schiefe Verbildung der Sache setzt von dieser Unterlassungssünde ein.

Ich geriet durch das Ausbleiben der Ratifikation des Vertrages sehr bald in eine geradezu peinliche Lage, mein Einfluß am Hof geriet ins Schwanken. Ich hatte damals bei mir in Zanzibar den Freiherrn von Gravenreuth und Walter von Saint-Paul Illaire, Herrn Winter als meinen eigentlichen Sekretär, sowie Herrn Flemming mit einem Assistenten für die kaufmännische Geschäftsführung. Indeß bestand ein lebhafter persönlicher Verkehr zwischen unseren Stationen auf dem Festland und unserem Usagara-Haus; die Herren kamen häufig zü mir zu persönlichem Gedankenaustausch. So war ein ständiges Kommen und Gehen. Auch um mich herum fand in diesen Wochen ein Personalwechsel statt. Auf dem deutschen Konsulat erschien Herr Generalkonsul Michahelles; aus dem britischen aber verschwand mein Freund M. Holmwood und an seiner Stelle übernahm Major Claude Macdonald, der jetzige Sir Claude Macdonald, britischer Botschafter in Tokio, die Geschäftsführung. Damit war der Rückhalt, den ich in dieser Richtung gehabt hatte, zu Ende. Es folgte eine seltsame Zeit von Sorgen, Mühen und Kämpfen. Frida von Bülow hat den Niederschlag dieser Monate in ihren geistvollen, durchaus auf dem Boden der Tatsachen stehenden Novellen: Der Konsul, Im Lande der Verheißung und

Ostafrikanische Novellen dauernd festgelegt, und meine Leser, welche sich für diese Episode der deutschen Kolonialgeschichte interessieren, können nichts besseres tun, als ihre farbenreichen Schilderungen nachzulesen.

Um doch während der Zeit des Abwartens etwas Positives zu tun, veranlaßte ich Said Bargasch, mir seinen Dampfer Barawa zur Verfügung zu stellen, und mich durch seinen Minister Mohamed bin Salim in allen Häfen der Südküste bei den Walis und angesessenen Arabern einführen zu lassen. Es war nämlich meine aufrichtige Absicht, mich mit dem arabischen Element an der Küste ein für allemal zu verbinden, und auf dieses für unsere Eingeborenen-Verwaltung wesentlich zurückzugreifen. Niemals ist mir der Einfall gekommen, wie dies mein Nachfolger, der Konsul Vohsen, tat, den Vertrag mit dem Sultan als ein theoretisches Aktenstück zu betrachten und seine Bestimmungen nach Art eines deutschen Advokaten auszulegen und pedantisch durch deutsche Beamte ausführen zu lassen. Ich wußte zu gut, daß dies die Rebellion der Araber mit sich führen mußte. Ich selbst wollte die Beziehungen zum Sultan und seinem Gefolge lebendig weiter entwickeln, wirklich eine Interessengemeinschaft herstellen. Freilich war dies nur durch persönlichen Einfluß möglich; das war nicht so, als ob irgend ein neu herauskommender „Beamter“ da so ohne weiteres hineintappen könne. Mit diesem persönlichen Element rechnet die britische Politik überall und stets; in Berlin glaubte man, das alles mit dem bureaukratischen Schablonismus viel besser machen zu können. Wie mir scheint, fängt man neuerdings an, sich von diesem Grundirrtum in der Kolonialpolitik frei zu machen; freilich erst, nachdem die Sache so weit ver-

dorben ist, als sie sich mit menschlichen Mitteln verderben ließ.

Die Reise von Dar es Salam bis zum Rovuma war ein wirklicher taktischer Erfolg in der Richtung meiner Politik. Sie dauerte drei Wochen, und nach meiner Rückkehr teilte Said Bargasch mir mit, er habe von allen Seiten die besten Berichte über mein Zusammensein mit seinen Landsleuten erhalten. In sehr liebenswürdiger Weise fügte er hinzu, daß jetzt auch zwischen Hörnecke und den Arabern in Pangani das beste Einvernehmen bestehe. Daß dies bei Leue in Dar es Salam der Fall war, hatte ich selbst dort feststellen können.

Von Berlin war keine entscheidende Antwort eingetroffen. Um das blöde Abwarten zu erleichtern, machte ich Anfang September dem Sultan neue Vorschläge. Er möge Patta und Manda, und weiterhin Barawa, Merka, und Makdischu in den Kreis unserer Konzessionen aufnehmen; außerdem schlug ich ihm vor, ich wolle seine drei Dampfer als Ausgangspunkt für eine Küstenlinie zusammenfassen, eine Kompagnie in Deutschland gründen und ihn mit einer entsprechenden Anzahl Aktien beteiligen. Said Bargasch war mit beidem einverstanden, riet aber, zunächst die Ratifizierung des ersten Vertrages abzuwarten, bevor wir weitere schriftliche Abmachungen träfen. In jenen Tagen suchte der britische Konsulatsverweser Major Claude Macdonald mich auf und sagte: „Look here, Dr. Peters, I dont mind Manda and Patta; but I draw the line at Zanzibar and Pemba. I dont want to awake one morning and see, that Zanzibar and Pemba are gone; they would kick up a horrible noise in London.“ (Sehen Sie hier, Dr. Peters, ich kümmere

mich nicht um Patta und Manda; aber ich ziehe die Linie bei Zanzibar und Pemba. Ich wünsche nicht, eines Morgens aufzuwachen und zu sehen, daß Zanzibar und Pemba gegangen sind. Sie würden einen entsetzlichen Lärm in London machen.) Ich aber hatte bereits vorher nach Berlin berichtet: „Ich werde diese ganze Entwicklung erst als abgeschlossen betrachten, wenn auch Zanzibar und Pemba unter deutschen Einfluß gebracht sein werden." So standen die Gegensätze im Herbst 1887. Noch einmal hatte Deutschland es in seiner Hand, auf friedlichem Wege die vorherrschende und tonangebende Macht in Ostafrika zu werden, und die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft die Möglichkeit, sich durch Alliierung mit dem Sultanat Zanzibar in eine wirklich große Kolonisationsgesellschaft fortzuentwickeln. Was friedlich zu erreichen war, glaubte ich getan zu haben. Die endgiltige Entscheidung aber lag nicht bei mir, sondern in Berlin.

* * *

Gleich nach meinem Eintreffen in Zanzibar hatte ich die administrativen Aufgaben, welche gelöst werden mußten, ebenfalls ernstlich in die Hand genommen. Diese Aufgaben waren mir seit unserer ersten Expedition ganz klar gewesen, und bereits am 16. September 1885 hatte ich sie in der Kolonialpolitischen Korrespondenz in ihren allgemeinen Grundrissen gekennzeichnet. Ich drucke diesen Aufsatz hier ab, weil er die Behauptung widerlegt, ich hätte mich erst nach meiner Rückkehr nach London, im Sommer 1896, zu angelsächsischen Kolonialmethoden bekehrt; denn erst im Verwaltungsrat der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft von 1887 seien geschäftsmäßige Ideen aufgetaucht. Ich habe liberale Kolonialpolitik ver-

treten vom ersten Tage an meines Eintreffens in Berlin, im Herbst 1883, und es zeugt nur für die Kurzsichtigkeit des deutschen Radikalismus in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, daß sie diese natürliche Verwandtschaft nicht erkannten, und wie der Bulle gegen das rote Tuch, mit blinder Wut gerade immer gegen mich anrannten. Diese Anomalie trat in geradezu komischer Weise einige Jahre später einmal bei einer privaten Gelegenheit hervor, welche zu charakteristisch für die Haltung dieser linksliberalen Polemik in Deutschland war, als daß ihre Erzählung hier sich nicht verlohnen sollte. Nach einem Schriftstellereffen in Berlin saß ich zufällig neben dem Reichstagsabgeordneten Dr. Alexander Meyer, dem ich indes nicht vorgestellt war. Die Unterhaltung kam auf deutsche Kolonialpolitik, und ich entwickelte ihm einige Gesichtspunkte, wie sie in dem nachfolgenden Aufsatz angedeutet sind. „Wissen Sie," sagte Herr Dr. Meyer, „von dem, was Sie da sagen, unterschreibe ich jedes Wort, aber mit der Kolonialpolitik des Dr. Carl Peters soll man mich verschonen." Ich lächelte verbindlich, verbeugte mich leicht und ging zu einem anderen mir bekannten Herrn im Saal. „Wer ist der Herr," fragte der Abgeordnete Meyer, „mit welchem ich mich soeben unterhalten habe?" „Das ist Dr. Carl Peters," war die Antwort.

Das Kolonialprogramm, welches ich von Anfang an versucht habe, zu verwirklichen, skizzierte ich im September 1885 folgendermaßen:

„Erst eine spätere Zeit wird in der Lage sein, die Schwierigkeiten gerecht zu würdigen, mit denen die Gesellschaft für Deutsche Kolonisation und die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft zu kämpfen gehabt haben, bevor

sie die Fundamente praktischer Kolonisation in Ostafrika zu schaffen vermochten. Die deutsche Polemik gegen unser Unternehmen würde kaum so nachhaltig und absprechend ausgefallen sein, wenn sie sich das Verhältnis von Aufgabe und Kraftmitteln immer klar vor Augen gehalten hätte. Das auf den ersten Anblick fast phantastisch erscheinende Problem, aus einer rein nationalen Bewegung heraus zu gewissen praktischen Gestaltungen für ein kolonisatorisches Vorgehen zu gelangen, konnte eben nur auf einem unnormalen und oft vielleicht allzu verwegen erscheinenden Wege gelöst werden, und es ist gar kein Wunder, daß Außenstehende einer Reihe der von der Leitung der Gesellschaften vollzogenen Schritte bedenklich und abwartend sich gegenüberstellten. Auch die Beteiligten selbst müssen zugestehen, wenn sie auf die eigenartigen Wendungen des letzten Jahres zurückblicken, daß der zurückgelegte Weg reich an bedenklichen Klippen und Gefahren gewesen ist.

Doch wie dem auch gewesen sein mag, die Gesellschaft ist imstande gewesen, ihren Weg Schritt für Schritt zu verfolgen, und heute stehen auch unsere Gegner vor der Tatsache, daß in Ostafrika die Grundlagen für eine energische Entfaltung deutscher Kolonisationstätigkeit geschaffen sind. Der romantische Teil des Weges liegt hinter uns; was wir nunmehr vor uns haben, das ist ein unermeßliches Feld tätiger und produktiver nationaler Arbeit.

Es verlohnt sich, an einem solchen Punkt in allgemeinen Zügen einmal die Aufgaben zu skizzieren, deren Lösung die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft in Angriff zu nehmen hat, wenn sie sich ihrer Stellung gewachsen eigen will.

Sie ist hineingestellt in ein weites und üppiges Tropengebiet, aus welchem es gilt, die reichen verborgenen Schätze für die Menschheit im allgemeinen und unser Volk im besonderen zu erringen. Zu gleicher Zeit sieht sie sich einer schwarzen Bevölkerung gegenüber, bereit, sich ihr vertrauensvoll anzuschließen, mit der zwar schönen, aber so unendlich schwer zu erfüllenden Pflicht, dieselbe zur Arbeit und dadurch zur Gesittung allmählich heranzuziehen. Es teilt sich ihre Aufgabe somit von vornherein in eine rein wirtschaftliche und eine zivilisatorische im allgemeinen.

Nur der Unverständige würde die ungeheure Schwierigkeit der gesamten Aufgaben verkennen können. Je tiefer man in die Probleme hineindringt, um so stärker drängt die Größe der Arbeit sich auf. Es wird ja darauf ankommen, sozusagen, den gesamten Entwickelungsgang menschlicher Kultur noch einmal von neuem zu beginnen.

Zunächst und vor allem steht die Gesellschaft vor der Aufgabe, entsprechende Verkehrswege in Ostafrika herzustellen. Den alten Zirkel, ob man Produkte schaffen müsse, um Verkehrswege, oder Verkehrswege, um Produkte rentabel zu machen, gedenken wir in der amerikanisch-angelsächsischen Weise zu zerreißen. Unsere Leser wissen, wie in Amerika die Erschließung neuer Distrikte immer damit ansetzt, daß man zunächst eine genügende Kommunikation zu dem Zentrum derselben schafft. Erst dann darf der Landwirt, der Kaufmann hoffen, mit Erfolg seiner Arbeit nachzugehen. An den großen Straßen blühen Dörfer und Städte empor, und, wo bis dahin die Wildnis statt hatte, entfaltet sich das Leben der Zivilisation. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft wird von den Erfahrungen der westlichen Kolonisatoren zu lernen suchen,

um von vornherein ihre Arbeit systematisch in Angriff zu nehmen und falsche Schritte zu vermeiden, welche auf alle Fälle den Verlust von Jahren bedeuten. Es kann ja keine Frage sein, daß in dem großen Wettkampf zwischen Ost- und Westafrika derjenige Teil die Palme erringen wird, welcher es fertig bringt, als der erste den Schienenstrang bis an die Seen vorzuschieben. Denn der Handel Zentralafrikas wird dem Sieger in diesem Wettstreite gehören. Der Kongostaat hat für solche Erschließung des afrikanischen Kontinents das mächtige Strombassin des Kongo voraus, ein Vorteil, der trotz der Stromschnellen des Flusses nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Freilich auch das deutsche Ostafrika ist nicht arm an schiffbaren Stromläufen, und wir werden ja sehr bald feststellen, inwieweit die Wasserwege zur Aufschließung unserer Hochländer geeignet sind. Aber unser Augenmerk, wenn wir das Verkehrsproblem im großen erfassen und lösen wollen, wird doch von vornherein auf die Schaffung der Seenbahn gerichtet sein müssen.

Die Aufgabe ist, um es kurz auszusprechen: Von einem geeigneten Küstenpunkt, etwa Dar es Salam ist eine Eisenbahn in das Innere von Usagara zu legen, welche sich von dort nach Südwesten bis an den Nordrand des Nyassa, und nach Nordwesten bis an die Südecke des Nyanza fortsetzt. Sekundärbahnen zwischen Nyassa und Tanganika, wie zwischen Tanganika und Nyanza würden das Erschließungssystem zunächst vollenden, wenn die Seen selbst durch Dampfschiffe in Verkehrsstraßen umgewandelt sein würden. Dadurch würde der gesamte Warenstrom Zentralostafrikas sozusagen in ein Bett gelenkt werden, dessen Ausgangspunkt naturgemäß zum Handelsmittelpunkt werden müßte.

Es ist selbstverständlich, daß ein solches Riesenprojekt leichter zu entwerfen als auszuführen ist; aber, um an die Ausführung schreiten zu können, muß man es sich zunächst in seinem gesamten Umfang klar vor Augen stellen. Freilich, ein Rentabilitätsnachweis ist heute noch nicht möglich; aber wo wäre ein solcher jemals möglich gewesen bei derartigen Unternehmungen! Auch beim Suezkanal wie bei der Pacific railway haben sich die Unternehmer auf Probabilitätsberechnungen beschränken müssen, Tatsache für Ostafrika ist jedenfalls, daß die Dar es Salam-Nyassabahn durch den Schotten Mr. Mackinnon bereits sehr ernstlich geplant worden ist, und daß eine englische Missionsgesellschaft sich mit dem Gedanken der Fortsetzung derselben vom Nyassa bis an den Tanganika trug, daß gleichzeitig damit das zweite Projekt einer Bahn von Mombas bis an den Kilimandscharo in London erwogen wurde. Diese Pläne sind gescheitert, nicht aus finanziellen, sondern aus rein politischen Erwägungen, welche für das deutsche Kapital naturgemäß wegfallen, da die in Frage kommenden Gebiete zum größeren Teil unter deutscher Flagge, jedenfalls aber alle unter deutschem Einfluß stehen. Hier ist für unser nationales Kapital sicherlich ein besseres Anlagegebiet gegeben als in Brasilien oder Mexiko. Freilich, es wird Mühe kosten, unser Kapital, welches lieber in Russen, Serben und Bulgaren „macht", von dieser Tatsache zu überzeugen.

Hand in Hand mit dieser Fundamentalaufgabe wird die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft als solche den Wegebau im einzelnen betreiben müssen. Es wird darauf ankommen, sowohl die Stationen der Gesellschaft untereinander durch Fahrstraßen zu verbinden, als auch für die schon heute bestehenden kommerziellen Zentren durch

solche Straßen einen Anschluß an die Hauptlinie zu erstreben. Für diese Bedürfnisse werden die entsprechenden Vorarbeiten nunmehr energisch in Angriff genommen werden.

Ist es gelungen, solche Verbindungen für eine rationelle Ausbeutung Ostafrikas zu schaffen, dann würden die ebenfalls sofort zu beginnenden landwirtschaftlichen Unternehmungen Aussicht auf eine immer steigende Rentabilität eröffnen. In dieser Beziehung gilt es, zunächst durch vielseitige Versuche festzustellen, was unsere Gebiete zu produzieren imstande sind; dann aber die systematische Bepflanzung derselben in großem Umfang sofort anzubahnen und vorzunehmen. Wir verzichten darauf, hier noch einmal darzulegen, auf welche Tatsachen wir unsere Zuversicht für ein günstiges Resultat unserer Versuche begründen. Schon die nächste Zukunft wird vermutlich dartun, daß Ostafrika an Produktionsfähigkeit keinem Koloniallande der Erde nachsteht und die meisten von ihnen überbietet. Das nächste Jahrhundert, in dem Usagara mit seinen Nebenlandschaften hoffentlich einen Teil des Weltmarktes mit Tabak, Baumwolle, Kakao, Tee, Kaffee, Vanille usw. usw. versorgt, wird erst im vollen Umfang dartun können, was ein solcher Besitz für eine Nation bedeutet. Im Zusammenhang dieser Gesamtaufgabe liegt es unter anderen auch, einmal wissenschaftlich festzustellen, wo und wie deutsche Ackerbauer ein Arbeitsfeld in Ostafrika werden finden können und im Anschluß hieran ergeben sich die geologischen Forschungen, an welche sich der Bergbau anschließen wird, sowie die gesamte wirtschaftliche Erschließung und Aufnahme des Landes.

Daneben nun hat die Gesellschaft ihre besonderen

administrativen und politischen Aufgaben zu lösen. Sie stellt die eigentliche Regierung der Deutsch-Ostafrikanischen Kolonie unter der Oberhoheit Sr. Majestät des deutschen Kaisers dar, und sieht sich gerade in dieser Beziehung vor eine Reihe der verantwortungsvollsten Probleme gestellt. Den genügenden Schutz freilich, die erste Leistung einer achtunggebietenden Regierung, hoffen wir mit Hilfe einer rationellen Behandlung der Eingeborenen und gestützt auf eine entsprechende Waffengewalt dem europäischen Einwanderer in nicht allzu langer Frist schon garantieren zu können. Daneben aber wird es gelten, in praktischer Weise nicht nur den normalen Verhältnissen entsprechende Rechtsformen und Verwaltungseinrichtungen, sozusagen aus dem Nichts zu schaffen, sondern im Hintergrunde erhebt sich auch die Notwendigkeit, sich über die Grundlagen einer gewissen politischen Selbstverwaltung der Gesamtkolonie ins Klare zu kommen. Es wäre voreilig und wenig realpolitisch gedacht, in dieser Richtung heute auch nur Andeutungen einer etwaigen Gestaltung geben zu wollen. Gerade nach dieser Seite hin ist es von jeher richtiger gewesen, erst die Kräfte sich entfalten zu lassen, ehe man die Form ihrer Organisation entwirft, als a priori eine Schablone zu konstruieren, in welche man hernach die aktuellen Kräfte hineinzwängen will. Für die nächsten Bedürfnisse einer primitiven Administration dürfte auf alle Fälle die Art der Stationengründung genügen, die wir bisher verfolgt haben.

Der aufmerksame Leser wird bei einiger Überlegung jedenfalls schon aus diesen sehr allgemeinen Mitteilungen ermessen können, welch eine Fülle von Aufgaben die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft in ihren Gebieten selbst in Angriff zu nehmen und zu lösen hat, wenn sie ihrer

Stellung gerecht werden will, der Nation gegenüber wie vor der Geschichte. Noch weit komplizierter würde die Sache sich ausnehmen, hätten wir die deutschen und allgemein internationalen Beziehungen der Gesellschaft mit in Rechnung gezogen. Wir stehen am Anbeginn einer großen Entwicklung, in welche wir heute nur hineinzublicken vermögen, ohne genau bestimmen zu können, bis zu welchen Konsequenzen und Dimensionen sie heranwachsen wird. Eine Periode ernster Arbeit und mühevollen Ringens liegt vor uns da! Das, was uns den Mut gibt, in sie einzutreten, ist die feste Überzeugung, daß das deutsche Volk berufen ist, nunmehr selbständig mit einzutreten in die allgemeine Kultivierung und Nutzbarmachung unseres Planeten; und daß alles, was wir tun werden, nicht nur unserer Nation im einzelnen, sondern der Kulturentwicklung der Menschheit im allgemeinen und damit schließlich den letzten Zielen der Geschichtsentwicklung überhaupt zugute kommen wird. Im Endziel und nicht im momentanen Erfolg wird der wahre Lohn für die Arbeiten liegen, an denen auch die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft mitzuwirken berufen ist, und erst spätere Geschlechter werden in vollem Umfange die Bedeutung der Bildungen erkennen, deren Grundlagen wir schaffen werden."

Ich ergänzte die hier entwickelten Anschauungen vom 24. April 1886 in einem weiteren Aufsatz, der einen Vergleich zwischen den Lebensbedingungen des Kongostaates und Deutsch-Ostafrikas unternahm. Nun kann ich aussprechen, daß solche theoretischen Überzeugungen bei mir niemals bloß ein holdes Spiel der Phantasie bleiben. Der Wille bemächtigt sich ihrer, und es wird mir zum Bedürfnis, sie in Realität umzuwandeln.

Die Gelegenheit zu solcher Verwirklichung meiner kolonialpolitischen Überzeugungen erhielt ich im Frühling 1887.

Alle modernen Kolonialkompagnien mit Hoheitsrechten leiden an dem prinzipiellen Widerspruch, daß sie einerseits Dividenden für ihre Aktionäre herausarbeiten, anderseits große Summen, oft zunächst ohne Aussicht auf baldigen Gewinn, in die neuen zu entwickelnden Länder hineinstecken müssen. Dieser Interessenkonflikt zwischen Aktionären und Ansiedlern hat sich im ganzen letzten Jahrzehnt, z. B. auch in Rhodesia, nachteilig fühlbar gemacht und das Gedeihen der hereinströmenden Bevölkerung zurückgehalten. Weil man doch den Aktionär gegen übermäßige Auslagen schützen will, muß man die Steuerschraube gegenüber den Einwohnern übermäßig anspannen: in Zöllen, Stempelsteuer, Frachtsätzen usw.

Auf der andern Seite ist es klar, daß eine Privatgesellschaft als Mandatar eines Staates in ihren allgemeinen Geschäftsspesen immer billiger arbeitet, als der Staat im ganzen. Eben, weil sie auf eine schnelle Dividende hinwirken muß, wird sie sich jede Neuanlage zweimal überlegen, bevor sie sie bewilligt. Dies war meine wesentliche Frage in Ostafrika 1887. Das ganze Unternehmen war ein Geschäft, welches sich rentieren mußte, wenn es für berechtigt gelten wollte. Es durfte demnach die Debetseite nur soweit belastet werden, als nach Geschäftsrücksichten irgendwie zu rechtfertigen war. Insbesondere konnten wir es uns nicht leisten, eine luxuriöse Schutztruppe oder eine teuere juristische Verwaltung einzurichten. Das würde die zu erzielenden Gewinne von vornherein problematisch gemacht haben. Aus diesem Grunde war engste Fühlung mit dem Sultanat Zanzibar anzustreben, dessen Herrscher das Reich jeden

Augenblick vor seine Kanonen nehmen konnte. Dort war das Material für die Truppe, die wir im Innern nötig hatten, und wir waren seiner Loyalität um so sicherer, je mehr wir den Said in unser Geschäftsinteresse zogen.

Im Interesse der Sparsamkeit nun verknüpfte ich die sämtlichen administrativen Organe von vornherein und prinzipiell durchweg mit erwerbstätigen Stationen. Die Grundlagen aller Posten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, von Pangani, Dar es Salam, Bagamoyo und Saadani bis nach Usagara und dem Kilimandscharo hin war entweder Ackerbau oder aber Handel. Das sollte das Wesentliche sein. Ausübung der Polizeigewalt und Gerichtsbarkeit, soweit solche in unserem Interesse und im Interesse der öffentlichen Ordnung nötig erschienen, wurden als Nebenamt aufgefaßt. Zwar mußte unsere Gesellschaft bis auf weiteres zum Unterhalt der Station das meiste beisteuern und würde in vielen Fällen wohl dauernd Zuschuß zu leisten haben. Aber jeder Stationschef wurde angewiesen, seine finanzielle Selbständigkeit als das eigentlich zu erstrebende Endziel aufzufassen. Mit der Zeit, hoffte ich, unsere eigenen Beamten durch selbständige Kolonisten und ein wirkliches System von Selbstverwaltung ablösen zu können.

Um solche Anordnungen ungestört von Eingriffen des Generalkonsulates in Zanzibar durchführen zu können, insbesondere, um entlang der Küste, welche zum unmittelbaren Amtsbezirk des Konsulates gehörte, herum freie Hand zu bekommen, hatte ich gleich nach Zeichnung des Vertrages mit dem Sultan beantragt und durch Geheimrat Delbrück bei Graf Herbert Bismarck privatim anregen lassen, mich zum Kaiserlichen Kommissar für das Festland, neben meiner Stellung

als Direktor der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, zu bestellen. Die Antwort war, darüber wollten wir sprechen, wenn ich etwas geleistet haben würde, einstweilen sei es meine Aufgabe, mich mit dem neu hinausgeschickten Generalkonsul zu stellen. Also die Tätigkeit der vorhergegangenen drei Jahre galt nicht als Leistung, und wie konnte ich mich mit dem Generalkonsul stellen, wenn dieser auf meine Pläne nicht einging? Dies System der Zweiteilung und das Prinzip, daß der Berufsbeamte den Vorrang habe, lähmte meine ganze Initiative. Ich wollte doch nicht den Rang und den Titel des Reichskommissars gewissermaßen als Belohnung für geleistete Dienste, sondern ich wollte seine Machtbefugnis, unter welchem Titel auch immer, um überhaupt erst etwas leisten zu können. In erster Linie muß man frei schalten können, wenn man etwas Positives schaffen will.

Wenn ich durch Verknüpfung unserer administrativen Stationen mit Handel und Ackerbau unsere Geschäftsspesen nach Möglichkeit unten zu halten hoffte, so dachte ich mir die eigentlichen Gewinne der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft als Ergebnis ihrer Beteiligung an Untergesellschaften gegen Überlassung von Land und anderen Rechten. So hatte ich mit meinem Freund Dr. Schroeder-Poggelow, der durch seine Beteiligung bei der Delhi-Maatschappji auf Sumatra als Fachmann im Tabakgeschäft gelten konnte, bereits im November 1886 die Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft gegründet, welche in erster Linie Tabakdeckblatt, daneben aber auch alle anderen Arten von tropischen Kulturen betreiben wollte. Die Ostafrikanische Gesellschaft gab dieser Tochtergesellschaft das Recht, an zehn Stellen je 10000 Morgen Land in Besitz zu nehmen, wogegen sie

100 Aktien in Höhe von je 1000 Mk. erhielt. Die Geschäftsleitung dieser Plantagengesellschaft übernahm Dr. Schroeder selbst, der nach Ostafrika seinen sehr energischen und tüchtigen Bruder Friedrich Schroeder schickte, welcher das Tabakpflanzen in Sumatra erlernt hatte. Während ich in Zanzibar arbeitete, legte dieser die erste Plantage der Gesellschaft in Lewa an.

Dies war ein erster Anfang, gewissermaßen eine Probe, wie ich mir die Ausbeutung unseres weiten Gebietes dachte. Größeste Liberalität gegen das sich anbietende Kapital ist dabei stets mein Grundsatz gewesen „Leben und leben lassen!" Den Unterbeteiligten die Chance eröffnen, viel zu verdienen; bei solchen legalen Gewinnen uns selbst aber in bescheidener Weise stets einen Anteil zu sichern, das sollte das leitende Prinzip sein, aus dessen Befolgung die Summen für Dividendenzahlungen erzielt werden mußten. Daneben wollten wir natürlich auch selbst Pflanzungen anlegen und betreiben. Ich war auf meiner Ausreise über Zagazig bei Kairo gefahren und hatte mir von dem Leiter einer großen Baumwollplantage daselbst, Herrn Vetter, Baumwollsämereien gekauft und zunächst 15 bewährte Fellachen für die Anlegung einer Baumwollplantage in unserem Gebiet angeworben. Diese Baumwollpflanzung wurde alsbald in Kikogwe bei Pangani unter der Oberaufsicht von Hörnecke ins Leben gerufen. Versuchssämereien wurden ferner sogleich auf sämtliche Stationen versendet.

Der Hauptpunkt in meinem ganzen Kolonialplan aber bildete die Verkehrs- und Wegefrage. Die Erschließung der Kolonie sollte praktisch begonnen werden durch den Bau der großen Seenbahn, welche uns das Hinterland erschloß. Zu diesem Zwecke hatte ich bereits

in Berlin den Ingenieur, Regierungsbaumeister Wolf, engagiert, welcher einen Monat nach mir in Zanzibar eintraf. Ich ließ ihn sofort nach Dar es Salam übersetzen, wo ich ihm einen Stab von Assistenten unterstellte, unter anderm den im amerikanischen Eisenbahnbau bewanderten Herrn von Hacke. Unglücklicherweise starb Wolf bald in Dar es Salam infolge unvorsichtiger Lebensweise. Nunmehr stellte ich Herrn von Hacke an die Spitze der Trazierung. Dieser hat im Jahre 1887/88 die Strecke von Dar es Salam bis Mrogro festgelegt und auch roh durchgehaun. Das kleine Projekt, welches im vorigen Jahr mit Hängen und Würgen im Deutschen Reichstag durchgedrückt worden ist, haben wir bereits 1887 praktisch in Angriff genommen, und ich würde es sicherlich durchgeführt haben, wenn der heraufziehende Konflikt mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft nicht alsbald meiner Tätigkeit ein dauerndes Ende bereitet hätte.

Dazu hätte eine eigene Eisenbahnkompagnie gegründet werden, welcher eine große Landkonzession und jedenfalls auch der Zoll in Dar es Salaam hätte bewilligt werden müssen. Dann würde sich das Kapital schon gefunden haben. Die Verschleppung dieser entscheidenden Vorarbeit für eine wirkliche Kolonisation um 18 Jahre ist das eigentliche kolonialpolitische Denkmal, welches sich meine Nachfolger am Werk des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes in den Augen der Nachwelt gesetzt haben. Daß sie sich auf diesem Felde von den Engländern so völlig übertrumpfen ließen, hat diesen im Wettkampf um Ostafrika, in welchem wir sie 1884—1886 auf der ganzen Linie zurückgedrängt hatten, schließlich doch den vollen Sieg verschafft.

* * *

Alle diese und ähnliche Maßregeln konnten 1887 naturgemäß nur einen embryonalen Zustand schaffen; um lebendige Wirklichkeit zu werden, dazu gehörte die Arbeit von Jahren; insbesondere war dazu volle Klarheit über die politischen Grundlagen unseres Unternehmens erforderlich. Es hat deshalb auch keinen Zweck, hier die verschiedenen Stationsanlagen im einzelnen aufzuführen und ihre wechselnde Besatzung. Soweit ich mich erinnere, besaßen wir am Ende des Jahres gegen 20 Stationen, von denen vier an der Küste lagen. Ich gebe auch gerne zu, daß Mißgriffe im einzelnen gemacht worden sind. Es fehlte im allgemeinen die sorgfältige Voruntersuchung über die physikalischen Verhältnisse der Kolonie, und es fehlten vor allem 1887 noch ganz die Kommunikationen, um mit Erfolg geschäftliche Anlagen zu machen. Die politischen Gesichtspunkte wirkten immerfort störend auf die kaufmännischen Berechnungen zurück. Wir mußten etwas unternehmen unseren Kritikern in Zanzibar und Europa gegenüber; sicherlich sind deshalb manche Stationen angelegt worden, welche ein nüchterner Kaufmann als solcher nicht errichtet haben würde und welche nachher wieder aufgegeben worden sind, genau, wie dies in Rhodesia der Fall gewesen ist. Einer Kritik meiner Tätigkeit in dieser Beziehung gestehe ich ihre Berechtigung zu. Aber ich bin heute so überzeugt, wie vor 19 Jahren, daß die allgemeinen Gesichtspunkte, von denen ich ausging, die richtigen waren.

Inzwischen kam alles auch für die geschäftlichen Einrichtungen auf die große politische Entscheidung in Zanzibar an. Ein endgiltiger Stationsplan ließ sich erst entwerfen, wenn ich wußte, wie ich mit der Küste daran war. Sicherlich mußte die Küste die wesentliche Basis

unserer geschäftlichen Unternehmungen werden und das übrige sich an die ins Innere vorzuschiebende Eisenbahnlinie schließen. Dazu war ich fest entschlossen, Eisenbahn- und Wegebau als die eigentlichen Machtmittel zur Überwindung des spröden dunklen Weltteiles aufzufassen und kostspielige Seitensprünge nach Möglichkeit zu vermeiden. Es ist mir im deutschen Dienst niemals Gelegenheit gegeben worden, mein koloniales Programm auszuführen, und ich muß mich dagegen verwahren, für die nachfolgende Entwicklung der Kolonie mit verantwortlich gemacht zu werden. Mit meiner Abberufung von Zanzibar im Dezember 1887 hörte mein Einfluß auf das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet ein für allemal auf. Es war mir nicht vergönnt gewesen, der Kolonie die Grenzen zu geben, welche ich für ihre finanzielle Selbständigkeit als nötig erachtete; und es blieb mir versagt, meine kolonialpolitischen Ideen bei ihrer Einrichtung zu verwirklichen.

Daß meine Zusammenarbeit mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft sich seinem Ende nähere, wurde vom Oktober 1887 an mehr und mehr klar. Durch die Verschleppung der Entscheidung in Berlin mußte naturgemäß mein Einfluß in Zanzibar leiden. Im Oktober starb plötzlich mein Freund Mohamed bin Salim im Alter von etwa 30 Jahren, wie alle Welt sagte, an Gift. Said Bargasch schickte mir die Nachricht seines Todes mit der merkwürdigen Frage, ob Mohamed bin Salim mir noch Geld schulde, dann wolle er es mir zurückschicken. Wahrscheinlich war ihm zugetuschelt worden, daß ich ihn bestochen habe; und es ist möglich, daß dieser Verdacht die Veranlassung zum Tode des hoffnungsvollen Mannes gewesen ist. Ich selbst wurde in diesen Tagen

von einer mit mir befreundeten Verwandten des Sultans gewarnt, von dem Obst, das mir regelmäßig aus dem Palast geschickt ward, etwas zu essen.

Bald darauf erhielt ich den endgültigen Befehl aus Berlin, die Abänderung des Vertrages im Sinne der Entscheidung des Verwaltungsrates bei Said Bargasch durchzusetzen. Wie die Dinge in Zanzibar lagen, setzte diese Forderung damals den Vertrag überhaupt in Frage. Denn es war klar, daß der Sultan ihn am allerliebsten wieder losgeworden wäre. Konnte er dies erreichen dadurch, daß er das neue Verlangen einfach ablehnte, so würde er das sicherlich tun, so sehr die verlangte Abänderung im Grunde seinem und nicht unserem eigenen wohlverstandenen Interesse entsprach. Um dies zu verhindern, war ich gezwungen, da ich nichts Neues mehr zu bieten hatte, das Motiv der Furcht in Anwendung zu bringen. Denn so ist es nun einmal, unser Wollen wird bestimmt durch die Motive entweder der Hoffnung oder der Furcht. Zuckerbrod und Reitpeitsche sind die Mittel, mit denen die Natur ihre Geschöpfe hin und her bewegt.

Am 5. November 1887, einem Sonnabend, nachmittags 4 Uhr, begab ich mich mit Konsul William O'Swald noch einmal in den Palast, um Said Bargasch die Wünsche der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft vorzutragen und ihn zur Nachgiebigkeit zu veranlassen. Ich machte ihn auf den Ernst der Lage aufmerksam und wies darauf hin, daß Fürst Bismarck hinter der Forderung der Gesellschaft stehe. Ich erinnerte ihn an die Flottendemonstration vom August 1885 und sagte, daß wir alles tun müßten, einen zweiten derartigen Konflikt zu vermeiden, der sicherlich nicht so unblutig verlaufen würde, als der erste. Ich zeigte ihm die beiden deutschen

Kanonenboote vor seinem Fenster und deutete an, wie wehrlos sein Palast einem Bombardement durch europäische Kriegsschiffe gegenüber sei. Ich sei sein Freund, und als Freund spräche ich zu ihm. Ich ging selbst so weit, zu entwickeln, daß er an der klaren Fassung des Erhebungskostenparagraphen das allergrößte Interesse habe. Ich tat dies, obwohl es klar war, daß solche Bemerkung ihn stutzig im Hinblick auf meinen ursprünglichen Vertrag machen mußte.

Oswald unterstützte meine Beweisführung auf das Nachdrücklichste, und unsere Worte machten augenscheinlich einen tiefen Eindruck auf Said Bargasch. Er ergriff meinen Arm, als ob er sich daran klammern wollte, und ich bemerkte, daß er lebhaft zitterte. „Wenn Fürst Bismarck die Abänderung des Vertrages in der Tat will, so werde ich sie annehmen.“ Die Konferenz hatte gegen zwei Stunden gedauert, und wir schienen gesiegt zu haben. Im Sommer würde die Angelegenheit mit dieser Erklärung zu Ende gewesen sein; aber inzwischen war ein neuer Faktor auf dem Plan erschienen, der deutsche Generalkonsul. Er und Said Bargasch traten noch am selben Abend zu einer Beratung zusammen, und das Ergebnis war, daß der letztere sich in Berlin über mich beschwerte. Ich berichtete alsdann ausführlich über die Vorgänge ebenfalls nach Berlin; aber mein Vertrauen in eine zufriedenstellende Lösung war naturgemäß äußerst gering. Auf alle Fälle mußte ich die Entscheidung weiter abwarten.

Um die Zeit nützlich auszufüllen, bat ich den Kapitänleutnant von Hoven, mich auf der „Möwe“ entlang der nördlichen Küste von Saadane bis zur Mandabucht zu fahren. Mit mir reiste Leutnant von Saint Paul-Illaire,

der mich auch nach dem Süden begleitet hatte. Aber kein Mohamed bin Salim machte diesmal den Hofmarschall. Indes verliefen die Berührungen mit den Arabern überall höflich, wenn auch nicht so herzlich, wie im Sommer. Als wir am 23. Dezember in Zanzibar wieder eintrafen, fand ich dort das erwartete Telegramm von Berlin, welches mich ersuchte, zur Berichterstattung nach Europa zu kommen. Damit war der Würfel gefallen; die mühe- und sorgenvolle Episode von Zanzibar war zu Ende.

Von meinen afrikanischen Expeditionen ist die hiermit beendigte von 1887 die aufreibendste und gleichzeitig die erfolgreichste gewesen. Denn, wenn ich persönlich auch abberufen wurde, so blieb doch der von mir erzielte Küstenvertrag in allem wesentlichen bestehen, und bis auf den heutigen Tag ist er die eigentliche Grundlage unserer gesamten Stellung in Ostafrika. Insbesondere zehrt die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft noch jetzt von ihm. Denn, wenn sie aus den Zöllen jährlich 600 000 Mark, ohne Gegenleistung, für sich empfängt; wenn sie vor kurzem ihr Münzrecht ans Reich veräußern konnte, wenn sie in der Lage ist, Wälder an der Küste zu verkaufen usw., so dankt sie dies ausschließlich dem Vertrag mit Said Bargasch, welchen ich mit Einsetzung meiner ganzen Kraft im Juli 1887 für sie erkämpft habe. Nur eine kurzsichtige oder eine böswillige Beurteilung wird demnach von einem Fiasko meiner Mission in diesem Jahre reden können. Für die große Menge erscheinen meine Reisen von 1884 und vor allem die Emin-Pascha-Expedition von 1889/90 glänzender. Ich selbst aber blicke mit größerer Genugtuung auf die schmerzensreiche Zeit von 1887, welche an meine Nervenkraft und meinen

persönlichen Stolz fast unerträgliche Anforderungen gestellt hat. Persönlich bin ich dabei schließlich unterlegen; das ist wahr. Aber erst nach einem Kampfe bis aufs Äußerste und gegen unverhältnismäßig stärkere Kräfte.

Man hat gesagt, ich habe in diesem Jahr bewiesen, daß ich in das System unseres Bureaukratismus nicht passe. Das ist möglich; aber es ist die Frage, ob dies mehr gegen mich spricht oder gegen das System unseres Bureaukratismus im Jahre 1887. Jedenfalls bin ich überzeugt, daß ein Verwaltungssystem, welches derartige Kräfte sich nicht assimilieren kann, gar wenig Aussicht hat, es im internationalen Wettkampf mit Völkern, wie den Angelsachsen aufzunehmen, welche sie nicht nur zu gebrauchen verstehen, sondern sie geradezu aufsuchen. Denn, was sind die britischen Empirebuilders, deren letzter Cecil Rhodes war, anderes, als Männer, welche, ihrem eignen Genius folgend, Spielraum von ihrer Nation erhielten, die Gedanken und Pläne, welche sie erfüllten, in reale Wirklichkeiten umzuwandeln? Durch sie ist das britische Weltreich geschaffen.

Auch einen andern Vorwurf, welchen man mir im Hinblick auf die Ereignisse von 1887 gemacht hat, kann ich nicht für zutreffend halten. Ich sei auffässig gegen die mir vorgesetzte Körperschaft gewesen, ich könne mit andern nicht harmonisch zusammenarbeiten, das „Kollegialische" gehe mir ab. Ich möchte wissen, worauf ein solcher Vorwurf sich stützt. Als ich nach Ostafrika ging, war ich der Meinung, man wünsche, ich solle daselbst meinen eigenen Verstand gebrauchen, und aus der Anschauung an Ort und Stelle, welche doch allen beteiligten Kreisen in Berlin fehlte, nach bestem Wissen und Gewissen, unsere Sache in eine leistungsfähige Ordnung

renken. Daß das Gehirn der Gesellschaft in Berlin hause, ich dagegen nur den ausführenden Arm verkörpere, war eine so wunderliche Grundauffassung derartiger überseeischer Organisationen, daß es einiger Zeit bedurft hat, bevor ich mich mit dieser spezifisch berlinerischen Theorie habe vertraut machen können. Indem ich sie kennen lernte, wurde mir gleichzeitig auch die Ursache für unser kolonialpolitisches Fiasko auf der ganzen Linie klar. Das Richtige in solchen Verhältnissen ist doch jedenfalls, daß eine Gruppe von Kapitalisten in der Heimat sich mit einem Mann, zu dem sie Vertrauen haben, über die zu erstrebenden Endziele völlig verständigt und über die Summen, welche zu ihrer Erreichung verausgabt werden sollen, es dann aber ihm überläßt, die Mittel an Ort und Stelle in Anwendung zu bringen, durch welche sie verwirklicht werden können. So betreibt Großbritannien seine Politik und sein Geschäft über See seit den Tagen der Königin Elisabeth, und so hat es seine Erfolge errungen.

Was aber die Loyalität gegen meine Kollegen anbetrifft, welche man mir ebenfalls hat absprechen wollen, so kann ich auf einen ganzen Freundeskreis verweisen, mit dem ich seit mehr als 20 Jahren loyal zusammengearbeitet habe. Zur Loyalität aber gehört eine gewisse Gegenseitigkeit, ebenso, wie zur Liebenswürdigkeit und gesellschaftlichen Verbindlichkeit. Ich will hier den eigentlichen Untergrund der Gegensätze in unserer Gesellschaft von 1887/88 nicht noch einmal ans Tageslicht heraufholen; das zum Verständnis Nötige habe ich oben bereits angedeutet. Kurz und gut, mein Bedarf an einem Zusammenarbeiten, wie ich es 1887 kennen gelernt hatte, war im wesentlichen gedeckt, als man mich um Weihnachten

nach Deutschland aus den Anfängen meiner Tätigkeit zurückrief.

Ich betraute den Freiherrn von Gravenreuth mit meiner Vertretung und nahm den Freiherrn von Saint-Paul-Illaire mit mir zur „Berichterstattung". Der Regierungsbaumeister Hörnecke trat mit uns seinen Urlaub an, und verließ alsbald die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft für immer. Ein Dampfer der Firma O'Swald führte uns nach Europa. Als ich Zanzibar hinter mir unter dem Horizont versinken sah, kam mir einen Augenblick das alte Scheffelsche Lied in den Sinn:

„Und wir ziehen stumm, ein geschlagen Heer;
Erloschen sind unsere Sterne."

Aber sehr schnell gewann der Jugendmut wieder die Oberhand: „Noch sind wir nicht am Ende."

Unsere treue Bundesgenossin in den hinter uns liegenden Kämpfen, die Baronin von Bülow, mußten wir fieberkrank in Zanzibar zurücklassen. William O'Swald endete bald sein Leben durch einen Büchsenschuß auf dem Dache seines Hauses, und auch Said Bargasch, die Hauptfigur in dem Drama, das hinter uns lag, verschwand einige Monate später im Orcus, augenscheinlich als Opfer einer Palastrevolution. Die meisten der handelnden Personen jener Tage befinden sich bereits an der anderen Seite der großen geheimnisvollen Kluft. Dr. Kayser, Geheimräte Delbrück, Langen, Oechelhäuser und Gravenreuth sind davongegangen; und nur das, was sie getan haben, steckt als unmerkbarer Teil in der realen Entwicklung von heute mit drin, wie nichts unverloren ist in der Welt, in welcher wir leben. Alles wird zur Ursache für neue Wirkungen: jede Handlung, jeder Gedanke, ja jede Empfindung. So ist das

Weltall ein ewig ununterbrochener Strom, eine einheitliche Kette von Ursache und Wirkung. Hinter dem Ganzen steht das unerbittliche und unwandelbare Schicksal mit eherner Notwendigkeit, aber unser wartet, stromabwärts, der Richterstuhl der Nachwelt, welcher allein kompetent ist, zu urteilen über das, was wir erstrebt und was wir vollendet haben.

Nachtrag.

Um meine eigenartige Lage in Zanzibar im Sommer 1887 klar zum Ausdruck zu bringen, kann ich nichts besseres tun, als einige Berichte von mir aus dem Juni und Juli jenes Jahres an den Direktionsrat der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft hier zu veröffentlichen. Ich tue dies mit Erlaubnis der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Diese Berichte werfen ein deutliches Licht auf die Gegenstellung der verschiedenen Machtfaktoren im damaligen Ostafrika, insbesondere auch auf den völligen Umschwung in unserer eigenen Stellung, der zwischen Anfang Juni und Ende Juli erzielt war. Der Bericht vom 31. Juli beweist, daß ich die Erwerbung Zanzibars und Pembas damals als das ganz selbstverständliche Endziel meiner Bestrebungen ins Auge faßte. Ich habe im vorigen Kapitel erzählt, wie nahe ich daran war, dies im August und September durchzusetzen, und wie nur die kombinierte Intrigue von Berlin und von allen entgegenstehenden Kräften in Zanzibar es verhindert hat. Insofern hat diese Veröffentlichung ein gewisses geschichtliches, wenn auch ein für mich und meinen Freundeskreis sehr wehmütiges Interesse.

* * *

Zanzibar, den 5. Juni 1887.

Dem Direktionsrat der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft beehre ich mich beifolgend ganz ergebenst ein Promemoria zu überreichen über die Stellung unserer Gesellschaft in Dar es Salam und Pangani.

Ich erlaube mir, dazu die ganz ergebene Bitte auszusprechen, mich im Sinne dieses Promemoria für die Regelung der Verhältnisse in Dar es Salam und Pangani eventuell durch Eingabe an die Hohe Deutsche Reichsregierung gütigst unterstützen zu wollen. Ich darf hinzufügen, daß ich, um den Sultan von Zanzibar keinerlei formellen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben, bis auf weiteres den Chefs von Dar es Salam und Pangani aufgetragen habe, unsere Schutzmannschaften von dort behufs Vornahme von Arbeiten in das eigentliche uns gehörende Gebiet abrücken zu lassen.

Der Sultan von Zanzibar hat mir auf die meinerseits gemachten Vorschläge betreffs der Zollentschädigung, welche der Direktion eingegangen sind, wegen des „Ramassan“ noch keine Antwort zuteil werden lassen; sobald eine solche vorliegt und mit der Zollerhebung begonnen werden muß, wird das Vorhandensein von Schutzmannschaften in den beiden Orten, wie es in meiner Instruktion vorgesehen ist, für die praktische Durchführung unserer Aufgabe unentbehrlich sein.

Eines verehrlichen Direktionsrates

hochachtungsvollst ergebener

(gez.) Carl Peters.

An

den Direktionsrat der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft

zu Händen des Herrn Carl von der Heydt,

Hochwohlgeboren.

Promemoria die Stellung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Dar es Salam und Pangani betreffend.

Die Häfen Dar es Salam und Pangani sind gemäß dem Londoner Abkommen unter gewissen Bedingungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft eingeräumt worden, damit dieselbe natürliche Ausgangspunkte von der Küste, „Luft und Licht" für ihre Besitzungen im Innern, erhalte.

In diesem Sinne war das Zollrecht von uns verlangt.

Von der politischen Abtretung wurde vornehmlich im Hinblick auf § 3 der Kongoakte, welche die Erhebung von Einfuhrzöllen verbietet, abgesehen, und demnach die formelle Oberhoheit dem Sultan von Zanzibar überlassen. Auf keinen Fall war die Sache so gemeint, daß wir gleich den früheren Banianen für den Sultan von Zanzibar die Zölle erheben sollten, im übrigen aber von jeder weiteren kolonialen Betätigung in beiden Plätzen abzusehen hätten. Wäre dies in der Tat die Meinung gewesen, so würde das Londoner Abkommen, welches in mancherlei Richtung uns geschädigt hat, geradezu verhängnisvoll für unsere Bestrebungen genannt werden müssen, denn es würde uns dann überhaupt von der Küste abgeschnitten haben, auf welche wir vorher eine Reihe von Rechtsansprüchen geltend machen konnten.

Ja, wenn § 3 des Londoner Abkommens nichts weiter für uns enthielte, als die Anwartschaft auf die Zollpacht in Dar es Salam und Pangani, welche ja als solche tatsächlich nichts für uns bedeutet, da wiederum der Sultan von Zanzibar nicht geschädigt werden soll, so würde derselbe, der eine Konzession darstellen soll, in der Tat für uns eine schwere Benachteiligung bieten,

denn wir würden durch ihn eine Aufgabe zugeschoben erhalten, welche schlechterdings nicht zu lösen wäre.

Es ist schlechterdings ausgeschlossen, daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft in Dar es Salam und Pangani die Zölle erheben kann, wenn sie nicht auch die Polizeiverwaltung besitzt. Man gestatte mir den Beweis.

Zunächst ist es nach der Meinung aller Kenner der hiesigen Verhältnisse z. B. des Kaiserlichen Generalkonsuls, des Herrn Strandes von Hansings, des Herrn O'Swald, sowie nach meiner eigenen Überzeugung vollständig ausgeschlossen, daß der Sultan von Zanzibar uns bona fide auch nur die Erhebung von Zöllen in Dar es Salam und Pangani zusteht. Genaue Kenner seines Charakters, wie z. B. Herr Strandes, haben mich versichert, daß derselbe lieber Millionen verlieren würde im geheimen Kampfe gegen uns, als Millionen gewinnen durch das Zusammengehen mit uns.

Ich muß die Richtigkeit dieser Behauptung einstweilen dahingestellt sein lassen, aber ich will ein Beispiel anführen, aus welchem vielleicht hervorgeht, daß etwas Wahres daran sein mag. Der Sultan besitzt zu Dar es Salam eine Reihe von verfallenen Häusern, tatsächlich Trümmerhaufen, die längst nicht mehr den Wert von Baumaterial haben, für die ich als Geschäftsmann keine 5000 Mk. zahlen würde. Im Jahre 1885 unter dem Drucke der deutschen Kanonen hatte der Sultan das Benutzungsrecht dieser Ruinen der deutschen Marine eingeräumt, und ich kam in der Anschauung hierher, daß wir über dieselben verfügen könnten.

Diese Anschauung wurde mir vom Kaiserlichen Generalkonsul sofort genommen, dagegen bot derselbe unter meiner Zustimmung dem Geschäftsführer seiner Hoheit

des Sultans die runde Summe von 100000 Mk., ja mehr, für den Verkauf der Baracken an uns.

Wir haben nicht einmal eine Antwort auf diese Offerte bekommen.

Der Sultan von Zanzibar beansprucht das Stadtterrain von Dar es Salam und Pangani als Privateigentum; auf meine Forderung, dasselbe, soweit es nicht in Benutzung ist, im Zollentschädigungsvertrag uns mit abzutreten, will er, wie mir Machalla, der Dragomann des Deutschen Generalkonsulates, mitteilt, nicht eingehen. Wie kann ich da auch nur daran denken, in den beiden Plätzen Zollerhebungen einzurichten?

Ich habe nun in Dar es Salam diese Auslegung zu durchkreuzen gesucht, dadurch, daß ich die ganze Umgegend etwa im Umkreis von 10 engl. Meilen mit einem Schlage für uns aufgekauft habe. Aber der Sultan sucht den einen vom Regierungsbaumeister Hörnecke abgeschlossenen Vertrag in Frage zu stellen, dadurch, daß er behauptet, derselbe sei mit der Pistole in der Hand erzwungen.

Man höre zwei weitere äußerst lehrreiche Beispiele von dieser Art der Taktik, welche das öffentlich Zugestandene hinterrücks wieder aufheben will. Ein Baniane, Siwa Hadschi, hatte uns für 100 Dollars per Annum Häuser in Dar es Salam zur Verfügung gestellt und zugestanden, die für uns passenden uns selbst auszusuchen und sofort in Benutzung zu nehmen. Die Sache, welche Hörnecke in Dar es Salam betrieb, ging zu Anfang sehr gut; der Geschäftsträger des Siwa Hadschi zeigte ihm die Häuser, erklärte sie gleich reinigen lassen zu wollen usw. Auf einen Wink des Wali hernach, wie wir durch Zeugen nachweisen können, war die ganze Sachlage verschoben.

Da hatte Siwa Hadschi mit einem Male gar keine Häuser in Dar es Salam, und was der Lügen mehr waren. Wir hätten zum Gespött der Araber abziehen müssen, die ganze Stationsanlegung in Dar es Salam hätte unterbleiben müssen, wenn wir nicht gestützt auf die Vollmacht Siwa Hadschis unbekümmert zwei der Häuser einfach in Besitz genommen hätten, wodurch dann die andere Partie eingeschüchtert wurde und sich nun beeilte, bei der Einrichtung uns behilflich zu sein. Die völlige Korrektheit unseres Vorgehens hat sich hernach herausgestellt. Ein anderes Beispiel: Hörnecke hatte von einem Schwarzen eine Ziege gekauft, der Wali ließ erklären, er werde diesen für den Verkauf derselben ins Gefängnis sperren. Ich ging sogleich zum Wali und erbat mir Aufklärung, verbat mir auch in ernster Weise derartige Störungen unserer Beziehungen zu den Eingeborenen für die Zukunft. Der Wali leugnete natürlich alles ab und gab die bündigsten Versprechen für die Zukunft, Versprechungen, die ganz selbstverständlich nicht gehalten werden. Wie aber ist auch nur daran zu denken, Handel in und bei Dar es Salam für uns einzurichten, wenn in der Weise ungestraft gegen uns agitiert werden darf? Dies geschah zu Dar es Salam, wo wir mit drei weißen Herren und 20 Mann Askaris gegenüber dem Wali mit ungefähr 50 Askaris physisch durchaus die Herren der Situation sind. In Pangani, wohin Hörnecke vorgestern mit fünf Herren und 20 Askaris abgegangen ist, wird die Sache, fürchte ich, noch schlimmer sein.

Wir wollen Straßen von Dar es Salam und Pangani ins Innere bauen, wie ist dies möglich, wenn wir uns auf den Standpunkt stellen, daß der Sultan von Zanzibar das Recht hat, uns dies zu verbieten? Wenn,

wie es scheint, wahr ist, was alle Kenner der hiesigen Verhältnisse behaupten, daß er gar nicht daran denkt, freiwillig oder für Geld uns auch nur die geringste Konzession in dieser Richtung zu machen? Wie ich höre, hat der Sultan gestern neue Truppen nach Dar es Salam und Pangani geschickt. Diese Truppen würden mich wenig beirren, da ich in der Lage bin, sie bei richtiger Verwendung der mir jetzt schon zur Verfügung stehenden Kräfte, in sehr kurzer Zeit fortzujagen. Aber ein solches Vorgehen ist selbstverständlich ausgeschlossen.

Anders verhält es sich in folgendem Falle, wo der Sultan seinerseits eine sehr plumpe Rechtsverletzung begangen hat. Derselbe hat Truppen ins Schutzgebiet nach Usagara geschickt. Unserm Beamten oben, Nielsen in Sima, haben die Soldaten in frechster Weise geantwortet, seit 10 Jahren hätten immer Soldaten vom Sultan in Usagara gelegen, sie kennten keine Deutschen, sie kennten nur den Said Bargasch. Wie aus Nielsens Bericht zu entnehmen ist, haben die Kerle Kiora zerstört, die Boma niedergebrannt, den deutschen Flaggenmast umgehauen, außerdem die Bevölkerung zu Frechheiten gegen unseren Beamten aufgehetzt Ich habe durch den Kaiserlichen Generalkonsul Seine Hoheit den Sultan in höflicher Weise zum Zurückziehen der Soldaten ersuchen lassen, mich sogar erboten, sie durch unsere Leute hinuntereskortieren zu lassen, um sie vor persönlicher Behelligung zu schützen und mir nur eine Schadenersatzrechnung vorbehalten. Geschieht dies nicht, so bin ich unserer ganzen Stellung wegen ja geradezu gezwungen, ein nachdrückliches Exempel zu statuieren.

Alle diese Tatsachen beweisen, wie schwierig es sein wird, den Sultan von Zanzibar durch Geld und gute

Worte zum Zusammengehen mit uns zu bewegen. Ich bin persönlich überzeugt, daß dies nur möglich sein wird, wenn man ihm die unerschütterliche Entschlossenheit zeigt, den eingeschlagenen Weg unbeirrt innezuhalten. Wie es ein großer Fehler im Ansatz ist, einen derartigen orientalischen Sultan, welcher sich mit Betrug und Lüge, wenn es sein muß, mit Meuchelmord und Gewalt, gegenüber Christen den Himmel zu verdienen hofft, der solche gegen seine ganze Umgebung, ja gegen seine eigenen Brüder skrupellos anwendet, mit europäischem Maßstab zu messen, so würde es für unsere Gesellschaft geradezu verhängnisvoll sein, wollten wir uns zum Spielball seiner Schikanen und kleinlichen Betrügereien machen. Für unsere Gesellschaft liegt die Frage heute so: Wollen wir die Zölle in Dar es Salam und Pangani erheben oder nicht? Sollen Dar es Salam und Pangani Ausgangspunkte für unsere Kolonisation werden oder nicht? Bejahen wir diese Fragen, und dazu sind wir der ganzen Sachlage nach gezwungen, so müssen wir auch die volle Polizeigewalt und die Abtretung des unbenutzten Grund und Bodens in den beiden Orten für uns beanspruchen. Der Wali mit Sultanstruppen dort, wir selbst aber wehrlos als bloße Zollbeamte, das würde unsere Gesellschaft von vornherein in eine schiefe Stellung versetzen und derselben obendrein einen nutzlosen Geldverlust bereiten. Da ich demnach die Polizeigewalt und den Besitz des erforderlichen Terrains als ein unentbehrliches Zubehör zur Zollerhebung betrachten muß, so muß ich sie als in § 3 des Londoner Abkommens stillschweigend einbegriffen auffassen und werde von dieser Voraussetzung aus, die ja voll und ganz den mir vom Direktionsrat der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaften erteilten Instruktionen entspricht,

mit Seiner Hoheit dem Sultan von Zanzibar unterhandeln. Die Sache wird hier ohne jede Schwierigkeit glatt zu erledigen sein, wenn die Deutsche Reichsregierung dem Sultan von Zanzibar in gebührender Form zu verstehen geben würde, daß dies auch ihre Auffassung von der Sache ist. Das erneute Einrücken seiner Truppen in Usagara bietet auf alle Fälle auch ev. die Handhabe, den Sultan zu den Konzessionen zu bewegen, welche man, da sie ja doch einmal erforderlich sind, besser sofort als später von ihm verlangt."

Zanzibar, den 5. Juni 1887.

„Der Direktion der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft
zu
Berlin

teile ich ergebenst mit, daß der Wali des Sultans von Zanzibar zu Bagamoyo Sultanstruppen nach Muinsagara im Schutzgebiet geschickt hat, welche sich nach einem Bericht von Nielsen daselbst eine Reihe von Gewaltmaßregeln, insbesondere auch an unserer Station Kiora zuschulden haben kommen lassen.

Ich habe durch das Kaiserliche Generalkonsulat den Sultan von Zanzibar um Zurückziehung seiner Leute ersuchen lassen, indem ich mir eine Schadenersatzforderung vorbehalten habe.

Geschieht diese Rückberufung nicht, so bin ich gezwungen, die Sultansleute durch unsere demnächst nach Usagara gehende, große Expedition entwaffnen und einstweilen gefangen setzen zu lassen."

(gez.) Carl Peters.

Zanzibar, den 6. Juni 1887.

„Der Direktion der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft teile ich ergebenst mit, daß nach Berichten unseres

Beamten Nielsen aus Sima vom 20. April und 16. Mai d. Js. am 6. April d. Js. Soldaten des Sultans von Zanzibar von Bagamoyo nach Muinsagara gelangt sind, welche am 16. Mai d. Js diesen Ort noch nicht verlassen hatten. Nach Nielsens Bericht haben sich die Soldaten eine Reihe von Ungehörigkeiten in Muinsagara zuschulden kommen lassen und haben ihm ins Gesicht erklärt, sie kennten nur den Said Bargasch und wüßten von den Deutschen nichts. Tagtäglich hörte Nielsen das Schießen der Leute, und er teilt mit, er habe gehört, dieselben wollten in Muinsagara Tribut von den Karawanen erheben. Auf seine Frage, wie sie nach Muinsagara kämen, wurde Nielsen geantwortet, sie seien dort, weil seit zehn Jahren immer dort Soldaten des Sultans gewesen seien. Der Sekretär der Sultanin von Muinsagara hat Nielsen mitgeteilt, daß sie die Soldaten nicht heraufgerufen hätte.

Nach einem Berichte des Herrn Blei aus Bagamoyo über denselben Gegenstand, welcher sich Instruktionen erbittet, da die ganze Umgegend von Bagamoyo aufgeregt über diese plumpe Rechtsverletzung seitens des Sultans sei und gespannt erwarte, was wir darauf tun würden, hat der Wali von Bagamoyo die Leute in Muinsagara stationiert.

Ich habe einerseits den Vorfall dem Kaiserlichen Generalkonsulate hier angezeigt mit der Bitte, den Sultan von Zanzibar zum Zurückziehen seiner Leute zu veranlassen, anderseits habe ich umgehend den Leutnant von St. Paul-Illaire hierher beordert, um ihn mit einer starken Expedition zur Untersuchung des Falles nach Usagara hinaufzuschicken und je nach Befund der Störung ein Ende zu machen. Der ganze Vorfall beweist, wie

wenig Ernst mit der Stellung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft auch nur in den primitivsten Anforderungen hier bislang gemacht worden und wie außerordentlich nötig es ist, die uns auf Grund unserer Verträge und des Kaiserlichen Schutzbriefes zustehenden Rechte nunmehr zu verwirklichen."

Hochachtungsvoll

(gez.) Carl Peters.

An

die Direktion der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zu Berlin.

Zanzibar, den 6. Juni 1887.

Der Direktion der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft teile ich ergebenst mit, daß der Sultan von Zanzibar sich beim hiesigen Generalkonsulate über Vorkommnisse bei Anlegung der Station Dar es Salam beklagt hat.

Der Kaiserliche Generalkonsul schiffte den Vizekonsul Steifensand an Bord der „Möwe" nach Dar es Salam, um die sogenannten Übergriffe der Gesellschaft untersuchen zu lassen.

Die Klagepunkte bestanden, wie uns der Vizekonsul Steifensand bekannt gab, darin:

1. daß wir Häuser von einem Hindu mit Gewalt in Besitz genommen und die Einwohner daraus vertrieben hätten,

2. daß wir uns als Herren von Dar es Salam geriert und unter anderem das Haus des Wali mit Bewaffneten umstellt hätten,

3. daß Regierungsbaumeister Hörnecke bei Abschluß eines Landkaufvertrages den Revolver als Drohmittel benutzt habe.

Ad 1 stellt sich nachträglich heraus, daß der in Frage kommende Hindu, Siwa Hadschi, eine Klage gar nicht erhoben hatte. Der ganze Vorwurf stellte sich als plumpe Lüge heraus. Siwa Hadschi, der 16 Häuser in Dar es Salam besitzt, hatte uns vor Zeugen eine beliebige Anzahl davon gegen eine Jahrespacht von je 100 Dollars zur Verfügung gestellt und Hörnecke einen Brief mitgegeben, welcher seinen Agenten zu Dar es Salam beauftragte, ihm nach Auswahl die Häuser zur Verfügung zu stellen. Regierungsbaumeister Hörnecke, dem ich die Sache übertragen hatte, wählte dann zwei Häuser, welche überhaupt nicht bewohnt waren, und die Hindus selbst haben sie für uns in den Stand gesetzt.

Ad 2 kann natürlich Gegenstand einer Differenz sein, was das heißt „sich als Herren von Dar es Salam zu gerieren".

Wenn es bedeutet, daß wir irgend einen Akt getan hätten, welcher die Hoheitsrechte des Sultans von Zanzibar berührt hätte, so beruht der Vorwurf auf einer Unwahrheit. Soll es dagegen bedeuten, daß wir in Dar es Salam und gegenüber der arabischen Bevölkerung innerhalb der jedem Privatmann zustehenden Rechte furchtlos uns bewegt haben, so räume ich dies mit Vergnügen ein.

Tatsache war, daß der Wali des Sultans gegen uns das bekannte Spiel der perfiden und feigen Schikane verfolgte. Er wollte den Leuten verbieten, uns Häuser zu vermieten, er drohte einen Mann, der uns eine Ziege verkaufen sollte, einsperren zu wollen usw. Ich habe ihn in angemessener Form ersucht, derartige Scherze zu unterlassen und lieber gut Freund mit uns zu sein, was er mir auch in bündigster Form versprach.

Daß ich mich nicht allein zu ihm begab, sondern mit

einem entsprechenden, bewaffneten Gefolge, das erachtete ich für meine Pflicht gegenüber der demonstrativen Art, wie der Wali fast den ganzen Tag die Lärmtrommel rühren und seine Askaris in Waffen treten ließ. Nun muß ich freilich zugeben, daß der Wali keine Instruktionen vom Sultan besaß. Wir hatten uns durch das Kaiserliche Generalkonsulat ein Schreiben des Sultans an den Wali erbeten und würden dies auch zur rechten Zeit erhalten haben, wenn die „Möve“ nicht bereits um 6 Uhr morgens von Zanzibar abgedampft wäre, wie der Kaiserliche Generalkonsul mir mitteilte, ohne denselben von der Abfahrtszeit Kenntnis zu geben. Ich glaube, daß die Haltung des Wali von vornherein freundlicher gewesen wäre, wenn wir ihm das Schreiben des Sultans hätten mitbringen können. Ich ließ mir dasselbe sofort durch eine Dhau nachschicken; es kam indessen erst nach meiner Abreise an. Nach seiner Lektüre hat der Wali Herrn Leue nicht nur Freiheit der Bewegung in Dar es Salam, sondern auch seine volle Unterstützung versprochen. Um übrigens auch den Schein einer Demonstration zu vermeiden, habe ich auf Rat des Kaiserlichen Generalkonsuls unseren Dienern in Dar es Salam das Tragen von Schießwaffen auf der Straße untersagt und angeordnet, daß der größere Teil derselben demnächst ins Innere weiter geht.

Ad 3. Vizekonsul Steifensand, wie er mir mitteilte, hatte festgestellt, daß Herr Regierungsbaumeister Hörnecke zwei Schwarze persönlich gezüchtigt habe. Da ich Herrn Regierungsbaumeister Hörnecke, der in Pangani ist, nicht darüber befragen konnte, so ist es mir nicht möglich, zu beurteilen, ob und in wie weit er zu einer solchen Züchtigung berechtigt war oder nicht.

Alles im allem bemerke ich noch, daß, wenn der Sultan von Zanzibar dem Kaiserl. Generalkonsul mitgeteilt hat, es sei bei der Art unseres Vorgehens in und um Dar es Salam eine Mißstimmung der eingeborenen Bevölkerung gegen uns zu befürchten, dies entweder eine entschiedene Täuschung seinerseits oder eine bewußte Unwahrheit ist. Wenn Mißstimmung in der Bevölkerung vorhanden ist, so findet sie gegen den Sultan von Zanzibar statt.

Die Bevölkerung aller Schichten ist uns geradezu mit Jubel entgegengekommen, die Leute haben sich sowohl als Arbeiter gegen geringen Tagelohn oder als Soldaten und auch zu Handelsgeschäften mit uns geradezu herangedrängt, aller Orten wurde uns die vollste Genugtuung ausgesprochen, wenn wir mitteilten, daß wir jetzt in Dar es Salam bleiben wollten.

Die Leute beeilten sich, uns ihre unbenutzten Ländereien fast für nichts zu überlassen, dies alles, weil sie hofften, nun endlich von dem unerträglichen Joche des Said Bargasch erlöst zu sein, ein Joch, welches die Araber noch mehr empfinden als die anderen Rassen; nur ist es unsere Pflicht zu verhindern, daß Leute für bloße freundschaftliche Beziehungen zu uns nicht schlechtweg der Rache des Sultans von Zanzibar anheimfallen.

Wenn wir nicht die Entschlossenheit und den Mut hierzu haben, so können wir uns freilich nicht wundern, wenn die eingeborene Bevölkerung nicht sehr bereitwillig ist, mit uns freundliche Beziehungen fortzusetzen, und dann sollen wir überhaupt unsere kolonialen Unternehmungen hier aufgeben.

Wenn ich die Freiheit habe, in und bei Dar es Salam nach eigenem Ermessen meine Maßregeln zu treffen, so

bin ich bereit, mich mit meiner Person für die ruhige und friedliche Entwicklung der Verhältnisse dort zu verbürgen.

An die Möglichkeit ernster und gefahrdrohender Bewegungen der einheimischen Bevölkerung gegen uns glaubt doch nur derjenige, welcher die Verhältnisse unserer Kolonie entweder gar nicht oder nur vom Hörensagen kennt.

Hochachtungsvoll

(gez.) Carl Peters."

An
die Direktion der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft
zu Berlin.

Zanzibar, 31. Juli 1887.

„Dem Direktionsrat der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft beehre ich mich ganz ergebenst, einen Präliminar-Vertrag zu überreichen betreffend die Küste des ostafrikanischen Festlandes vom Umba südwärts, soweit sie dem Sultan vom Zanzibar gehört. Der Vertrag ist gezeichnet von Mohamed bin Salim hier, sowie vom Konsul O'Swald als Zeugen.

Ferner lege ich die englische Uebersetzung eines arabischen Schreibens Sr. Hoheit des Sultans von Zanzibar bei, in welchem derselbe sich verpflichtet, diesen Vertrag zu vollziehen, sobald derselbe von der hohen Deutschen Reichsregierung und dem Direktionsrat der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gut geheißen sei. Außerdem lege ich das erste Schreiben Sr. Hoheit bei, worin er mir mitteilt, daß er gewillt sei, mir die Zölle zu überlassen, sowie mein bezügliches Antwortschreiben.

Bevor ich mich über den Vertrag selbst auslasse, gestatte ich mir, noch einmal zu betonen, daß ich mich innerhalb des Rahmens einer Instruktion bewege, welche mir freundschaftliche Beziehungen zu dem Sultan von Zanzibar vorschreibt, und daß meine Aufgabe ja ohne jede Frage viel leichter sein würde, wenn mir in bezug auf mein Verhältnis zu Sr. Hoheit freie Hand gelassen wäre. Von den beiden Mitteln, durch welche man bei jeder Verhandlung seine Resultate erzielt, nämlich den anderen Teil im Falle von Nichtkonzessionen etwas fürchten, im Falle von Konzessionen etwas hoffen zu lassen, kann ich hier immer nur in außerordentlich beschränkter Weise Gebrauch machen, da ich mir sehr wohl bewußt bin, im Falle momentaner Verwicklungen auf eine eigentliche Rückendeckung von Deutschland nicht rechnen zu dürfen.

Entsprechend dieser Tatsache muß ich in allem, was ich hier tue, außerordentlich vorsichtig sein und kann vom Sultan von Zanzibar nur etwas erreichen, einerseits dadurch, daß ich ihm Vertrauen in die Ehrlichkeit und Loyalität unserer und speziell meiner Bestrebungen einflöße, anderseits dadurch, daß ich die geschäftliche Konkurrenz, welche wir ihm machen könnten, falls er kein Arrangement im großen mit uns trifft, stark betone. Im diesem Sinne habe ich die Vorarbeiten für unsere Eisenbahn benutzt.

So haben die Verhandlungen über die Abtretung der Küste vom Umba an südwärts sich durchweg in den freundschaftlichsten, ja patriachalischen Formen vollzogen, entweder mit Sr. Hoheit dem Sultan selbst in seinem Palaste, wo Se. Hoheit, Konsul O'Swald, den ich zur Vermeidung von Sprachmißverständnissen zugezogen hatte,

und ich bei Sherbet und Kaffee um einen runden Tisch herum saßen, oder mit Mohamed bin Salim gleicher Weise in meinem Hause, mit welchem fast täglich oft zwei bis drei Sitzungen abgehalten wurden. Ein deutsches Kriegsschiff lag zufälliger Weise überhaupt nicht vor Zanzibar, so daß auch von einem unausgesprochenen, moralischen Drucke auf den Sultan nicht die Rede sein kann. Ebensowenig habe ich mich irgend einer Vermittlung von seiten Dritter in der ganzen Sache bedient. Das deutsche Konsulat, welches ich selbstverständlich über die Verhandlungen in Kenntnis hielt, hat sich von denselben, soweit mir bekannt, überhaupt ferngehalten.

Der Vertrag, seinen positiven Bestimmungen nach, spricht für sich selbst. Ich glaube, wir dürfen ihn als das materiell wertvollste von allem, was wir bislang in Ostafrika errungen haben, betrachten. Recht eigentlich ist er der letzte Abschluß unserer Erwerbungen auf dem Festlande, und er macht dem halben Zustande ein Ende, wie er durch den Londoner Vertrag doch nun einmal geschaffen worden war, und wie er mit Notwendigkeit uns hätte zwingen müssen, einen Konkurrenzkampf aufzunehmen, bei welchem wir durch die natürlichen Verhältnisse nicht die Begünstigten waren, und welcher uns einen enormen Aufwand von Kraft und Kapital gekostet haben würde. Für die Notwendigkeit des Vertrages darf ich die folgenden beiden negativen Gründe anführen.

Nachdem England in den Besitz der Küste von Wanga bis Kipini gekommen war, welche das schöne Mombas in sich schließt, war es uns in der Konkurrenz so sehr überlegen, daß wir versuchen mußten, für unsere Gebiete dieselben Bedingungen zu erzielen, falls wir mit ihm Schritt halten wollten, denn, wenn es für sich den

Küstenstreifen unbehindert ausnutzen konnte, so hätten wir gewissenhafter Weise selbst den deutschen Kapitalisten und Kolonisten nicht raten können, sich unter den bei uns so viel ungünstigeren Verhältnissen im Hinterlande zu betätigen, denn es waren ja auch die tatsächlichen Verhältnisse von Dar es Salam und Pangani durch den Londoner Vertrag vollständig im Unklaren gelassen. Aber nicht nur diese englische Konkurrenz mußte die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft fürchten, weit mehr noch die Konkurrenz des deutschen Küstenstreifens selbst. Ich mache den verehrlichen Direktionsrat darauf aufmerksam, daß Se. Hoheit der Sultan von Zanzibar die sämtlichen Konzessionen des Vertrages mir übertragen hat, entweder für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft oder aber für eine andere deutsche Gesellschaft, welche evtl. zu bilden sein würde. Wie, wenn das letztere geschähe?

Ich persönlich bin fest überzeugt, daß es ein Kinderspiel sein würde, im Besitze dieses Küstenstreifens und in Verbindung mit dem Sultanat Zanzibar die gesamte Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft mit ihrem Hinterlande nicht nur in Schach zu halten, sondern zu ruinieren; denn das Küstengebiet vom Umba bis zum Kap Delgado beträgt mindestens 420 englische Meilen und der Quadratinhalt des abgetretenen Gebietes demnach 4200 englische Quadratmeilen, ein Terrain mit seinen schönen Häfen, wie z. B. Lindi und Kilwa, sowie Tanga immerhin groß genug für Plantagenbau auf längere Zeit und mit seinen Kommunikationen naturgemäß handelspolitisch Herr des gesamten Hinterlandes.

Was das finanzielle Risiko anbetrifft, so habe ich dasselbe mit unendlicher Mühe zunächst auf ein Probejahr beschränkt. Wer orientalische Verhältnisse kennt,

der weiß, wie schleppend und schwierig solche Verhandlungen sind. Die Zollaufstellungen des letzten Jahres kann ich erst nach dem 19. August bekommen, wo die Ergebnisse der Zollerhebung durch Said Bargasch direkt vorliegen werden. Ich werde sie noch vor Eintreffen dieser Post nach Berlin depeschieren. Ob die Möglichkeit eines Geldverlustes bei der Zollerhebung im ersten Jahr vorliegt, vermag ich im Augenblick nicht mit Bestimmtheit zu beantworten. Gute Kenner der hiesigen Verhältnisse, z. B. Konsul O'Swald, glauben es nicht. Wenn es der Fall sein sollte, so würden wir damit die anderen großen Konzessionen des Vertrages gewissermaßen bezahlen, und ich erlaube mir, diese für uns sich ergebenden, indirekten finanziellen Vorteile kurz anzuführen.

Durch den Vertrag gehen alle öffentlichen Gebäude des Sultans von Zanzibar mit an uns über; wir haben also nicht nötig, unsere Stationen, die wir bislang und zwar im Innern aufbauen mußten, erst gewissermaßen aus dem Nichts zu schaffen, denn, was wir bislang an Stationen zu Plantagenzwecken ins Innere vorschieben mußten, dafür werden wir jetzt Terrains genug an den Hafenplätzen unmittelbar an der Küste finden, und dies bedeutet doch eine direkte Ersparnis. Ebenso wird der Unterhalt unserer Küstenstationen außerordentlich viel billiger sein, als solcher von Binnenstationen. Das, was wir dort produzieren, werden wir billiger auf den Markt werfen können. Ferner haben wir das Recht, im ganzen Gebiete Steuern aufzulegen, und davon werden wir hier, wo bereits ein Geldsystem und ein entwickelter Handelsverkehr besteht, sehr bald Gebrauch machen können. Außerdem zeigen die Zollaufstellungen ein permanentes Ansteigen der Zollerträge von Jahr zu Jahr als Prinzip.

Dies wird ja jedenfalls bald mehr der Fall sein, wenn wir uns mit aller Energie an die Ausbeutung der uns zustehenden Rechte gemacht haben werden.

Schließlich mache ich in dieser Richtung auch noch auf einen letzten Umstand aufmerksam. Durch diesen Vertrag gerät der Sultan von Zanzibar finanziell in vollständige Abhängigkeit von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Tücken seinerseits wie vordem sind ausgeschlossen, da wir die Repressalien jeden Augenblick in der Hand haben; aber das Sultanat wird auch positiv an unserem Aufblühen interessiert, denn es erhält ja die Hälfte vom Zollgewinn, den wir erzielen und in diesem Sinne möchte ich speziell dringend bitten, den Paragraphen wegen seiner zunächst in der Tat ja völlig platonischen Gewinnbeteiligung am Gesamtunternehmen in keiner Weise zu beanstanden. Das Leben des Sultans von Zanzibar ist sicherlich nicht mehr allzulange bemessen, und es wird für einen geschickten Leiter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft hier nicht schwierig fallen, nach seinem Tode Thronzwistigkeiten zu entfachen, welche eine bequeme Veranlassung zu einer Revision dieses Vertrages bieten werden. Dann ist derselbe der natürliche Uebergang zu einer endgültigen und uneingeschränkten Besitzergreifung der Festlandsküste.

Durch diesen Vertrag nun wird die ganze Basis unseres Unternehmens vollständig verschoben, und ich gestatte mir nun, kurz darzulegen, wie ich gedenke, dem Rechnung zu tragen.

Zunächst verlieren Pangani und Dar es Salam vollständig ihre künstlich geschaffene Bedeutung für uns. Wir können jetzt die Entwicklung fassen, wo sie sich nach den natürlichen Ursachen gestaltet hat; z. B. dürfte sehr

zu überlegen sein, ob jetzt noch Dar es Salam der Ausgangspunkt unserer Eisenbahn ist. Möglicherweise wird eine Lindi-Nyassa-Bahn schneller rentabel zu machen sein. Damit verlieren auch die großen Binnenstationen Mpuapua und Arusha insofern ihren Charakter, als sie als Unterstützungspunkte für den Konkurrenzkampf um Dar es Salam und Pangani gedacht waren. Sie bleiben ja immer von Bedeutung als Handelsfaktoreien und administrative Mittelpunkte, als welche sie gar nicht zu entbehren sind, aber wir brauchen sie nicht mit der projektierten Stärke durchzuführen, um so weniger, als das arabische Element als Bundesgenosse jetzt betrachtet werden darf.

Die sämtlichen anderen Binnenstationen aber müssen jetzt ausschließlich nach kaufmännischen-landwirtschaftlichen Gesichtspunkten aufgefaßt werden, und da habe ich Sima bereits an die katholische Mission hier zum Selbstkostenpreise verkauft. Ebenso werde ich Petershöhe mit dem entsprechenden Zinsaufschlage zum Selbstkostenpreis entweder an die katholische Mission oder aber an die Plantagen-Gesellschaft verkaufen. Ich schlage außerdem vor, daß Korogwe oder Mafi an die Reichenbacher Mission verkauft wird. Bei den Verträgen welche wir mit diesen Gesellschaften jetzt haben, ist es für unsere allgemeinen Kultivationszwecke ganz gleichgültig, wer dort sitzt, wir aber bekommen Menschenkräfte und Kapital für die rentableren Küstenplätze frei. Dagegen unterwerfe ich die Kingani-Stationen einer rationellen Umgestaltung, um sie baldmöglichst landwirtschaftlich rentabel zu machen. Ich habe nach Dunda die von mir in Egypten engagierten 15 Fellachen gesetzt, um dort unter der Leitung des Herrn Hermes in korrekter Weise

eine Baumwollenplantage anzulegen. Auf allen drei Stationen lasse ich ferner Tabak bauen und wie ich zu meiner Freude melden kann, steht die diesmalige Ernte in Madimola und Usungula gut. In Madimola, der mittleren Station, werden die Vorrichtungen zum Fermentieren angelegt, und der Tabak von den beiden anderen Stationen wird zu Fluß zum Fermentieren dorthin gegeschafft. Um den ganzen Betrieb mehr und mehr aus dem Niveau des Krämerhaft-Kleinlichen herauszubringen, habe ich entsprechende Gerätschaften für größeren Betrieb bestellt, so z. B. Windmotoren und aus Indien 12 Gespanne Ochsenwagen. Ich lasse ferner auf allen drei Stationen Anpflanzungen von Produkten machen, welche sich erst später bezahlen werden, so z. B. Vanille, Kaffee, Tee usw. Wenn ich so den Betrieb im Innern auf ein Gebiet konzentriere, bin ich in der Lage, mit größerem Nachdrucke an der Küste vorzugehen.

Von dem Etat, welcher mir für meine Aufgaben dieses Jahres zur Verfügung gestellt war, würde ich, wie ich bereits berechnen kann, einen Überschuß von etwa 120000 Mk. erzielt haben. Dieser Überschuß wird mich wahrscheinlich in die Lage setzen, zu den größeren Aufgaben, welche sich aus dem neueren Vertrage ergeben, in diesem Jahre keinen Nachtrag fordern zu brauchen.

Ich gedenke demgemäß zunächst nun folgendermaßen zu verfahren. Ich habe mir von Sr. Hoheit dem Sultan seinen besten Dampfer, die „Barawa", zur Verfügung stellen lassen, mit welchem ich Ende dieser Woche abgehen werde, um die neuen Plätze im Süden zu besichtigen. Ich nehme Herrn Flemming als kaufmännischen und landwirtschaftlichen Sachverständigen und Leutnant von St. Paul-Illaire, als den besten disponiblen Kenner der

hiesigen Verhältnisse, mit. Es tut mir leid, daß ich nicht auch einen Geologen zur Hand habe, um gewisse Kohlenlager hinter Lindi, welche bereits in Betrieb sein sollen, technisch begutachten zu lassen.

Die vorläufigen Maßregeln für die Festsetzung entlang der Küste würden die nachfolgenden sein.

Tanga wird zu Pangani geschlagen und Hörnecke unterstellt. Nach Bagamoyo wird eine Hauptstation gelegt, der sowohl die Kinganistationen, als auch Saadani und Usegua sowie die Leitung der katholischen Missionen administrativ unterstellt werden (Baron von Gravenreuth, der jüngere Fröhlich, Grothe). Die Station Dar es Salam wird auf drei Herren zusammengezogen: Chef, Zollbeamter, Kaufmann.

Eine vierte Hauptstation wird nach Kilwa-Kissiwani gelegt, welcher Kilwa-Kiwindje, Kißwere als Filialen unterstellt werden; eine fünfte Hauptstation und wahrscheinlich die bedeutendste der Stationen des Südens nach dem herrlichen Lindi, dem Mehinga, Mikindani und die etwaigen südlichen Plätze unterstellt werden. Eine dieser südlichen Stationen werde ich Herrn von St. Paul-Illaire, die andern wahrscheinlich dem von mir erwarteten Leutnant Schlüter unterstellen. Von diesen Küstenzentren aus ist ein möglichst billiger Küstendienst nach Nord und Süd einzurichten, um den Schmuggelhandel nach Kräften zu unterdrücken. Eine Kontrolle gegen solchen Schmuggelhandel muß schließlich auch hier in Zanzibar eingerichtet werden, wo die einlaufenden Güter sich über ihren Ausgangspunkt auszuweisen haben werden.

Ich halte diese Aufgabe selbstverständlich für schwierig, aber für durchaus lösbar, und bin überzeugt, daß das durch Schmuggel Verlorene durch den Ertrag des auf-

gebrachten Schmuggelgutes immerhin kompensiert werden wird; nur muß man in solchen Fällen mit Nachdruck und Energie vorgehen, wofür ich ja die volle Handhabe besitze in den Küstengarnisonen, welche in Zukunft uns zu gehorchen haben werden. Dabei mache ich noch auf das nachfolgende aufmerksam. Was jetzt an Gütern seinen Weg über Zanzibar nahm und hier verzollt wurde, das wird, soweit es für das Festland bestimmt ist oder vom Festlande kommt, in Zukunft in Zanzibar ausschließlich transitieren. Der Zoll, der früher auf Zanzibar kam, wird in Zukunft auf die betreffenden Küstenplätze fallen. Es muß also eine sofortige Steigerung des Zollertrages an der Küste erfolgen, sobald wir uns einmal daselbst eingerichtet haben werden. Und hier, um auch dies nicht unerwähnt zu lassen, liegt dann die Handhabe, um den Sultan von Zanzibar zu zwingen, uns später auch den Zoll von Zanzibar unter ähnlichen Bedingungen wie die Zölle auf dem Festlande abzutreten, das heißt in Wahrheit die deutsche Oberherrschaft anzunehmen. Zanzibar kann den Zollkampf, wie er jetzt bevorsteht, schlechterdings nicht durchführen. Tatsächlich haben wir dasselbe mit diesem Vertrage schon in der Hand. Wenn die Ratgeber des Sultans dies nicht erkennen, so ist dies um so schlimmer für sie. In der Anwartschaft auf Zanzibar kann uns nach diesem Vertrage auch England in Zukunft keine Konkurrenz machen, da wir das natürliche Hinterland mit dem Zollrecht jetzt besitzen. Ich erwähne diese Tatsache nur, um darzutun, daß meiner Überzeugung nach auch dieser Vertrag nicht die letzte Konsequenz der ersten Usagaraerwerbung ist, sondern daß wir nun

naturgemäß darauf hinarbeiten müssen, in irgend welcher Form uns auch die Inseln Zanzibar und Pemba einzuverleiben. Erst dann beherrschen wir Ostafrika politisch und wirtschaftlich so, wie sich dies für eine Macht wie Deutschland geziemt, und wie es für die besitzende Gesellschaft mit der Zeit eine ganz sichere Rente in Aussicht stellt. Wenn ich von Deutschland dazu autorisiert werde, so werde ich sofort anfangen, auf dieses Ziel hinzuarbeiten, welches ich erreichen zu können glaube, wenn man mir eben nur völlig freie Hand läßt. Ich mache nebenbei darauf aufmerksam, daß die deutschen Kriegsschiffe, so außerordentlich angenehm sie für uns in gesellschaftlicher Beziehung sind, wenn sie doch nicht schießen sollen, für solche Verhandlungen kaum viel nützen.

Ich bitte um Entschuldigung, wenn mein Bericht kürzer ist, als er vielleicht sein sollte, aber die eigentlichen Arbeiten hier an Ort und Stelle nehmen meine Muße zurzeit völlig in Anspruch. Auch ist der Vertrag gestern Abend erst vollzogen worden. Ich fasse zum Schlusse kurz zusammen, was ich an Kräften noch erbitten würde, um die oben gekennzeichnete Aufgabe lösen zu können: drei bis vier tüchtige, technisch geschulte Zollbeamte, drei bis vier tüchtige, geschulte Landwirte, wo möglich solche, welche den Plantagenbetrieb kennen, ein bis zwei junge Kaufleute, einen praktischen Bergmann und noch einen Offizier (Premierleutnant Schlüter) als Stationschef. Ferner bitte ich den verehrlichen Direktionsrat ganz ergebenst, falls derselbe mit meinen bisherigen Arbeiten hier zufrieden ist und ihm dies zurzeit opportun erscheint, derselbe möge bei der Deutschen Reichs-

regierung beantragen, daß mir neben meiner Stellung als erster Gesellschaftsbeamter hier auch das Reichskommissariat für die Kolonie übertragen werde. Ein Präzedenzfall dafür liegt ja bei der Neu-Guineakompagnie vor, und eine solche Verbindung der Funktionen würde mir hier, wo die Verhältnisse so unendlich viel verwickelter und schwieriger liegen, die Lösung der mir vorgeschriebenen Aufgaben außerordentlich erleichtern, schon deshalb, weil es meiner jetzt in dieser Beziehung durchaus unklaren Stellung einen bestimmten Charakter gibt und dadurch mein Prestige gegenüber Sr. Hoheit dem Sultan von Zanzibar steigert. Wie ich erfahre, ist auch Mr. Makenzie, ein junger hiesiger Kaufmann, der Vertreter der englischen Gesellschaft, von der englischen Regierung zum political agent des Mombasdistriktes ernannt. Meine Quelle dafür ist Konsul Oswald und Generalkonsul Holmwood. Ferner bitte ich den verehrlichen Direktionsrat nunmehr, wo eine solche Basis für unser Kolonialunternehmen erzielt ist, für die weitere Entwickelung mit allem Nachdrucke auf die deutsche Kolonialbewegung zurückgreifen zu wollen. Den breiten Rahmen unseres Unternehmens auszufüllen vermögen wir doch nur dann, wenn eine Volksbewegung dahinter steht, welche uns die Einzelkräfte liefert, ohne welche das Ganze ein totes Gerippe bleiben wird.

Durch den neuen Vertrag fallen uns etwa 12 entwicklungsfähige Küstenplätze zu, wo wir Zoll- und Steuerrecht besitzen. Es ist ganz klar, daß jeder einzelne Deutsche, der sich dort niederläßt und Handel oder Landwirtschaft treibt, dieses Recht wertvoller gestaltet; es ist auch gar kein Grund vorhanden, warum in Plätzen wie

Lindi, Kilwa, Bagamoyo, Tanga nicht Deutsche ebenso gut, wie in Zanzibar sich niederlassen und ihren Unterhalt erwerben könnten. Insbesondere werden deutsche Handwerker hier meiner Überzeugung nach ohne jede Frage ein besseres Brot finden, als in der Heimat. Nun ist ja vollständig verständlich, daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft als solche alles vermeiden wird, was irgend wie als Aufforderung zur Auswanderung nach Ostafrika erscheinen könnte. Aber durch die Kolonialgesellschaften das deutsche Volk über die Verhältnisse, wie sie hier tatsächlich stattfinden, genau orientieren zu lassen, das steht doch vollständig innerhalb der Möglichkeit des für sie Zulässigen. Auf alle Fälle würde ich es außerordentlich bedauern, wenn die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft die Beziehungen, welche sie zu der Volksbewegung, aus der sie hervorgegangen ist, noch hat, willkürlich abschneiden wollte. Auch die englische Mombasgesellschaft wird, um zu rentieren, sich auf solche Volkskreise daheim stützen müssen, und man ist in diesen Kreisen naiv genug, auf deutsches Material auch für das englische Gebiet zu hoffen. Diese Gefahr ist, hoffe ich, durch den neuen Vertrag für uns ausgeschlossen, und ich bin überzeugt, daß wir die Entwickelung der Engländer hier sehr schnell überholen werden, wenn wir eben unsere Überlegenheit des stärkeren und besseren Menschenmateriales gehörig ausnutzen. Es ist in gewissen Kreisen in Deutschland noch immer hergebracht, auf die rein kapitalistischen Unternehmungen des Kongostaates und der Neu-Guineagesellschaft als Ideale hinzublicken. Ich glaube, die Zeit ist nicht mehr ferne, wo man allseitig erkennen wird, daß diese beiden toten, gerippeartigen Unternehmungen nicht als Vorbilder,

sondern als Beispiele dessen, wie man es nicht zu machen hat, zu gelten haben.

Wie dem auch sei, so stehen wir hier in Ostafrika individuellen Aufgaben gegenüber, welche gar nicht nach der Schablone behandelt werden können. Ebenso wie ein Teil der Küstenplätze, über welche wir heute verfügen, blühende portugiesische Städte gewesen sind, werden sie bei richtigem Vorgehen auch blühende deutsche Städte werden können, und die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft im Besitze der Küstenzölle ist in absehbarer Zeit einer Rente immer gewiß, weil sich nämlich die Zeit absehen läßt, wo durch rein politische Verhandlungen die Abgaben, welche heute für sie auf den Zöllen lasten, sich beseitigen lassen werden. Damit hat der Wert ihres Besitzes eine ganz entschiedene, freilich noch unberechenbare Steigerung erfahren, und ich glaube, es ist dies ein geeigneter Augenblick, um eine ausschlaggebende Steigerung unseres Gesellschaftskapitals durchsetzen zu können.

Ich bitte den verehrlichen Direktionsrat ganz ergebenst, mich sofort durch Depesche in Kenntnis zu setzen, ob er bereit ist, den Vertrag, wie er vorliegt, für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft anzunehmen, da es mir sehr peinlich wäre, Se. Hoheit den Sultan länger als irgend nötig auf Antwort warten lassen zu müssen.

Die nötigen Nachrichten über die Bedeutung der durch den Vertrag erhaltenen Häfen werden ja von der Admiralität zu erhalten sein. Speziell Lindi wird von Korvettenkapitän Boeters hier außerordentlich gepriesen. Die definitive Pachtsumme kann ich, wie gesagt, erst nach dem 19. August mit Sr. Hoheit vereinbaren, sie wird indessen mit diesem in den Händen des verehrlichen Direktionsrates sein.

Falls keine schweren Bedenken vorliegen, so würde ich ganz ergebenst bitten, den Vertrag ohne jede Abänderung annehmen zu wollen, da er in seiner jetzigen Fassung bereits das Resultat endloser Verhandlungen ist. Ich würde ihn auf eine Depesche „angenommen“ mit der Unterzeichnung „Ange“ (um Mystifikationen zu vermeiden) hier in definitive Form bringen und mit Sr. Hoheit sofort vollziehen.

Mit der Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung bin ich eines sehr verehrlichen Direktionsrates

stets ergebenster (gez.) Carl Peters.

P. S.

Zu den einzelnen Bestimmungen des Vertrages habe ich noch zu erwähnen, daß wir in bezug auf die Ausdehnung der Konzession nach vielfachem Hin- und Herverhandeln schließlich die Form „alle Besitzungen des Sultans auf dem Festlande südlich vom Umba“ gefunden haben. Der Sultan wollte die Rovumagrenze nicht genannt wissen, weil er fürchtete, sich dadurch Portugal gegenüber zu präjudizieren. Ich bedauere sehr lebhaft, daß die Deutsche Reichsregierung nicht in der Lage ist, Portugal gegenüber für Seiner Hoheit Ansprüche auf die Tunghibai einzutreten, weniger des positiven Wertes von Mahangeni wegen, als, weil uns dadurch eine so vorzügliche Gelegenheit entgeht, den Sultan von der praktischen Bedeutung unserer Freundschaft für ihn zu überzeugen. Unsere Südgrenze bleibt demnach offen bis zur Erledigung des Zanzibar-Portugiesischen Konfliktes, sie wird jedoch jedenfalls den Rovuma in sich einschließen.“

(gez.) Carl Peters.

An den Direktionsrat
der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft
zu Berlin.

Der Küstenaufstand und der Griff nach dem Oberen Nil.

Auf meiner Heimreise im Februar 1888 traf ich in Genua Herrn Karl von der Heydt, der mir mitteilte, daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft als ihren kaufmännischen Vertreter den Konsul Vohsen nach Zanzibar schicken wolle. Er hoffe jedoch, daß ich als politischer Generalvertreter wieder hinausgehen werde, und daß sich eine Teilung der Kompetenzen durchführen lasse. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß ich solche Trennung der Vertreterschaft nicht für möglich halte, und daß ich selbst mich jedenfalls nicht darauf einlassen würde. Wir hatten in der Tat schon zuviel Zweiteilung in Zanzibar gehabt, als daß ich es für angängig halten konnte, Teilnehmer an einer weiteren Amtsspaltung zu sein. Tatsächlich fand ich hernach in Berlin, daß die eigentlichen maßgebenden Kreise in der damaligen Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, voran Geheimrat Kayser und Delbrück, augenscheinlich sehr erleichtert waren durch meinen Entschluß, der den Herrn Vohsen zum alleinigen Vertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft draußen machte.

Wie Konsul Vohsen eigentlich in unsere Kreise gekommen war, das weiß ich nicht. Soweit ich erfuhr, war er Vertreter einer französischen Firma in Westafrika

gewesen, und hatte vermutlich als solcher ein kaufmännisches Konsulat geführt. Er war Jude und galt seiner Tendenz nach als ausgesprochener Negrophil. Persönlich gewann ich von ihm den Eindruck eines aufgeweckten und sympatischen Mannes; aber es schien mir, daß er zu sehr mit vorgefaßten Ideen und Theorien an die vor ihm liegenden Aufgaben herantrat in Verhältnissen, welche von den westafrikanischen etwa ebenso verschieden waren, wie Berlin verschieden von Zanzibar ist. Soviel war klar, daß Deutsch-Ostafrika seiner Entwicklungsgeschichte und seinem ganzen Charakter nach ein doppelt schwieriger Posten sein werde für einen Mann wie Konsul Vohsen.

Bald nach meiner Rückkehr hatte die deutsche Welt den großen Schmerz des Heimganges von Kaiser Wilhelm I. erlebt. Es folgten die hundert Leidenstage Kaiser Friedrichs, welche praktisch auf eine politische Diktatur Bismarcks mit unausgesetzten Krisen und Friktionen hinausliefen. Dann kam der Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II., von uns als der Anbruch eines neuen glänzenden Zeitalters in der Richtung unserer eigenen nationalen Pläne begrüßt. Ich selbst war nach meiner Heimkehr im strengen Winter an einer Lungenentzündung erkrankt, wodurch sich meine Auseinandersetzung mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ein wenig verzögerte. Erst im April kam es zu der entscheidenden Verwaltungsratssitzung. Ihr Ergebnis war, daß ich bis auf weiteres meine vertragsmäßige Stellung als Vorsitzender der Direktion in Berlin beibehielt. Indes habe ich niemals den dieser Stellung entsprechenden Einfluß ausgeübt. Die eigentliche Leitung lag bei Kayser und Delbrück, deren Vertrauensmann in Zanzibar Konsul Vohsen war. Diese drei sind für die Entwicklung des Sommers 1888,

welcher zum Küstenaufstand in Ostafrika führte, also auch wesentlich verantwortlich.

Am 28. April 1888 hatte die Kaiserliche Regierung den Sultan von Zanzibar veranlaßt, endlich vertragsmäßig anzuerkennen, was er mir bereits im November 1887 zugestanden hatte: die Einräumung der von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft verlangten Abänderung der die Zollerhebung betreffenden Bestimmung. Es wurde der Gesellschaft eine Summe in Höhe bis zu 170000 Rp. (nach damaligem Kurs etwa 250 000 Mk.) für die Bestreitung der Zollerhebungskosten bewilligt. Dazu wurden mehrere Bestimmungen getroffen, welche zur endgültigen Festsetzung einer jährlich an den Sultan abzuführenden Pauschalsumme führen sollten. Der volle Ertrag der Zölle des ersten Jahres sollte hierfür als Grundlage dienen; indes sollte dieser Betrag alle drei Jahr revidiert werden können. Von der etwaigen Steigerung der Zölle durch die Entwicklung des Hinterlandes sollten beide Teile je 50 % erhalten. Dies blieb im Wesentlichen aus meinen Vertrag vom 30. Juli 1887 beibehalten.

Die genaue Aufzählung dieser Bestimmungen ist hier überflüssig, da der Vertrag, den Generalkonsul Michahelles im Namen des Reichskanzlers am 28. April 1888 zeichnete, niemals wirklich in Kraft getreten ist. Ich habe oben mitgeteilt, weshalb ich ihn für eine Verschlechterung des von mir gezeichneten Vertrages halte. Nach diesem letzteren hätten wir einfach mit der Erhebung der Zölle beginnen können, und alle diese Klauseln und Ausmachungen im einzelnen hätten sich viel vorteilhafter für unser Interesse vereinbaren lassen, wenn wir die Zölle wirklich in unserer Hand und einen klaren praktischen Überblick hatten. Insbesondere schwebte die Summe von

170 000 Rupies völlig unmotiviert in der Luft; und alle die anderen Einschränkungen lenkten deutlich in die Richtung der bei mir festgesetzten Generalbestimmung zurück. Den Liebhabern einer „klaren kaufmännischen Festsetzung" war vor dem Sprung ins Dunkle augenscheinlich im letzten Augenblick bange geworden, und das Ergebnis war schließlich doch ein bloßes Provisorium geworden, so, wie ich es im Juli 1887 festgestellt hatte. Wozu aber dann die ganze Aufregung, wozu meine Abberufung von Zanzibar und die unnötige Aufreizung des arabischen Elementes, der Said Bargasch selbst zum Opfer fiel? Sein Nachfolger, Said Khalifa, versuchte es von vornherein, in die altarabischen Traditionen zurückzulenken.

Hierzu erhielt er eine Handhabe durch die geradezu, ich möchte sagen, harmlose Naivität, mit welcher Konsul Vohsen an die Ausführung des Vertrages schritt. Derselbe wurde betrachtet wie ein privates Rechtsdokument, das, etwa nach Muster eines Berliner Terrainkontraktes, einfach exekutiert werden könne. Man vergaß, daß es sich dabei um reale politische Faktoren handele, um Stimmungen und Traditionen, welche einem Pulverfaß glichen und explodieren mußten, wenn man nicht die äußerste Vorsicht walten ließ. Die Übernahme der Zölle hätte so schonend und so unauffällig gemacht werden müssen, wie möglich, und vor allem mußte das alte arabische Beamtenmaterial von vornherein auf das sorgfältigste dabei berücksichtigt werden; das Prestige und die Person des Seyidi mußte durchaus und allein im Vordergrund bleiben.

Genau das Gegenteil geschah. Eine lange Proklamation verkündete urbi et orbi, daß am 18. August 1888

eine neue Periode für Ostafrika beginnen werde, daß nämlich die deutsche Gesellschaft von Wanga bis zum Rovumafluß die gesamte Administration im Namen des Sultans übernehmen werde. Gleichzeitig wurde sofort eine Neuordnung der Zollerhebung — immer doch ohne jede praktische Erfahrungsbasis — angeordnet und durch Anschlag bekannt gegeben. Anstatt, wie die Klugheit gebot, bis auf weiteres, quieta non movere, alles genau in den hergebrachten und gewohnten Bahnen zu belassen, bis man Erfahrungen gesammelt oder eine gewisse Stellung an der Küste sich errungen habe; sollten die Einwohner sich plötzlich an Ordnungen gewöhnen, welche junge Ausländer, Ungläubige, aufstellten, die man nicht kannte und die sicherlich keinerlei reale Macht besaßen, sie zu erzwingen. 7 Hauptzoll- und 7 Nebenzollbeamten wurden dekretiert, und der ganze Betrieb ex cathedra in einer „allgemeinen Instruktion für die Erhebung und Verwaltung der Zölle" theoretisch geregelt, noch bevor die Erfahrung irgendwelches Material an die Hand gegeben hatte. In dieser Instruktion, welche am 13. Juni 1888 erlassen ward, stand der ominöse Satz: „Bei der speziellen Ausführung derselben ist nicht zu vergessen, daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft zunächst die gesamte Verwaltung im Namen Sr. Hoheit des Sultans von Zanzibar ausübt." Die Instruktion war zwar als „vertraulich" bezeichnet, aber sie ging in Dutzende von Händen. War es klug, durch dieses völlig überflüssige „zunächst" einen Zweifel in die bona fides der Gesellschaft zu veranlassen? War es klug, auch nur den ausführenden Beamten solche Perspektive zu eröffnen? Es war ferner in der Instruktion gesagt: es „würde die Interessen der Gesellschaft nicht direkt schädigen, wenn im

ersten Jahre nicht die vollen Zollerträge vermittelst der nötigen Maßregeln zur Unterdrückung des Schmuggelns usw. erzielt werden sollten"; da „nach Ablauf des ersten Jahres der Verwaltung durch die Gesellschaft gemäß des mit dem Sultan abgeschlossenen Vertrages die demselben jährlich zu zahlende Pauschalsumme definitiv festgesetzt werden soll". Auf deutsch bedeutete eine solche Bemerkung die Aufforderung an die Beamten, die Zollerträgnisse des ersten Jahres möglichst unten zu halten. Solche Fingerzeige zu einem immerhin unehrlichen Geschäftsbetriebe kann man zur Not mündlich andeuten; aber es gehört schon eine mehr als naive Harmlosigkeit dazu, sie in einem offiziellen Aktenstück schwarz auf weiß zu fixieren.

Wenn nun eine solche Instruktion in englische Hände fiel — und die Briten überwachten schon damals den Verkehr zwischen Zanzibar und der Küste — so hatten sie klare gerichtliche Evidenz für die Malafides unserer Gesellschaft in der Hand. Und wer kann behaupten, daß der Sultan nicht schon im Juni 1888 wußte, daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft an die Ausführung des Vertrages schritt mit der ausgesprochenen Absicht, ihn zu betrügen? Wer würde es ihm dann aber verdenken können, wenn er seinerseits sich entschloß, solcher betrügerischen Absicht direkt mit Gewalt gegenüberzutreten?

Und zu allem kam dann die geradezu Don Quixotische Ausführung der einzelnen Anordnungen am 15. August selbst. Wenn irgend wann, mußte bei dieser Gelegenheit die Gesellschaft durch den ganzen feierlichen Pomp der arabischen Etikette getragen sein. Der Sultan selbst mußte durch seinen Vertreter, am besten durch einen Prinzen seines Hauses, die Beamten der Deutsch-Ost-

afrikanischen Gesellschaft in den einzelnen Küstenplätzen einführen und mit den Walis und seinen übrigen Untergebenen in freundschaftliche Beziehung bringen. Statt dessen erschienen sie überall ohne Sang und Klang auf Dhows, zu Fuß, wie „reisende Handwerksburschen", mit ihren Instruktionen und einem Exemplar des Küstenvertrages in der Tasche. Wer mag sich wundern, wenn sie nirgends das nötige Prestige zur Ausführung ihrer so ungeheuer schwierigen Aufgabe erlangten? Die Araber, unnötig gereizt und verletzt auf der einen Seite, mußten zu ironischer Geringschätzung anderseits veranlaßt werden.

Es liegt mir fern, dem Konsul Vohsen und seinem Stab hier nachträglich unfruchtbare Vorwürfe zu machen. Ich bin überzeugt, daß sie alle damals nach bestem Wissen und Gewissen handelten. Aber es liegt mir daran, im Interesse des klaren Verständnisses der nachfolgenden Wirren, kurz anzudeuten, aus welchen politischen und psychologischen Ursachen die Rebellion von 1888 entstanden ist. Man hat später gesagt, dieselbe habe unter allen Umständen kommen müssen, und keinen einzelnen treffe die Verantwortung dafür. Dies halte ich für ganz falsch. Warum hat sich das arabische Element an der britischen Küste denn nicht erhoben? Man hat auch gemeint, der Aufstand sei eine Reaktion der arabischen Sklavenhändler gegen die europäische Küstenkontrolle gewesen. Aber als die eigentliche Antisklavereimacht in Ostafrika war seit länger als einem halben Jahrhundert Großbritannien bekannt; britische Kriegsschiffe jagten auf Sklarendhows, wo immer solche erschienen. Weshalb reagierten die Sklavenhändler denn nicht gegen die Briten? Die Fiktion der Revolte der Sklavereiinteressenten, welche dem Deutschen Reichstag vorgetragen ward, und der die

Blockadeausmachung mit Großbritannien zugrunde lag, ist bei näherer Betrachtung nicht haltbar; und für die Unruhen, welche von August an die deutsch-ostafrikanische Küste bewegten, ist in erster Linie das unerfahrene und unkluge Vorgehen der Gesellschaft verantwortlich.

Genug, die Übernahme der Verwaltung erwies sich vom ersten Augenblick an als ein völliges Fiasko. Die Beamten wurden entweder aus den Hafenplätzen sofort wieder verjagt, oder, wie in Kiloa Kivindje, getötet. Sämtliche Binnenstationen wurden aufgegeben; auf Konsul Vohsen selbst, der von Pangani flüchten mußte, wurde geschossen. Nur Bagamoyo, welches Gravenreuth, und Dar es Salam, welches Leue verteidigte, hielten sich: ein außerordentlicher, ja unbezahlbarer Erfolg für die Wiedergewinnung des Verlorenen. Denn diese Plätze bildeten die natürlichen Punkte für die Organisierung der bewaffneten Macht, durch welche die deutsche Stellung in Ostafrika nunmehr zurück zu erobern war.



Herr A. Leue.

Man wird vielleicht fragen, ob ich die Bedenken, welche ich hier gegenüber dem Vorgehen des Konsul Vohsen äußere, nicht bereits im Sommer 1888 zur Sprache gebracht habe. Dies geschah allerdings, aber der Verwaltungsrat der Gesellschaft, damals geleitet von Kayser, Delbrück und Öchelhäuser war so unbedingt von der kolonialpolitischen Weisheit Vohsens überzeugt, daß auch nur ein Zweifel an der Richtigkeit seines Verfahrens als ungeheuerlich aufgefaßt ward. So hielt ich mich mehr und mehr zurück und ließ den Dingen ihren

Lauf. Ich war damals schon fest entschlossen, mein Kontraktverhältniß mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, innerhalb deren ich keine ersprießliche Arbeit erwarten konnte, zu lösen; und ich hatte mir im August 1888 bereits eine neue Unternehmung zu organisieren begonnen, durch welche ich noch einmal in die großen Pläne von 1885/86 einlenken zu können hoffte: die deutsche Emin-Pascha-Expedition.

Die Geschichte dieser Expedition habe ich in einem eigenen Bande erzählt, und mein Reisebegleiter Major A. v. Tiedemann, hat in zwei Veröffentlichungen: „Tana, Baringo, Nil" und „Aus Busch und Steppe" wertvolle Ergänzungen zu meiner eigenen Darstellung geliefert. Hier habe ich diese Unternehmung nur in ihrem kolonialpolitischen Hintergrund, im Zusammenhang mit der allgemeinen Entstehungsgeschichte von Deutsch-Ostafrika zu behandeln. Zum Verständnis aber muß ich meinen Lesern kurz folgende Tatsachen ins Gedächtnis zurückrufen.



A. von Tiedemann.

* * *

Der Mahdi-Aufstand, welcher 1885 zum Fall Khartums und zur Räumung des Sudan durch die anglo-egyptische Politik geführt hatte, war stehen geblieben im Norden der sogenannten Äquatorial-Provinz, welche ein deutscher Landsmann von uns, Dr. Eduard Schnitzer aus Neiße, besser bekannt als Emin Pascha, damals verwaltete. Die Briten hatten bereits seit 1886 die große

Bedeutung dieser Stellung am oberen Nil erkannt, und mein alter Freund und Rivale Mr. Mackinnon hatte eine Expedition organisiert, welche Henry Morton Stanley 1887 kongoaufwärts führte, zum Entsatz Emin-Paschas und zur Einbeziehung des gesamten oberen Nilgebietes mit Uganda und seinen Nebenländern in die britische Interessensphäre. Im Anfang des Jahres 1888 galt aber auch Stanley für verschollen, und nun war es, daß zunächst mein eigenster intimer Kreis die Idee einer deutschen Ersatzexpedition von Osten her auffaßte. Bei diesem Plan stand die Hilfeleistung für den abgeschnittenen Landsmann durchaus im Vordergrunde, und mit dieser persönlichen Seite wurde die allgemeine kulturelle Bedeutung der Aufgabe verknüpft. Der Aufruf, den wir erließen, bringt diese Doppelseite der unmittelbaren Motive klar zum Ausdruck:

„Der Aufstand des Mahdi im Süden hat die ersten Ansätze europäischer Gesittung am oberen Nil vernichtet; die Kulturwelt sieht mit Schrecken die Greuel einer zügellosen Sklavenwirtschaft sich immer weiter ausbreiten. Die Kunde, daß unser deutscher Landsmann, Dr. Eduard Schnitzer, Emin-Pascha, die ihm von der egyptischen Regierung anvertrauten äquatorialen Provinzen im Süden des Sudans gegen den mahdistischen Ansturm zu behaupten vermochte und mit seinen Truppen dort ein letztes Bollwerk europäischer Kultur festhält, hat in Europa die Hoffnung wachgerufen, daß Emin Paschas Provinzen den Ausgangspunkt für die Zivilisierung Mittelafrikas abzugeben vermögen. Mit reichen Mitteln zog Stanley in englischem Auftrage aus, um die Verbindung mit Emin-Pascha herzustellen; seine Expedition muß leider als fehlgeschlagen gelten.

Emin Pascha aber bedarf dringend der Hilfe; seine Briefe melden, daß seine Munition, seine Vorräte zu Ende gehen. Soll unser heldenmütiger Landsmann ohne Unterstützung gelassen, dem Untergange überliefert, soll seine mit deutscher Tatkraft und Kultur gewonnene Provinz der Barbarei anheimfallen? Die Versuche, vom Kongo aus Emin zu erreichen, sind gescheitert; von Ostafrika aber führt der beste und sicherste Weg zum oberen Nil, und hier ist deutsches Gebiet, das die sichersten Ausgangs- und Stützpunkte für eine Emin Pascha Expedition abgibt. Das deutsche Volk ist berufen, dem Deutschen Dr. Schnitzer Hilfe zu bringen. Diese Hilfe aber muß, wenn sie nicht zu spät kommen soll, ungesäumt erfolgen. Das Deutsche Emin Pascha-Komitee wendet sich deshalb an die Nation um werktätige Unterstützung. Möge jeder zu seinem Teil zur Ausführung eines Unternehmens beitragen, welches nicht nur unsere überseeische Machtstellung fördern und dem deutschen Handel neue Bahnen öffnen soll, sondern vor allem bestimmt ist, einer Ehrenpflicht zu genügen, die dem kühnen deutschen Pionier gegenüber obliegt. Namhafte Summen sind dem Komitee bereits zugegangen usw."

In diesem Aufruf war die etwaige kolonialpolitische Bedeutung der Angelegenheit nur gestreift; daß sie für mich und meinen engeren Freundeskreis aber von wesentlichem Interesse war, brauche ich kaum zu erwähnen. Für uns stellte sich das Programm folgendermaßen: Es galt, mit Emin Pascha in Verbindung zu treten, und ihn in den Stand zu setzen, seine Provinzen zu behaupten, welche nach internationalem Recht „nobodys country" waren, da die anglo-egyptische Regierung sie bereits 1886 durch Zirkular an die Großmächte für auf-

gegeben erklärt hatte. Es galt ferner, sein Herrschaftsgebiet gegen Süden bis an den Viktoriasee und das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet auszudehnen und vertragsmäßig damit zu verbinden. Dadurch wurde das Deutsche Reich eine Nilmacht; die ostafrikanische Kolonie gewann ein weites Handelsgebiet als Hinterland, und trotz allen Unterlassungssünden der vorangegangenen Jahre wurde das Deutsche Reich schließlich doch noch die Vormacht in Ostafrika.

Dies war im wesentlichen der Grundgedanke, mit welchem ich und meine näheren Freunde an diese Angelegenheit herantraten. Unter diesen waren Karl von der Heydt, Dr. Arendt und Dr. Schroeder-Poggelow besonders lebhaft tätig. Bereits am 27. Juni hatte eine erste Sitzung in der Sache in einem Saal des Preußischen Abgeordnetenhauses stattgefunden, zu der ich eingeladen hatte. In dieser Sitzung waren Dr. Otto Arendt, Dr. Schroeder-Poggelow, Vizeadmiral Livonius, Ministerialdirektor Sachse und ich als geschäftsführender Ausschuß zur Weiterführung der Sache eingesetzt und auf Antrag von Dr. Arendt beschlossen, mich selbst mit weitgehenden Vollmachten an die Spitze der Unternehmung zu stellen. Von der Heydt trat alsbald mit einer größeren Zeichnung bei.

Am 7. Juli wurden Eingaben an Se. Majestät den Kaiser und den Reichskanzler beschlossen, in denen Mitteilung von der geplanten Unternehmung gemacht und um die Allerhöchste Zustimmung gebeten ward. Auf beide Eingaben erhielten wir alsbald ermutigende und zustimmende Antworten. Nun waren wir unseres Rückhaltes sicher und begannen unsere Arbeit öffentlich und im Ernst.

In diesen Tagen nun trat Wißmann in die Sache ein. Ich hatte ihn bereits im Vorjahre in Zanzibar kennen gelernt, und unsere persönlichen Beziehungen waren bald freundschaftliche geworden. Er hatte den Winter von 1887/88 in Madeira zugebracht und kehrte jetzt nach Deutschland zurück, um sich nach irgend einer neuen afrikanischen Aufgabe umzusehen. Die Emin Pascha-Bewegung kam ihm gerade recht, und er schloß sich ihr an. Sein Zutritt war uns willkommen; mir aber war es von vornherein klar, daß es außerordentlich schwer sein werde, eine gemeinsame Operationsbasis für uns beide darin zu finden. Ich glaube prinzipiell nicht an Teilung von Kommandos; einer muß befehlen können in letzter Instanz. Wie hätte sich aber Wißmann mit seiner großen afrikanischen Reiseerfahrung leichten Herzens im Kommando einem Manne unterstellen können, welchen er auf diesem Gebiet mit Recht als Neuling betrachten mußte, und der überdies mehrere Jahre jünger war, als er selbst? Beim besten Willen ließ sich eine allseitige befriedigende Lösung dieses Problemes schlechterdings nicht schaffen. Ich persönlich aber wäre lieber von der Sache ganz wieder zurückgetreten, als mit einem Zwiespalt im Kommando sie zu unternehmen. Dazu kam, daß Wißmann zu jener Zeit von meinen kolonialpolitischen Plänen überhaupt nichts wissen wollte. Er hatte die denkbar geringste Meinung von den Deutschen als Kolonisatoren, war ganz anglophil, und seine bekannte Äußerung: „wenn die Deutschen Kolonien haben wollen, so sollen sie auch ordentlich berappen," beweist, wie radikal entgegengesetzt unsere gesamte Grundauffassung über diesen Punkt war.

Im übrigen ist von einer eigentlichen persönlichen

Rivalität zwischen uns im Ernst niemals die Rede gewesen, so sehr in der Presse und von den Hintertreppenpolitikern auf eine solche hingearbeitet wurde. Wir waren und blieben Duzfreunde, und eine persönliche Unterhaltung regelte meistens in wenigen Minuten Differenzen, welche emsig zwischen uns geschürt wurden. Für eine eigentliche Rivalität war ja auch nicht die geringste Grundlage vorhanden. Wißmann war neben Schweinfurth damals unser angesehenster Afrikareisender; in meiner Tätigkeit aber hatte der „Afrikareisende" von Anfang an eine sehr untergeordnete, ja ganz beiläufige Rolle gespielt. Nur die Tatsache, daß meine Kolonie in Afrika gegründet werden mußte, hatte mich zum Afrikareisen veranlaßt. Ich war aus Neigung und durch meinen Entwicklungsgang Kolonialpolitiker geworden. Wie hätte ich eifersüchtig auf die Lorbeeren meines Freundes sein sollen, welche ich selbst durchaus nicht anstrebte? Und weshalb hätte Wißmann mir meine kolonialpolitischen Errungenschaften nicht gönnen sollen, um welche er selbst nie ambitioniert hatte? Indem man mich unter die deutschen Afrikareisenden setzte, buchte man mich in einer ganz falschen Rubrik, worin ich natürlich gegenüber den wirklichen Afrikareisenden zu kurz kommen mußte. Genau, als wenn jemand Cecil Rhodes zum Afrikareisenden proklamiert hätte, um ihn alsdann mit Livingstone und Stanley zu vergleichen!

In einer Beziehung freilich hat die reale weitere Entwicklung alles getan, um unsere Loyalität gegeneinander auf die Probe zu stellen. Wiederholt wurden Aufgaben und Kommandos zwischen uns geworfen; es ward eine Zeitlang zweifelhaft gelassen, wem sie zufallen sollten; um dann regelmäßig schließlich Wißmann zu-

gesprochen zu werden. Somit wurden reale Interessengegensätze geschaffen und zwar auf meinem eigensten Felde, dem der Kolonialpolitik. Ganz besonders hat der Kolonialdirektor Kayser diese Taktik des „divide et impera" systematisch zwischen uns betrieben. Auf diesen Punkt weiter einzugehen, habe ich keine Veranlassung.

Im Emin Pascha-Komitee, in welchem meine Freunde numerisch und finanziell überwogen, boten wir Wißmann ein ehrliches und herzliches Willkommen. Nicht nur wurde er am 18. Juli auf meinen Antrag kooptiert, sondern ich räumte ihm auch soviel vom Kommando ein, als möglich war, ohne unsere letzten Ziele ganz zu verlieren. Wißmann erklärte sich am 19. September zu Wiesbaden vor der konstituierenden Versammlung des Emin Pascha-Komitees durch schriftlichen Revers bereit, sich bei der Durchführung der Expedition meiner generellen Leitung zu unterstellen; und es wurde daraufhin beschlossen, uns beide mit der Ausführung zu betrauen. Wißmann sollte dabei ein taktisch selbständiges Kommando erhalten, etwa die Vorhut, oder eine eigene Abteilung der Gesamtexpedition führen. Das ins Auge gefaßte Gebiet war so weit, daß für zwei Männer wahrlich Spielraum nebeneinander war, solange nur die einheitliche politische Leitung gewahrt blieb. Nichtsdestoweniger würde dieser Zusammenflickungsversuch in der Praxis wahrscheinlich doch zu Mißhelligkeiten geführt haben.

Wie die Mehrheit des Emin Pascha-Komitees gesinnt war, ging aus dessen Konstituierung klar hervor. Ich selbst wurde einstimmig zum Präsidenten, Staatsminister von Hofmann und Dr. Schroeder-Pogge-

low zu Vizepräsidenten gewählt.*) Schatzmeister wurde Karl von der Heydt und Schriftführer Dr. Otto Arendt. Der eigentliche Vorstand war demnach, neben dem Staatsminister von Hofmann, durch meinen engsten Kreis gebildet. Alsbald brachte die Entwicklung in Ostafrika auch die Frage der Kommandoverteilung zu einer harmonischeren Lösung.

* * *

Am 11. September zu Wiesbaden erfuhr ich durch Draht aus Zanzibar, daß es an der Küste zu wirklichen feindlichen Zusammenstößen gekommen sei, daß unsere Beamten überall flüchteten, daß Konsul Vohsen selbst Hals über Kopf aus Pangani fortgemußt habe, wo die Eingeborenen hinter ihm herschossen, und daß er unsere sämtlichen Binnenstationen räumen lasse. Als ich dies erfuhr, sagte ich zu von der Heydt und Wißmann: „damit ist unsere Kolonie verhunzt; denn jetzt werden die Spesen in Ostafrika so hoch werden, daß sich das Geschäft dort nicht mehr zahlt; es ist, als wenn Salzwasser in einen Brunnen gedrungen sei.“ Freilich, ob Vohsen nötig gehabt hat, die Binnenstationen so ohne weiteres räumen zu lassen, ist mir hernach sehr zweifelhaft geworden. Wie ich durch die Emin Pascha-Expedition feststellen konnte, fand im Hinterland eine Rebellion überhaupt nicht statt; sondern die eigentlichen Negerstämme blieben sämtlich ruhig.

Das ist überhaupt das kennzeichnende an dieser Bewegung von 1888/89, was sie so völlig vom südwest-

---

*) Nach meiner Ausreise übernahm Staatsminister von Hofmann das Präsidium, und als zweiter stellvertretender Vorsitzender trat Professor Schweinfurth ein

afrikanischen Aufstand und auch von den gegenwärtigen Unruhen in Ostafrika unterscheidet, daß sie eine rein lokale Küstenangelegenheit blieb, an welcher im wesentlichen nur der minder respektable Teil der Araber und der Wangwana sich beteiligte. Buschiri, ein heruntergekommener Panganiaraber, stellte sich an die Spitze, und mit ihm gingen auch einzelne der angesehenen Araber, wie Bwana Heri; im allgemeinen aber war es der Bastardpöbel, mit welchem wir es zu tun hatten. Der Sultan von Zanzibar stand mit diesen Elementen nachgewiesener Maßen im Geheimen in Verbindung, öffentlich und formell aber hielt er sich streng bei Seite und mit ihm alles, was in der arabischen Gesellschaft etwas galt. Die arabische Vorherrschaft in Ostafrika beruhte im wesentlichen auf Bluff. Es war ihre scheinbare Macht, welche einen so ganz übertriebenen Eindruck von der Bewegung in Deutschland machte, wozu Redensarten, wie die „Verschwörung der arabischen Sklavenhändler", das „Überfluten der mahdistischen Bewegung nach Süden", das ihrige beitrugen. Dem deutschen Philister gruselte es. Bei Licht besehen, wozu ich mit Tiedemann im folgenden Jahre so viel Gelegenheit hatte, war in der Bewegung sehr wenig wirklich drohendes, und, wie gesagt, das Hinterland ist niemals in dieselbe hineingezogen gewesen.

So viel freilich war im Herbst 1888 klar, daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, wie sie 1887 aufgerichtet worden war, in dem Strudel der Buschirirebellion niedergehen werde. Schneller, als ich selbst im Frühling voraussehen konnte, war das Chaos über die Politik der Kayser, Delbrück & Co., ausgeführt durch Konsul Vohsen, hereingebrochen. Im Augenblick, wo

die Gesellschaft sich ans Reich um Schutz gegen den Aufstand wenden mußte, war ihr Bankerott als Hoheitsgesellschaft erklärt; was noch bleiben konnte, war eine zahme Land- und Handelsgesellschaft nach Art der Firmen O'Swald und Hansing.

Es lag ferner auf der Hand, daß meine eigene neue Unternehmung im Norden auf das empfindlichste von den Wirren an der Zanzibarküste betroffen werden mußte. Denn das Reich suchte nunmehr Anbahnung an Großbritannien und würde voraussichtlich auf britische Stimmungen und Wünsche noch sorgfältiger Rücksicht nehmen, als schon bisher. Es zog die Periode „unserer Kolonialehe mit England" herauf, wie Graf Herbert Bismarck im Reichstag verkündigte. Die deutsch-englische Küstenblockade von 2° 10′ südlicher Breite bis zum Kap Delgado war das erste Kind dieser merkwürdigen Ehe; der Zanzibarvertrag von 1890 ist ihr eigentliches geschichtliches Ergebnis gewesen. Die Preisgebung der Deutschen Emin Pascha-Expedition aber war ihre Rückwirkung auf unsere eigenen Pläne.

Diese gewannen zunächst freilich eine Förderung dadurch, daß die Zweiteilung im Kommando aufgegeben werden konnte. Fürst Bismarck beschloß, eine Reichsaktion an der Küste eintreten zu lassen und betraute Wißmann mit ihrer Durchführung. Dieser also trat aus dem Emin Pascha-Unternehmen wieder aus, und am 3. Januar 1889 beschloß der geschäftsführende Ausschuß auf Antrag des Herrn Ministerialdirektors Sachse: „Die bisher vorgesehene Zweiteilung im Kommando der Expedition fallen zu lassen und die Leitung der gesamten Expedition Herrn Dr. Peters zu übertragen." Dies teilten wir noch am selben Tage dem Auswärtigen Amt

mit und erhielten darauf durch Wißmann den mündlichen Bescheid, daß die Kaiserliche Regierung der Unternehmung nach wie vor sympathisch gegenüberstehe. Er werde uns an der Küste auch soweit unterstützen, als wie seine übrigen Aufgaben dies gestatteten. Wir mußten also annehmen, immer noch den moralischen Rückhalt am Reich zu besitzen. Unter dieser Voraussetzung bestätigte das Gesamtkomitee am 31. Januar den Beschluß des geschäftsführenden Ausschusses und trat ich selbst am 25. Februar die Ausreise von Berlin an. Damit waren, nebenbei, meine Beziehungen mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zu Ende.

* * *

Und nun beginnt die tollste Episode aus meiner ganzen afrikanischen Tätigkeit, welche an Groteskheit nur durch meine 7 Jahre später erfolgende Niederhetzung in Deutschland überboten worden ist. Ich habe vor mir ein Kopierbuch, welches meinen Depeschenwechsel während der Deutschen Emin Pascha-Expedition mit unserem Komitee in Berlin enthält, und alles wird anschaulich wieder lebendig vor meiner Seele: wie ich geradezu als rechtlos den Vergewaltigungen von allen Seiten gegenüberstand. Wie eine britische Schiffskompagnie es ohne Gefahr wagen durfte, die für mich engagierten 100 Somalis, für welche ich Passage von Aden bis Lamu bezahlt hatte, in Lamu nicht zu landen, sondern einfach in Zanzibar ans Land zu setzen. Wie Said Khalifa durch öffentlichen Anschlag bekannt machte, daß jeder Schwarze, der Trägerdienste bei mir nehme, geköpft werden würde. Wie das deutsche Generalkonsulat meine Beschwerden einfach unbeantwortet ließ, und mich überhaupt offiziell und gesellschaftlich schnitt.

Wie Admiral Fremantle, der Kommodore des britischen Geschwaders meine Waffen konfiszierte, und wie Admiral Deinhard, der deutsche Admiral, auf seine Frage, was er damit machen solle, ihm antwortete: „Schmeißen Sie sie über Bord.“ Aber der Engländer zeigte sich auch in dieser Lage als der größere Gentleman; er schickte die konfiszierten Waffen nach Aden zurück, von wo ich sie 1890 zurück erhielt, und händigte mir meine Jagdwaffen gegen seine formellen Instruktionen aus. Es kommt mir schließlich in die Erinnerung, wie ich in meiner tiefen Not mich noch einmal an mein Komitee mit der Bitte wendete, das Auswärtige Amt in Berlin zu ersuchen, mir zuhelfen, die Auslieferung meiner Waffen und freien Zugang in den Hafen von Lamu für mich zu erwirken, und wie ich darauf am 13. Mai die Antwort erhielt: „Auswärtiges Amt verweigert jede Vermittlung und Unterstützung.“

Dies war die Ausführung des mir gewordenen Versprechens der Unterstützung meiner Expedition, dies die Nutzanwendung des stolzen Bismarckschen Wortes, jeder Deutsche solle das Gefühl erlangen: „Civis Romanus sum.“ Vor den Augen der gesamten Welt, unter dem höhnischen Gelächter aller Zuschauer, wurde es zugelassen, daß hier eine deutsche Expedition als vogelfrei behandelt wurde, welche durch die Besten unseres Volkes ins Leben gerufen und unter der Sanktion nicht nur der Regierung, sondern Sr. Majestät des Kaisers selbst ausgerüstet worden war!

Zwar gab mir Wißmann 100 für mich auf einem seiner Dampfer transportierten Vorderlader aus seinem Magazin in Bagamoyo heraus, und dazu erlangte ich vom Depotverwalter in Dar es Salam 17 Mauser-

repetiergewehre, zu denen ich durch Vermittelung Oscar Borcherts in Bagamoyo bei Wißmann 3000 scharfe Patronen erhielt. Diese Gewehre haben die Deutsche Emin Pascha-Expedition möglich gemacht, aber Wißmaun, der die näheren Umstände wohl vergessen hatte, erklärte ihre Erlangung für einen Vertrauensbruch und beschwerte sich über mich in Berlin, wovon ich freilich erst erfuhr, als ich in Witu gelandet war. Am Sonntag, den 1. Juni, hatte ich meine konfiszierten Waffen für eine kleinere Expedition wieder ersetzt und außerdem durch Vermittelung des Bruder Oscar von der katholischen Mission in Bagamoyo 70 Träger für mich zur Verfügung. An diesem Tage kam Wißmann zu mir und sagte: „Peters, du siehst doch, daß deine Expedition ganz unmöglich ist; das ganze Blockadegebiet ist dir verschlossen, dein Dampfer wird dauernd beobachtet werden und hat gar keine Chancen, irgendwo zu landen. Gib doch die Sache auf.“ Ich war einen Augenblick still und sagte dann: „Würdest du an meiner Stelle die Expedition jetzt fallen lassen?“ „Ganz gewiß,“ sagte Wißmann mit Nachdruck. Ich vermied eine direkte Antwort.

Wenn ich die Sache nicht aufgab, so war dies sicherlich kein bloßer Eigensinn, sondern auf der einen Seite veranlaßte mich dazu die Überzeugung, daß es meine Pflicht sei, mit der Durchführung bis an die Grenzen der materiellen Möglichkeit zu gehen; auf der anderen Seite eine gewisse innere Überzeugung, daß ich die Sache doch noch durchführen werde. Ich sah das alles nicht so hoffnungslos an; vor allem auch deshalb nicht, weil ich bemerkte, daß die Gegenparteien ihrer Sache viel zu sicher schienen und mit mir zu sehr als einer quantité négligeable rechneten. Sie machten also einen Rechenfehler, und

damit hat man unter allen Umständen schon halb gewonnen. Ich hatte einen guten Küstendampfer, den Herr Fritz Bley als mein zeitweiliger Vertreter in Zanzibar für mich aus Bombay gechartert hatte, die „Neera" seligen Angedenkens; ich hatte an 70 Träger, 20 Somalis, Waffen und Proviant, sowie Expeditionsausrüstung erster Klasse. Weshalb hätte ich bereits in Zanzibar das Unternehmen kleinlaut aufgeben sollen? Dazu war immer noch Zeit, wenn britische oder deutsche Kriegsschiffe auf uns feuerten; und ich hatte es in solchem Falle stets in meiner Hand, die Sache „stilvoll" und dramatisch zum Abschluß zu bringen, nicht etwa mich zu übergeben und nach Deutschland zurückzukehren, mit der Meldung, „es hat nicht sollen sein!"

Dies war mein Entschluß, und die Rückerinnerung an ihn gibt jenen Wochen in Zanzibar, wo fast alles mich im Stich ließ, wo „kein Hund einen Brocken von mir nahm", und alte Freunde mich nicht mehr kannten, eine besondere Weihe. Das Schicksal setzt jeden von uns auf seine eigene Probe, den einen so, den andern so; meine Prüfungszeit war mir vom März bis Juni 1888 beschieden. Damals konnte ich ausfinden, wie weit meine Nervenkraft reiche, aus welchem Stoff ich gemacht sei, und deshalb war das eine große und schöne Zeit für mich. Die mancherlei Demütigungen, welchen ich ausgesetzt war, mußten selbstverständlich an meiner Seele abprallen, wie ein leichter Staubregen an einem Gummimantel. Sie hatten gerade die entgegengesetzte Wirkung wie die, welche wohl beabsichtigt war; und ich stehe nicht an, zu bekennen, daß die Zeit in Zanzibar und während der Emin-Pascha-Expedition die schönste und bedeutungsvollste meines ganzen Lebens gewesen ist. Damals habe ich

einen Einblick tun dürfen in den inneren Sinn dieses armseligen Erdenlebens, und ich kam der Gottheit näher. Die tiefe Einsamkeit inmitten einer Welt von feindlichen Gewalten drängte mit Naturnotwendigkeit auf diesen letzten Halt der armen Seele zurück.

Bei der Durchbrechung der Blockade hatte ich nicht nur mit dem britischen, sondern auch mit dem deutschen Geschwader zu rechnen. Außer drei englischen Kriegsschiffen, der „Boadicea", dem „Mariner" und dem „Cossack", waren auch zwei deutsche hinter mir her: die „Leipzig" und die „Schwalbe". Man hatte aber nicht darauf gerechnet, daß ich es wagen würde, durch die Riffs der Kwaihubucht ohne Lootsen zu laufen, und diesem Rechnungsfehler verdankte ich meine Landung. Man rechnete nicht mit mir, wie ich war, sondern wie man mich sich vorstellte; genau, wie dies später die Gallas, Massais und die anderen Stämme des Innern machten. Aus diesem Grunde bewegte ich mich nach Belieben hin und her, überall dahin, wohin ich gerade wollte auf die Äquatorialprovinz zu, deren Grenzen ich erreichte und nach dem rebellischen Uganda, das ich von einem Ende zum anderen durchzog. Hätte ich quer durch Afrika maschieren wollen, würde ich das genau so haben machen können. Ja, ich glaube, ich wäre selbst quer durch das Mahdiland gekommen. So sicher fühlte ich mich des Erfolges, und so überzeugt war ich zu jener Zeit, daß in diesem Gefühl die eigentliche Kraft liege. „Der Glaube kann Berge versetzen." Es ist eine tiefe Wahrheit in diesem dunklen und geheimnisvollen Wort.

* * *

Äußerlich betrachtet, war die Durchführung der Emin Pascha-Expedition ein Triumph der Organisation über die Massen. Es gelang mir, die 17 Somalis, welche uns die materielle Herrschaft über unsere Leute gaben, innerlich völlig an mich zu ketten; es war das große Verdienst Adolf von Tiedemanns, in die Träger etwas von preußischer Disziplin zu bringen. Damit besaßen wir die Handhabe, den raub- und mordlustigen Stämmen des Inneren klar zu machen, daß es klüger sei, mit uns in Frieden zu leben, als mit uns anzubinden. Ein Stamm nach dem andern mußte die Überlegenheit europäischer Bewaffnung anerkennen; am nachdrücklichsten die bis dahin so gefürchteten Massais, welche wir gründlich gebändigt haben, was leider nicht der deutschen, sondern der britischen Herrschaft zugute gekommen ist. Ich bin in Deutschland so oft angegriffen und beschimpft worden wegen der Art, wie ich auf der Expedition mit den Eingeborenen verfahren sei; meistens freilich von Leuten, welche von Afrikanern soviel kennen, wie ich vom Mann im Mond. Die Leute taten so, als ob ich aus Lust am Fechten und Morden gehandelt habe, während es sich doch von Anfang bis zu Ende um die bittere Pflicht der Selbstverteidigung handelte. Als ob irgend jemand, der nicht fürs Irrenhaus reif ist, daran Vergnügen finden könnte, im afrikanischen Busch sich herumzuschießen, anstatt in Frieden und Ruhe dahinzuziehen! Aber in Deutschland hatte man mich vor der Emin Pascha-Expedition einmal wieder rubriziert und zwar diesmal als Kolonialtheoretiker und als Agitator, der seine Finger doch ja von der Führung einer Expedition lassen solle! Da kam die technische Durchführung einer Reise unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen vom Indischen Ozean bis zum

Nil! Man mußte nach einem neuen Angriffspunkt suchen, und da fand sich für das nächste Jahrzehnt der bequeme Vorwurf der „Brutalität“ gegen die „armen Schwarzen“. Daß diese „armen Schwarzen“ die allerehrlichste Absicht gehabt hatten, uns selbst den Garaus zu machen, wurde zwar nicht immer übersehen, aber in der Regel verschwiegen. Denn sonst ließ sich ja die Anklage gegen den eigenen Landsmann nicht aufrecht erhalten. Daß die Deutsche Emin Pascha-Expedition, wie die Dinge 1889/90 lagen, sich schlechterdings nur auf die von mir gehandhabte Weise durchführen ließ, muß für jeden Kenner afrikanischer Verhältnisse, der sich die Mühe geben will, den Tatsachen ins Auge zu blicken, ebenfalls klar sein. „Aber dann hätte er sie eben nicht machen dürfen, er mußte sie aufgeben,“ so beenden die Herren mit den hochgezogenen Augenbrauen und den langen Ohren in der Regel ihre Betrachtung. Jawohl, damit die Philister und die Langohren wieder einmal Recht behalten hätten im deutschen Vaterland!

Es liegt außerhalb des Rahmens dieser Darstellung, hier im einzelnen auf die Schwarzenfrage einzugehen. Kompetent, sie zu beurteilen, ist, meiner Meinung nach, nur der, welcher den Afrikaner in seinen eigenen Gebieten kennen gelernt hat, da, wo er selbst herrscht; und nicht da, wo er unter weißer Herrschaft lebt. Hier nämlich erhält man in der Regel den Eindruck, daß er gutmütiger sei, als er tatsächlich ist, und lernt ihn nicht als das brutale Vieh kennen, als welches er aus den Händen der Natur hervorgegangen ist. Diesen Irrtum in der Beurteilung begehen vor allem solche Leute, welche ihn nur an der Küste gesehen haben; insbesondere, wie ich gefunden habe, auch Damen, welche ihn nur als Boys

kennen und nicht gezwungen sind, ernstliche Arbeit aus ihm zu erzielen.

Die Emin Pascha-Expedition führte Tiedemann und mich durch zum Teil ganz jungfräuliche Gebiete, in denen die Eingeborenen weder Weiße, noch auch hier und da Araber jemals gesehen hatten. Ich habe gefunden, daß diesen Völkern nur die männliche Energie und, gegebenen Falles, rücksichtslose Gewalt imponiert und daß nur, wenn man ihnen imponiert, man mit ihnen auskommen kann. Es ist doch nicht zufällig, daß die einzige Staatsform, welche die Bantus hervorgebracht haben, der brutalste Despotismus ist, der sich denken läßt; und, daß die republikanischen Hirtenstämme der Hamiten durchweg zu gleicher Zeit ungebändigte Räuberhorden sind. Die Mahdi, die Mtesas, die Mirambos, Gungunjanas Tschakas sind nationale Helden der Schwarzen; ihr „System" war absolute Rechtslosigkeit für alle und rohester Blutdurst im Verkehr mit ihren eigenen Untertanen. Massenschlächtereien ganz unschuldiger, harmloser Leute waren an der Tagesordnung. Tschaka ließ von Zeit zu Zeit, um seine Macht zu zeigen, Tausende seiner Krieger, die nicht das geringste verbrochen hatten, niederhauen; Gungunjana ließ an einem Nachmittage Dreitausend seiner Leute die Hände abhacken; und Mtesa, der eine Nacht von seinem verstorbenen Vater geträumt hatte, schickte Soldaten auf den benachbarten Markt, wo unschuldige Landleute ihre Waren ausboten. Er ließ gegen 2000 greifen und einen nach dem anderen abschlachten, bis eine eigens dazu gemachte Grube mit ihrem Blut gefüllt war, weil er meinte, der Traum von seinem Vater bedeute, daß dieser Blut trinken wolle. Solche Bestien

gewannen Einfluß nicht nur über die Körper, sondern auch über die Seelen der Afrikaner.

Man kann hieraus schließen, daß bei diesen ganz andere Motive wirksam sind, als bei uns. Dies ist uns auf der Emin Pascha-Expedition immer wieder klar geworden. Gaben wir den Häuptlingen Tribute oder Geschenke, so konnten wir darauf rechnen, daß sie sich Übergriffe gegen uns erlauben würden. Trieb ich selbst Tribute von ihnen ein, so blieben sie klein und bescheiden. Gebe ich einem schwarzen Häuptling einen Ochsen, so wird er sofort geneigt sein, mir meine ganze Herde wegzunehmen; gebe ich ihm aber einen Hieb mit der Peitsche, so wird er geneigt sein, umgekehrt mir Ochsen zum Geschenk zu machen. Dies bringt die Sache auf ihre kürzeste Formel. Immer wird er bei Akten der Güte Motive der Furcht, bei Handlungen der Strenge aber das Bewußtsein überlegener Macht beim Weißen voraussetzen. Die Nutzanwendung aus dieser Tatsache habe ich theoretisch in meiner kleinen Schrift: „Gefechtsweise und Expeditionsführung in Afrika“ gezogen; praktisch aber bei allen meinen späteren Berührungen mit ihnen, zunächst bei der Emin Pascha-Expedition. Für kriegerische Zusammenstöße empfiehlt sich aus den angeführten Gründen durchweg die Offensive.

Als das beste Beispiel nach dieser Richtung betrachte ich bei meiner Nilexpedition die Niederwerfung der Gallas am oberen Tana. Wir hatten bestimmte Nachricht erhalten, daß diese in einer Nacht gegen 12 Uhr unser Lager überfallen wollten. Infolgedessen setzte ich gegen 11 Uhr selbst über den Tana mit 25 Mann, marschierte auf das dreiviertel Stunden entfernte Lager der Gallas und traf gerade dort ein, als sie sich in Bewegung auf uns zu setzten. Der Eindruck war drastisch; in drei Minuten

war den Gallas ein für allemal die Lust ausgetrieben, sich mit uns zu messen. Als ein zweites Beispiel in derselben Richtung betrachte ich unser erstes Renkontre mit den Massais. Diese griffen in der Nacht auf den 22. Dezember am Guaso Nziro scharmützelartig unser Lager an. Nachdem sie einige Lasten genommen hatten, gingen sie gegen 2 Uhr in ihre Dörfer zurück. Sie mochten denken, entweder, daß wir uns am Morgen verschanzen, oder aber, daß wir abziehen würden, wo sie dann ihre Angriffe zu erneuern beabsichtigten. Sicherlich rechneten sie nicht auf das, was wir in der Tat unternahmen, nämlich am nächsten Morgen bei Tagesgrauen unserseits gegen ihre Dörfer vorzugehen und umgekehrt nun diese zu zerstören. Auch ihnen ist die Deutschenfurcht dauernd in den Knochen geblieben, und wir konnten unsern Vormarsch auf den oberen Nil zu fortsetzen.

Es war mit solcher Taktik, daß wir die Expedition technisch durchführten. Wer dies für hart oder ungerecht hält, muß mir zunächst klar machen, wie er selbst, in der Mitte räuberischer und mordlustiger Banditen, mit Erfolg eine kleine Expedition geführt haben würde.

* * *

Die Deutsche Emin Pascha-Expedition war keine Vergnügungstour, sondern eine groß angelegte kolonialpolitische Unternehmung. Unsere Kritiker würden ganz im Recht sein, zu sagen, daß der Aufwand von Menschenleben, den sie erforderte, nicht gerechtfertigt gewesen wäre, wenn Tiedemann und ich zum oberen Nil gezogen wären, bloß um Elefanten zu schießen oder Schmetterlinge zu fangen. Aber die Reise strebte eine gewaltige Erweite-

rung der deutschen Einflußsphäre an, und solches Ziel war schon das Einsetzen von Gut und Blut wert.

Im einzelnen gestaltete sich der Plan, den ich durchführen wollte, während der Expedition folgendermaßen: Ich ging aus, von der Tatsache, daß Witu anerkannt deutsches Gebiet sei, und unternahm zunächst, den Einfluß des Sultans Fumo Bakari soweit Tana aufwärts vorzuschieben, als Wapokomo an diesem Fluß entlang wohnten also etwas über Massa hinaus. „Nitapeleka bandera ako katika barani“ (ich werde deine Flagge in die Wildnis tragen), sagte ich ihm beim Abschied. Der Tana sollte die Basis meiner ganzen Stellung werden. „Auf dem Tana müssen Dampfer hinauflaufen,“ schrieb ich am 3. August 1888 von Engatana an meinen Freund Kurt Hoffmann, „dann zieht sich der Baringohandel bestimmt hierher. Die Wapokomo müssen gegen die Somalis und Massais geschützt werden, damit sie den Mut zur Viehzucht und zum Getreidebau im großen finden. Stationen müssen den Handelsweg nach Nordwesten bis in den Sudan sichern; vielleicht ist mir die Aufgabe beschieden, hier bahnbrechend zu wirken.“

Hinter Massa setzte bald die unbewohnte Steppe ein. Hier schweifte im Osten des Tana der Stamm der Kawallalah Somalis, mit deren Häuptling Scheriff Hussein ich in Witu einen Vertrag gemacht hatte, demzufolge sie mich als Freund, ja „als ihren Oberherrn anerkennen wollten, solange ich in Afrika bleibe“. Dann kam das Gallasultanat von Oda-Boru-Ruva. Diese Gallas warf ich im Gefecht nieder und machte darauf am 16. Oktober mit ihnen einen Unterwerfungsvertrag, den ich hier wiedergebe:

„Von der Heydt-Haus, 16. Oktober 1888.

Die beiden Endesunterzeichneten schließen hiermit Frieden und Freundschaft.

Dr. Carl Peters,
Chef der Deutschen Emin Pascha-Expedition, und
Sadech, Sultan der Gallas.

Dr. Peters respektiert Leben und Eigentum der Gallas.

Die Gallas erkennen Dr. Peters unbedingt als ihren Herrn an.

Sie versprechen, die Station von der Heydt-Haus zu respektieren und an ihrer Fortbildung mitzuarbeiten.

Sie verpflichten sich, die Expedition des Dr. Peters und seiner Herren mit allen Kräften zu respektieren.

Dr. Peters gehört aller Grund und Boden auf den von der Heydtinseln, und die Gallas wollen nur an ihn und seine Vertreter Elfenbein und Getreide verkaufen."

Es folgten die Gelände am oberen Tana und die Kenialänder, durch welche wir uns durchzuschlagen hatten, und einstweilen keine Flaggenhissung vornahmen, weil dies augenscheinlich zur britischen Interessensphäre gehörte. Den nächsten Punkt, den ich für mich in Besitz nahm, war der Baringo-See. Hier faßte ich den Vertrag (vom 8. Januar 1890) folgendermaßen: „Die Ältesten der Wakuafi erkennen Dr. Peters als ihren Herrn an und bitten ihn, bei Sr. Majestät dem deutschen Kaiser die Einverleibung des Baringolandes in das deutsche Schutzgebiet nachzusuchen." Der Schluß des Vertrages hat die bemerkenswerte Bestimmung: „Dr. Peters erklärt sich bereit, falls dies möglich ist, mit Emin Pascha behufs

Verschiebung seines Machtgebietes in diese Gegenden in Unterhandlung zu treten." Die Verbindung von Baringo nach Oda-Boru-Ruva gedachte ich nördlich des Kenia über Lorian zu bewerkstelligen; für die Durchführung des Gesamtplanes aber rechnete ich vornehmlich auf die Truppen Emin Paschas.

Um für die Verbindung mit Emin Pascha einen festen Stützpunkt vom Baringo aus halbwegs zu gewinnen, nahm ich weiter im Westen das fruchtbare Land Kwa Sakwa in Kawirondo für mich, indem ich am 1. Februar 1890 mit dem Häuptling einen Vertrag schloß und unsere Flagge hißte. Für die Engländer welche in diesen Gegenden bereits erschienen waren, ließ ich die folgende Erklärung in englischer Sprache zurück:

Kawirondo, den 1. Februar 1890.

„Sultan Sakwa hat mich um meine Flagge gebeten, welche ich ihm gewährte, um einen Platz hinter mir für meinen ferneren Vormarsch auf Emin Pascha zu haben. Sultan Sakwa hat mir eingeräumt, seinen Platz als mein Eigentum zu betrachen für die Zwecke meiner Expedition und irgend welche andere Pläne, welche ich in diesen Teilen von Afrika haben mag. Ich erkläre demnach das Land von Kawirondo für mein Eigentum, bis ich mit der Zustimmung des Sultans Sakwa anderweitig darüber verfügen mag. Irgend eine Verletzung der Rechte des Sultans Sakwa werde ich als eine Verletzung meiner eigenen Rechte behandeln."

(gez.) Dr. Carl Peters.

Für die etwaige Verwirklichung der im letzten Satz enthaltenen Drohung rechnete ich ebenfalls auf die Sudanesen Emin Paschas. Überhaupt beruhte mein ganzer Erschließungsplan Ostafrikas, wie er hier angedeutet ist,

durchaus auf der vorausgesetzten Zustimmung Emin Paschas. Daß er nach dieser Richtung hin kein Hirngespinst war, stellte ich am 20. Juni in Mpuapua fest. Mit Begeisterung ging Emin Pascha auf meine Vorschläge ein. In einem Aktenstück, welches ich mit mir nach Berlin nahm, proklamierte er die Äquatorialprovinz, da sie von der egyptischen Regierung aufgegeben sei, als seinen Besitz, und erklärte sich bereit, sie unter den Schutz des Kaisers zu stellen. Leider machte der deutsch-englische Vertrag vom 1. Juli 1890 jede weitere Reichsaktion in diesen Gegenden unmöglich.

Doch dies alles konnte ich im Februar 1890 noch nicht wissen. Hätte ich Emin in seiner Provinz angetroffen, so würde die Geschichte Mittelafrikas eine andere geworden sein. Es handelte sich nicht um eine abenteuerliche Reichsgründung, wie die des „Kaisers der Sahara", sondern im wesentlichen um einen groß angelegten Wirtschaftsplan, mit dem Emin Pascha sich in allen Einzelheiten einverstanden erklärte. Natürlich wollte ich die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft von 1889 nicht in diesen nördlichen Gebieten haben; mein Bedarf nach der Richtung hin war völlig gedeckt. Auch lag mir nichts an einer „Aufsichtsbehörde", vertreten durch den Geheimen Legationsrat Dr. Kayser. Ich wollte im wesentlichen zurücklenken auf den Gedanken vom Dezember 1885 und einen „Schutzstaat des Reiches" gründen, dessen Kernland die Gebiete Emin Paschas bilden sollten und der sich gegen Osten bis an Witu und den indischen Ozean ausdehnen mußte. Uganda und der ganze Viktoriasee sollten natürlich ebenfalls einbezogen werden.

Am 13. Februar erfuhr ich in Usoga, daß Emin Pascha bereits seit etwa einem Jahr mit Stanley aus

seiner Provinz abgezogen sei, daß damit die eigentliche Grundlage meines Planes zusammengebrochen war. Ich will hier die bitteren Empfindungen nicht noch einmal heraufbeschwören, welche dieser neue Querstrich durch meine Arbeiten in mir wachrufen mußte. Schnell entschlossen, gab ich nun meinen Vormarsch nach Wadelai auf und schwenkte nach Uganda ab, um wenigstens einen Teil des Ganzen zu retten. In Uganda tobte damals bekanntlich der Bürgerkrieg zwischen Mohamedanern und Christen, und diese Wirren hatten sowohl Stanley wie Jackson mit zwei großen britischen Expeditionen veranlaßt, an den West- und Ostgrenzen des Ugandareiches Halt zu machen. Ich marschierte mit 43 Mann über den Nil in das zerstörte Land ein, führte dadurch Mwanga mit seinem christlichen Gefolge von den Inseln des Viktoriasees nach seiner Residenz Mengo zurück und veranlaßte ihn, die britischen Vorschläge abzulehnen und zunächst einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit Deutschland abzuschließen. Dies geschah am 27. Februar. Es war keine Annahme des deutschen Protektorates. Leider hatte ich keine Autorität, auf dieser Basis zu verhandeln. Aber es war ein erster Schritt in dieser Richtung und, wenn die Regierung nach meiner Rückkehr noch in der Lage gewesen wäre, im Sinne meiner Anknüpfung weiter vorzugehen, war das endgültige Ergebnis unzweifelhaft. Auf alle Fälle war die Gefahr einer einseitigen britischen Besitzergreifung erledigt; und Emin Pascha schickte schon am 21. Juni von Mpuapua aus eine Erklärung an König Mwanga, in welcher er als Kommissar Sr. Majestät des Kaisers die uns in dem Vertrag gewährten Rechte annahm. Ich drucke den Vertrag in deutscher Übersetzung hier noch einmal ab:

„Mengo, 28. Februar 1890.

Zwischen dem König Mwanga, Kabaka von Buganda, und Dr. Carl Peters ist folgender Präliminarvertrag vereinbart:

Der König Mwanga nimmt die Bestimmungen des Berliner Vertrages vom Februar 1885 an, soweit sich solche auf Buganda und seine tributären Länder beziehen. Er öffnet diese Länder allen Untertanen Sr. Majestät des Kaisers von Deutschland, sowie allen anderen Europäern. Er garantiert den Untertanen Sr. Majestät des Kaisers von Deutschland, sowie den anderen Europäern, welche davon Nutzen ziehen wollen, volle Freiheit des Handels, Freizügigkeit und Freiheit zur Ansiedlung in Buganda und allen tributären Ländern.

König Mwanga tritt in Freundschaft mit Sr. Majestät dem Kaiser von Deutschland und erhält Freiheit des Handels, Freizügigkeit und freies Ansiedelungsrecht für seine Untertanen in allen Gebieten Sr. Majestät des Kaisers von Deutschland."

Diesen Vertrag hielt ich zur Anknüpfung für hinreichend; wenn Deutschland wollte, konnte es ihn bald zu einem eigentlichen Protektoratsverhältnis entwickeln. Mit der Äquatorialprovinz würde es dann den oberen Nil, vom Viktoriasee bis Ladó hin, beherrscht haben und hätte damit in Ostafrika in der Tat den Vorrang vor allen anderen besessen. Die Perspektiven dieser Stellung brauche ich hier nicht weiter auszuführen. Es ist niemals erfreulich, darüber nachzugrübeln, was man unter Umständen alles hätte haben können. Das Gesagte ist aber hinreichend, um den Plan und das reale Ergebnis der Deutschen Emin Pascha-Expedition klar zu machen. Ich glaube, man wird mir zugeben, daß wir die angefaßte

Aufgabe soweit gelöst haben, wie eine private Expedition sie eben lösen konnte. Ich bin auch der Meinung, daß unser Auftreten im Jahre 1889—1890 in Ostafrika die britische Regierung besonders geneigt gemacht hat, die Abtretung Helgolands an das Deutsche Reich zu beschleunigen.

* * *

Ich bin mit meiner Darstellung zu Ende. Als wir am 16. Juli in Bagamoyo wieder an die Küste gelangten, erfuhren wir den Abschluß des sogenannten Zanzibarvertrages, der wie mit einem Faustthieb die ganzen Bemühungen des letzten Jahres vernichtete. Nicht nur ging mein embryonaler „Schutzstaat" nördlich vom Tana und Viktoriasee in die Brüche, es fielen auch das Sultanat von Witu und das Gebiet zwischen Tana und Juba, sowie das Sultanat Zanzibar. Die Küste von Deutsch-Ostafrika kam zwar bedingungslos an uns. Aber das Reich hatte eine Entschädigung von 4 Millionen Mark für diese Abtretung an den Sultan von Zanzibar dafür zu zahlen, welche Großbritannien für ihn „in Verwahrung" nahm. Man hatte Beweise, daß er die Rebellion an der Küste unterstützt hatte. Nichtsdestoweniger zahlte ihm das Reich die 4 Millionen. Da die Wißmann-Expedition etwa 10 Millionen Mark gekostet hatte, kam die Küste also auf ganze 14 Millionen Mark zu stehen.

Wenn Deutsche über diesen sogenannten Zanzibarvertrag klagen, so sagen sie meistens, Graf Caprivi habe darin Zanzibar und Witu für Helgoland weggegeben. Dies ist eine irrtümliche Auffassung. Das Reich konnte Zanzibar nicht weggeben, aus dem einfachen Grunde, weil es Zanzibar nicht besaß. Das Recht, welches das Reich am 1. Juli 1890 aufgab, war die Garantie der

Unabhängigkeit des Sultanates Zanzibar, welche es durch den Vertrag vom 1. November 1886 erworben hatte. Damals hatte Großbritannien diese Unabhängigkeitserklärung verlangt, weil es unsere Initiative fürchtete. So hatte sich die allgemeine politische Lage in 4 Jahren geändert, daß es 1890 die Anullierung der Unabhängigkeit von uns als Konzession sich ausbat. Von kolonialpolitischem Standpunkt aus war die Aufgebung Zanzibars ein nicht mehr gut zu machender Fehler. Das Schutzgebiet war dadurch ein für allemal verkrüppelt.

Genau dieselbe Rückwirkung hat die Vergebung Ugandas und seiner Nebenländer auf die wirtschaftliche Gestaltung Ostafrikas gehabt. Uganda war handelspolitisch das wichtigste Stück unseres Hinterlandes, und es gehört zu den besiedelungsfähigsten Gebieten des Erdteils. Indem Deutschland es dem britischen Konkurrenten überließ, schnitt es gewissermaßen den zweiten großen Flügel von seiner Interessensphäre. Man mag die Sache erwägen, wie man will: der Zanzibarvertrag war kolonialpolitisch das Verdammungsurteil für Deutsch-Ostafrika.

Deutschland erhielt dafür das Felseneiland von Helgoland, welches den Mündungen der Weser und Elbe vorgelagert ist. Dies ist eine wesentlich militärische Erwerbung, welche 1890 wenig praktischen Wert zu haben schien, da niemand zu jener Zeit an einen deutsch-englischen Krieg dachte. Inzwischen hat die Welt ein anderes Aussehen gewonnen, und damit muß sich auch die Beurteilung des viel gescholtenen Zanzibarvertrages ändern. Denn für den Fall eines Krieges zwischen Großbritanien und unserem Vaterland würde Helgoland in englischen Händen allerdings eine drohende Gefahr für unsere Nordseeküsten bilden. Es wäre der feste Punkt, von

dem aus eine effektive Blockierung der Jahde-, Weser- und Elbemündung vorgenommen werden könnte, und welcher demnach möglicherweise das Zünglein an der Wage bildet, welche über Sieg oder Niederlage entscheidet. Da in einem solchen Kriege aber der Besitz nicht nur all unserer überseeischen Gebiete, sondern auch das Schicksal unseres Welthandels auf dem Spiele steht, so läßt sich heute in der Tat die Frage noch einmal ernstlich erwägen, ob wirklich Zanzibar, Witu und Uganda ein zu hoher Preis für die Besitzergreifung einer unter Umständen so gefährlichen feindlichen Stellung gewesen ist. Dies werden Marinesachverständige zu entscheiden haben. Wenn ihre Entscheidung in dem Sinne ausfällt, daß der Preis nicht zu hoch war, würde ich mich mit dem Trost bescheiden, daß Jahre voll Mühen, Schmerzen und Gefahren wenigstens meinem Volk dazu verholfen haben, in Europa seine Defensivstellung zur See zu verstärken.

* * *

Wenn ich heute auf die hier geschilderte Epoche von sechs Jahren Arbeit zurückblicke, so finde ich, daß manche der Gegensätze und bitteren Empfindungen, welche sie mit sich brachte, anfangen, zu verblassen.

„Eng beieinander wohnen die Gedanken;
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen."

Wer sich in das Gebiet der Willensbestrebungen begibt, wo Interessen sich kreuzen und Kräfte aufeinander platzen, darf nicht erwarten, den süßen Frieden der Seele zu behalten, wie das holde Spiel der Phantasie oder die Reflexion im Reich des abstrakten Gedankens sie uns

schenkt. Wenn ich Niederlagen und Enttäuschungen erlebt habe, so sind solche doch auch den andern beteiligten nicht erspart geblieben. Es kommt schließlich fast alles im praktischen Leben auf Kompromisse hinaus; und, je älter ich werde, um so mehr suche ich mir vor Augen zu halten: „Peccatur intra et extra muros.“

Das Deutsch-Ostafrika von heute ist sicherlich nicht das, welches mir 1885 oder 1889 vorschwebte. Es ist kein glänzendes Kolonialreich, über welchem unsere Flagge am Westgestade des Indischen Ozeans weht. Aber auch das, was uns aus den Träumen einer hochgehenden Phantasie zur Wirklichkeit geworden ist, bietet ein weites Arbeitsfeld für unser Volk, wenn dieses lernen kann, es wirtschaftlich zu erschließen. Dazu gibt es nur den einen Weg einer nüchternen und sparsamen Bearbeitung: Bebauung des Landes, soweit solches imstande ist, Erträge gewinnbringend zu liefern, und Aufsuchung der etwaigen Mineralschätze unter der Erde! Zu beiden aber ein auf modernen Grundlagen beruhendes Verkehrswesen; und die Organisierung der heutigen Arbeitskraft der Kolonie nach preußischen Gesichtspunkten. Dies ist der Weg, um natürliche Kaufkraft im Lande zu schaffen, aus welcher der deutsche Handel und unsere Industrie Vorteil zu ziehen vermögen; es ist die einzige Methode, Deutsch-Ostafrika zu einem wertvollen Besitz unserer Nation zu machen. Wenigstens vermag ich keinen anderen zu erkennen. Möge das Land mehr und mehr in die Bahnen einer solchen gesunden Entwickelung einlenken! Das ist der Wunsch, mit welchem diese Erinnerungen aus einer erregten Zeit ausklingen sollen.

Sachregister.

A.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

N.

Hinter den Kulissen des mandschurischen Kriegstheaters.

Lose Blätter aus dem Tagebuche eines Kriegskorrespondenten von Max Th. S. Behrmann.

Preis: Geheftet 4 Mk., gebunden 5 Mk.

Hamburger Nachrichten: Sein Buch unterscheidet sich von landläufigen Schlachtenschilderungen sehr wesentlich und legt mit schonungsloser Offenheit und mit plastischer Anschaulichkeit die Ursachen des bisherigen Mißerfolgs der Russen, wie sie sich dem aufmerksamen Kritiker offenbarten, dar. In dieser Richtung sollten die ungeschminkten Darstellungen des Ausländers Behrmann den politischen Ratgebern des Zaren als Material willkommen sein.

Frankfurter Zeitung: Diesen konservativen, ein wenig antisemitisch angehauchten Russenfreund wird kein Soldschreiber der Autokratie oder der Russenbanken „liberaler Voreingenommenheit" beschuldigen können. . . . Aus politischen Gründen kann man das Buch nicht genug empfehlen. Daß es „vom Lebenden genommen" sich liest, wie ein spannender Roman, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Soeben erschien:

Von Rußlands Not und Hoffen

von George Cleinow.

Preis 3 Mk.

Dies neue zeitgemäße Werk über Rußland bietet ein Bündel Schlaglichter auf Vorgänge und Zustände in Rußland während der ganzen bewegten Zeit seit Ausbruch des Krieges gegen Japan Aus einer Fülle von Material, das der Autor seit dem Jahre 1898 aus eigener Anschauung in allen Teilen Zentral-Rußlands gewonnen hat, wird eine Reihe von Aufsätzen wiedergegeben, die in knapper Form — Scheinwerfern gleich — außerhalb Rußlands nur wenig bekannte Gebiete des russischen gesellschaftlichen und staatlichen Lebens beleuchten. Der Autor bleibt mit seinen Beobachtungen nicht an der Oberfläche. Er führt uns an die vom Zarenhause umstandene Bahre des Ministers Plehwe und in die Taufkapelle des Großfürsten Thronfolgers, wo er als einziger Journalist neben dem Zeichner des Daily Graphic der Taufzeremonie beiwohnte, wie in Versammlungen der Revolutionäre. Kritik und Schilderung wechseln einander in bunter Folge ab. Den Kern bilden Studien über die Volksvertretung und die Parteien in Rußland, durch die das Buch geradezu ein Leitfaden für den Zeitungsleser aller Bildungsgrade wird. Die Verbindung von feuilletonistischen Schilderungen der einzelnen Gesellschaftskreise mit der Darstellung der Gesetze für die Volksvertretung gibt ein so deutliches Bild des Rahmens, in dem sich das Leben Rußlands während der nächsten Zeit abspielen soll, wie es bisher noch nicht geliefert wurde.

Die Aristokratie in der Weltpolitik

von Dr. Karl Mehrmann.

Preis: Geheftet 2 Mk.

Der Verfasser macht es sich in dem vorliegenden Buche zur Aufgabe, den Übergang der europäischen Staatengesellschaft zum Weltstaatensystem zu untersuchen. Dabei fallen nach den verschiedensten Seiten hin, vom politischen auch auf das philosophische und naturwissenschaftliche Gebiet, die interessantesten Streiflichter.

A. W. Hayn's Erben, Potsdam und Berlin.